

MAX OTTO

IN KANADAS URWÄLDERN UND PRÄRIEN

VERLAG von PAUL PAREY in BERLIN


UNIVERSITY OF ALBERTA
QUAECUMQUE VERA

Richard Spenscher 31/3. 26.



Der Verfasser und seine Frau.

In Kanadas Urwäldern und Prärien

Erlebnisse und Streifzüge eines Trappers und Farmers

Von

Max Otto
(Kanadajäger)



Neue Folge von
„In kanadischer Wildnis"

Zweite Auflage

Mit Kapitelleisten von Karl Wagner
und 39 Abbildungen nach Naturaufnahmen auf 20 Tafeln

BERLIN
VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen
SW 11, Hedemannstr. 10 u. 11
1926



Vorwort.

Langsam gleitet der Dampfer „Montreal" der Canadian Pacific Linie, der mich von Europa nach Kanada gebracht hatte, in den Hafen von Quebec. Stürmisch war die Überfahrt gewesen und wegen der vielen Eisberge, zwischen die wir durch den Sturm verschlagen worden waren, auch äußerst gefährlich. Das seemännische Geschick des Kapitäns, der tage- und nächtelang nicht von der Kommandobrücke gekommen war, hatte uns glücklich in den Hafen geführt. Nun legten wir in der altfranzösisch-kanadischen Hafenstadt an. Viele Menschen standen am Ufer und winkten uns mit Händen und Tüchern den Willkommengruß zu. Mir fiel besonders eine aus 20 bis 30 Kindern bestehende Gruppe auf, die sich unter Führung eines jungen Mannes, anscheinend ein Lehrer, bis dicht an das Ufer drängte. Einer der Jungen trug an einer Stange ein schildförmiges Transparent, in dessen Mitte ein Ahornblatt in den Herbstfarben grün-gelb-rot gemalt war. Im Halbkreis um das Blatt las ich die Worte: „The maple leaf for ever*)."

---

*) „maple leaf" = Ahornblatt ist dem Kanadier dasselbe wie dem Deutschen der Reichsadler. „The maple leaf for ever" ist das kanadische Nationallied.

An der Reling stehend, schaute ich sinnend auf Ahornblatt und Inschrift. Ein eigenartiger Gedanke befiel mich. Ich zog den Vergleich zwischen hier und dem deutschen Vaterland. Hier empfing man uns mit dem kanadischen Nationallied — nur wenige von uns Reisenden achteten wohl darauf, oder verstanden zu erfassen, welcher Unterschied da zwischen hüben und drüben — zwischen Kanada und Deutschland vorhanden war. Wie nun, wenn dem Fremdländer, der in einem deutschen Hafen an Land steigt, plötzlich ein Transparent mit „Deutschland über alles" vor die Nase gehalten würde, das Lied, das in der ganzen Welt als „anmaßend" verpönt war. Welche Gedanken hätte dieses wohl in dem Fremdländer wachgerufen. Ich sah diese Art der Begrüßung, die uns Fremdlingen von den kanadischen Kindern entgegengebracht wurde, von einer andern Seite an — sie war wohl ein wenig ungeschickt, aber herzlich gemeint.

Schiffsketten rasselten und klirrten, Trossen quietschten und knarrten, und krachend schlug die Laufbrücke auf das Deck. Wir Handvoll Reichsdeutsche, die wir während der Fahrt einen „Klub" gebildet und viel mit den Schiffsoffizieren verkehrt hatten, gingen zuerst vom Schiff. Die Offiziere drückten uns die Hand und wünschten uns alles Gute für die Zukunft. Und plötzlich stieg das „maple leaf" hoch über den Köpfen der Kinderschar empor. Der Lehrer hob die Hand, und schwungvoll mit gut verteilten Stimmen schallte Kanadas Nationallied aus jugendlichen Kehlen durch die Landungshalle und über die im Hafen liegenden Schiffe. Ein schönes Lied als Begrüßung — wo man singt, da laßt euch ruhig nieder; böse Menschen haben keine Lieder —.

Mit diesem ersten und guten Eindruck, den Land und Leute auf mich gemacht hatten, trat ich die lange Bahnreise nach dem Westen, dem nördlichen Teile der Provinz Alberta, an, der mich drei Jahre aufnehmen sollte, bis ich die mir gestellten Aufgaben erledigt und die Ziele erreicht hatte. In dem

ersten Band meiner kanadischen Erinnerungen*) habe ich bereits meine Erlebnisse und das Gesehene in dem Zeitraume von 1912 bis Frühjahr 1919 geschildert. Ich möchte in d i e s e m Vorwort über den Inhalt des I. Bandes am liebsten völlig hinweggehen — ich kann es nicht so ohne weiteres tun. Denn zu gewaltig packen mich die Erinnerungen an jene entschwundene Zeit — damals, als ich den Dampfer verließ und den Fuß auf kanadischen Boden setzte. Und als ich dann in der Wildnis mir ein einfaches, aber molliges Heim geschaffen, als meine Frau wenige Monate nach mir — aus der Heimat kommend — ihren Einzug in Kanada und in das stille Jägerheim hielt, da kam ich mir vor wie ein König in einem großen weiten Reich. Mit meinem braven Kameraden — meiner Frau — an meiner Seite, umgeben von vierfüßigen Freunden, lebten wir uns bald in dem damals noch viel Freiheit gewährenden Lande ein. Ich lernte Land, Leute und die Eigenheiten dieses und jenes Menschenschlages kennen, lernte die Indianer schätzen und achten und diese wieder mich; ich studierte die Tierwelt dieses neuen Landes und gewann bald Freunde unter der Mischlingsbevölkerung und besonders unter Indianern.

Die Leser meines I. Bandes wissen, welch treue Freunde mir die sogenannten „Rothäute" wurden; sie wissen, wie Gefahr und Todesnot mich mit den roten Freunden zusammenschweißte und wie in dem gewaltigen Ringen gegen wütende Naturgewalten und Raubtiere jeder sein Leben einsetzte für den andern. Treue um Treue! Die Leser begleiteten mich auf unsern Jagd- und Pelzfangfahrten in die unendliche Wildnis im eisigen Winter; sie fochten mit mir die Kämpfe durch, die wir in den Unbilden des kalten Nordens gegen Unwetter und hungrige Wolfsrudel zu bestehen hatten, während meine Frau

---

*) „In kanadischer Wildnis". Von Max Otto (Kanadajäger). Verlag von Paul Parey, Berlin SW 11, Hedemannstr. 10/11. Mit 460 Seiten Text, vielen Bildern, zwei bunten Pelztiertafeln und Kapitelleisten von Karl Wagner. Achte Auflage. Preis in Leinen gebunden 15 M., Luxusausgabe in Leder Preis 60 M.

viele, viele Meilen weit entfernt in ihrem einsam gelegenen, verschneiten Heim unsrer glücklichen Rückkehr harrte.

Zu jener Zeit lebten wir in dem uns seiner Mischbevölkerung und seines babylonischen Sprachengewirrs wegen wesensfremden Lande trotzdem wie im Paradies. Denn abgesehen von kleinen Allgemeinheiten, die man in jedem Lande in der Welt findet, tat uns niemand ein Unrecht. Die Behörden befleißigten sich, jedem Bewohner oder Gast im Lande ohne Ansehen der Nationalität gleich gerecht zu werden.

Mitten in unser idyllisches Wildnisleben zuckte ein Blitz aus der politischen Gewitterwolke Europas. Der Krieg brach aus. Wir waren abgeschnitten von der Heimat —. Ich will über diese Sache hier nichts erwähnen. Wer meinen ersten Band gelesen hat, der weiß auch, was dieser kurze Hinweis auf den Weltkrieg für uns Deutsche in Feindesland, und besonders für mich und meine Frau, zu bedeuten hat. — Der Leser weiß auch, wie wir gehetzt, verfolgt und verraten wurden. Im Geiste hat er mit uns gefühlt, gestritten und gelitten —. Im Geiste sah er den fürchterlichen „schwarzen Tod" (Lungenpest) durch die Welt rasen, über Kanada hereinbrechen, meine Frau und mich mit ihm ringen, bis wir uns stärker erwiesen als er, und wir ihn in Fesseln schlagen konnten. Im Geiste sah der Leser weiteres Unheil durch erbärmlichen Verrat über uns hereinbrechen; fühlte mit, wie wir um unser Leben, unsere Freiheit rangen —. Doch, wozu in diesem Vorwort flüchtig wiederholen, was im ersten Band klar geschrieben steht.

Ich hatte meinen I. Band mit dem Frühjahr 1919 geschlossen und hatte die Absicht, meine Erinnerungen der letzten drei Jahre — von 1919 bis zu meiner Rückkehr in die Heimat im Herbst 1921 — gelegentlich in Zeitschriften zu veröffentlichen. Angeregt von vielen Seiten, habe ich mich veranlaßt gesehen, auch diese Erinnerungen in Buchform in einem zweiten Bande erscheinen zu lassen. Wie im Jahre 1923, als ich „In kanadischer Wildnis" verfaßte, sah ich mich wieder auf die damalige Bahn gedrängt, meine Aufzeichnungen zusammenzukramen. Wieder

suchte ich jede schriftlich niedergelegte Bemerkung über die letzten drei Jahre meines insgesamt neunjährigen Lebens in kanadischer Wildnis hervor und schied aus, was sich zur Veröffentlichung eignete und was nicht. Lücken sind dadurch entstanden, die vorerst noch nicht geschlossen werden können und über die der Leser sich sein eigenes Bild machen möge. Jede kleine Aufzeichnung, die mir in die Finger kam, versetzte mich im Geiste wieder dorthin, wo ich trotz fürchterlicher Kriegsjahre die schönste Zeit meines Lebens zubrachte — in die Wildnis und inmitten deren tierische Bewohner!

Der Sommer 1919 führt mich als Begleiter eines „Prospektors" (Mineralsucher) zu einer geheimen Forschungsreise 300 engl. Meilen weiter in nördliches Gebiet. Die kritischen Nachkriegsverhältnisse machen mir es unmöglich, meine Frau viele Wochen lang allein zu Hause zu lassen. Sie ist gezwungen, an der Reise teilzunehmen. Aber nicht die einzige Frauensperson ist es — die Nichte des Prospektors, eine junge Vollwaise, ist ebenfalls gezwungen, an der langen Wagenreise durch die Wildnis teilzunehmen. Wochenlang winden wir uns mit Pferden und Wagen über gefährliche Sümpfe, durch Gewässer, Urwald und sonstige Hindernisse, retten uns mit Mühe und Not durch ein gewaltiges Prärie- und Waldfeuer, das durch Unvorsichtigkeit von Indianern verursacht worden ist, dann halten wir uns wochenlang zur Erforschung eines an Boden- und Naturschätzen reichen Flußtales in der Wildnis auf und kehren nach langer Abwesenheit gesund und wohlbehalten wieder in unser Heim zurück — reich an Proben von Erz- und Naturschätzen, die jenes Flußtal birgt; reich an gesammelten Beobachtungen über die dortige Tierwelt, Flora und urwaldliche Seltenheiten.

Und dann reißt man mich in das Tal des Salmonflusses, in Britisch-Kolumbien, wo eine neue deutsche Kolonie entstehen sollte. Wieder sehe ich die gewaltigen Bergriesen, die jäh abfallenden tiefen Schluchten und romantischen Täler der Rocky Mountains. Ich lerne das vielgenannte Fort George im Fraserflußdistrikt kennen, von wo aus wir die Fußwanderung in das

nördlich vom Fort gelegene Salmongebiet antreten. Tagelang durchstreifen wir das Flußgebiet, studieren die Lebensmöglichkeiten für den Einwanderer in dieses Tal, das manches Anregende bietet und dessen Fluß uns zuletzt noch reiche Beute an Salmon (Lachs) liefert.

Und später streife ich mit einigen Gefährten nochmals durch die Felsenberge — zum letztenmal. Denn es sollte der letzte Jagdzug sein, den ich in weite Ferne unternahm. Er sollte mir noch einige gute Trophäen bringen, die einst mein Heim auf deutschem Grund und Boden schmücken sollten. Wir ahnten, daß wir bald kanadischen Boden verlassen würden. Die Stunde nahte — die Zeichen gingen ihr voraus. In dem Kotenay-Distrikt der Felsenberge holte ich mir noch Grisly-, Schwarz- und Braunbär; holte mir dort den kapitalsten Wapiti, der jemals erlegt worden war. Damit war mein jägerischer Ehrgeiz gestillt.

In den weiten, weiten „Hills", wo mein Jägerheim lag, habe ich nachher noch die letzten Pelzjäger- und Jagdfreuden genossen und die Erinnerung daran diesem Band einverleibt. Auch wie sich mein und meiner Frau Leben, angesichts der kritischen Nachkriegsjahre, sonst noch gestaltet hat, das habe ich — soweit als angängig — dem Leser nicht vorenthalten.

„Und was ist mit Jimmy und Bobby geworden? Und mit Ihren anderen Pferden und Hunden?"

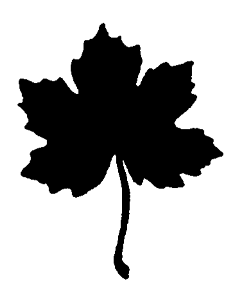
So haben mich viele gefragt, die mich persönlich kennen oder die mir schreiben. Und so wird sich auch manch anderer Leser des I. Bandes schon gefragt haben. Ich kann im Vorwort diese Frage nicht erörtern. Das in diesem Band enthaltene Kapitel: „Der tragische Tod von Jimmy, Golly, Raudy und Bobby" wird es dem Leser verraten. Mir aber klingt am Schlusse dieses Vorworts noch einmal „The maple leaf for ever" in den Ohren, denn es hat auch für den Fremdling in Kanada eine große Bedeutung — für den Fremdling, der in der Wildnis hauste und dann wieder zurückgekehrt ist in die alte überfüllte Heimat Europas. Es erinnert an die Wildnis; wer diese gekostet, kann sie niemals missen. Und wenn er in

der alten Heimat einen Ahornbaum sieht, dann gedenkt er an „The maple leaf for ever!" Und auch ich denke daran — for ever!

Möchte der Tag nicht fern sein, wo den Deutschen in Kanada wieder mit freundlicheren Gefühlen entgegengekommen wird, so daß sich der deutsche Einwanderer dort wieder frei und wohl fühlen kann und dem deutschen Sportsmann und Jäger die ihm heute noch verschlossenen Jagdgründe wieder offen stehen. Denn: „The war is over." (Der Krieg ist vorüber.)

Im Herbst 1925.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.



Erstes Kapitel.

Ein Forscherzug nach dem Klarwasserfluß.



Was in dem langen nordischen Winter fehlt, das ist im kurzen nordischen Sommer zuviel des Guten — die Sonnenwärme. Denn je länger der eisige Winter dort oben dauert, desto kürzer ist der Sommer und desto glühender brennt die Nordlandsonne. Der Junimonat ist es, wo bereits die Tropenglut einsetzt und wo schon in den frühen Morgenstunden die Atmosphäre vor Glut derart flimmert, daß sich ein förmlicher Hitzeschleier auf die Augen legt und für Mensch und Tier von den späteren Vormittagsstunden ab der Aufenthalt im schattenlosen Freien unerträglich wird. Und dazu kommen die Moskitoschwärme, die Hornissen, die „Bremsen", die Myriaden kleiner Fliegen mit ihren klebrigen „Pfoten", deren ätzender Saft auf der Haut wie Feuer brennt, die in Mund, Nase, Augen und Ohren fliegen — eine besondere Qual noch für Mensch und Tier neben der Tagesglut. Und der ewig blaue Himmel lacht — lacht; kein Wölkchen steht im wunderbar blauen Äther, das geeignet wäre, den glühenden Sonnenball einige Minuten zu verdunkeln und den unter der Hitze ächzenden und krächzenden Menschen einigen kühlen Schatten zu gewähren. Man lechzt nach einem kühlen Bad — kein Gedanke daran! Die Teiche sind sumpfig,

die fließenden Gewässer trotz der Sonnenglut eiskalt, und wenn die genannten Übelstände nicht wären — das stechende Ungeziefer, das sofort über den nackten Körper herfällt, macht das Baden unmöglich.

Der Juni 1919 ließ sich ganz besonders heiß an. Schon im ersten Drittel konnten wir nur von ungefähr 4 Uhr früh bis gegen 8 Uhr und nachmittags von 5 Uhr ab mit den Pferden arbeiten. Des Tages über hielten sich die Haustiere, sogar die freundlichen Grunzer, am grasreichen und von hohem Gebüsch beschatteten Seeufer auf. Einige große Brandhaufen, in gewissen Abständen angelegt und mit feuchtem Holz, Strohdünger und feuchten Torfstücken genährt, sorgten dafür, daß der beißende Qualm die Moskitos und sonstigen fliegenden Quälgeister von den Tieren fernhielt. Den letzten Schlag Arbeit an Feld und Garten hatte ich getan. Die Tiere sowohl als auch ich konnten der Hitze ausweichen und im Schatten Kühlung suchen. Für mich selbst trat bis zum Eintritt des Heuschnittes, Ende Juli, eine fast zweimonatige Ruhepause ein.

Da kam eines Morgens ein Auto durch das Hügelgelände auf mein Heim zu. Wir nahmen an, daß es „Rotjacken" (politische Polizei) seien, die mich wieder einmal als verhaßten Deutschen mit ihrem Besuch beehrten, um bei mir nach „Geheimdingen" zu stöbern.

Wem sonst konnte das Auto gehören, als den roten Schergen, die sich schon mehrmals mit ihrem Auto durch die Hills bis zu mir durchgearbeitet hatten? Minute um Minute vergeht, das Auto ist schon sehr nahe, jetzt noch über den höchsten Hügel, 300 Schritt vom Hause entfernt — dann muß ich die Kerls schon sehen. Aber — diesmal nehmen sie den Hügel nicht im ersten Anlauf; plötzlich surrt und knattert der Motor auf der Stelle — aha, mitten am Hügelhang sitzen geblieben! Bravo! „Du, Frau, die sitzen fest; wenn doch der Motor zum Teufel ginge —." Aber nein, der hält stand! Rückwärts, den Hang wieder hinab geht die Fuhre; dann ein zweiter und energischer Anlauf; der Motor heult fürchterlich und jetzt sehe ich das Auto samt den Insassen über die kurze, nackte Hügelkuppe

sich aufbäumen, um sofort mit einer förmlichen Verbeugung nach mir herüber am diesseitigen Abhang hinter den Bäumen zu verschwinden. Doch keine Rotjacken sah ich leuchten, wohl aber zwei khakifarbige Sporthemden und breite Strohhüte und im Hintersitz des Autos ein luftig-duftig weißes Damengewand, sowie den wehenden hellblauen Moskitoschleier. Also keine „Police". Hundertfünfzig Schritt vom Hause entfernt mußte das Auto halten, denn dort entlang zog sich meine vierfache Stacheldraht-„Fenz", die das Getreideland von der Weide abschloß; die Einfahrt zum Hause war besonders gut mit Stacheldraht versehen, der sich aber in Form eines „Tor" (Gate) an der Stelle öffnen ließ. Ich hatte dieses Stacheldrahthindernis selbstverständlich mit voller Absicht so kompliziert wie möglich angelegt. Die Öffnung des „Gate" (sprich: Geeht) ging für den Uneingeweihten gar nicht so schnell und leicht vonstatten, so daß ich im Falle „roter Gefahr" noch immer Zeit behielt, etwaige Dinge, die nicht für die Spitzelaugen bestimmt waren, in einem unauffindbaren Versteck im Hause verschwinden zu lassen. Außerdem änderte ich jedesmal, wenn roter Besuch hiergewesen war, und die Art und Weise, wie man das Gate öffnete, kennengelernt hatte, den Verschluß ab und komplizierte die Geschichte derart, daß bei neuer unverhoffter Gefahr beträchtliche Zeit verging, ehe das Gate sich öffnete. So auch heute; der eine Strohhutmann bemühte sich vergebens, das Tor zu öffnen. Ich wollte die Besucher nicht zu lange warten lassen und ging selbst, um ihnen den Weg frei zu machen. Kaum sahen sie mich kommen, da schwenkte der Abgestiegene freudig seinen Hut: „Hallo Mac!" — Ach — Donnerw — — —! „Hallo Mr. S.!" Ich hatte einen der Ankömmlinge, einen Beamten aus Edmonton jetzt schnell erkannt, schwenkte zur Begrüßung meinen Hut ebenfalls schon von weitem, und beeilte mich nun, das Tor zu öffnen. Ich und der mir sehr wohlbekannte, als Mensch wie als Jäger sehr sympatische Beamte echt britischer Geburt schüttelten einander die Hände. „He, Mac (Max), das muß ich sagen — gegen einen plötzlichen Autoüberfall haben Sie sich gut verbarrikadiert." Ich lachte und zog vielsagend die Schultern

hoch. Dann große Vorstellung: „Meine Nichte Miß L. — der Autoführer." Eine Minute später hielten wir vor meinem Bau. Nachdem wir, unter dem Sonnenzelt sitzend, als Einleitung des Ganzen, das übliche Wettergespräch geführt und meine Frau inzwischen einen Krug alten, erfrischenden Beerenwein gebracht hatte, der den Besuchern ausgezeichnet mundete, sagte S.: „Kommen Sie, Mr. Mac, wir gehen ein Weilchen spazieren." Und zu seiner Nichte: „Unterhalte dich inzwischen mit Mistreß O., wir kommen bald zurück."

Ich verstand ihn; er wollte unter vier Augen mit mir sprechen und ich war gespannt, was da kommen würde. S. ging aber nur bis in den schattigen Wald, dort warf er sich hin. „So, Mac, hier können wir ungestört plaudern." In wenigen Minuten wußte ich die Hauptsache. Die 22jährige Nichte, eine Waise, war die Verlobte eines Beamten, der seit einiger Zeit auf einem neuerrichteten und weit nach Norden vorgeschobenen Regierungs- und Hudsonsbayposten stationiert war. Dem jungen Mann dort oben schien das einsame Leben nicht zu behagen, er wollte heiraten, und da er dazu auch sein „Girl" brauchte, sollte dieses schnellstens in seine weitausgestreckten Fangarme fliegen. Die Geschichte war aber gar nicht so einfach, denn der vorgeschobene Posten, Fort Mc. Murray genannt, lag rund 300 Meilen Luftlinie nördlicher, und weder Weg noch Steg führte dorthin — wenigstens von uns aus betrachtet. Nur der wochenlange Wasserweg im Boot auf dem Athabaska-Fluß, an dem die Station errichtet war, stand offen. Die gefahrvolle Fahrt auf dem Fluß war aber nichts für eine Frauensperson, sie mußte auf dem Landwege durch die Wildnis dahin gebracht werden. Mr. S., ein passionierter Weidmann und als „Prospektor" an Strapazen in der Wildnis gewöhnt, wollte die Nichte persönlich nach Mc. Murray bringen; wie er andeutete, trieb ihn auch noch eine andere Absicht hinauf. Der Grund seines Besuches bei mir war — kurz gesagt — ich sollte ihn und das Fräulein auf dem wochenlangen „Trip" durch die Wildnis begleiten. Er wußte, daß ich das Gelände in direkt nördlicher Ausdehnung auf mehr als 200 Meilen (engl.) kannte,

während er in nördlicher Richtung völlig unbekannt war. Trotzdem er mir eine beträchtliche Gratifikation bot und auch der Bräutigam der Nichte einen anständigen Begleitlohn bezahlen wollte, konnte ich mich zu einer Zusage nicht entschließen. Der Grund hierzu lag bei meiner Frau, die ich in der politisch-kritischen Zeit unmöglich allein lassen konnte; eine zur Gesellschaft derselben während meiner langen Abwesenheit hergenommene Tochter eines alten Jagdfreundes war kein Schutz. Ich setzte Mr. S. meine Ablehnungsgründe auseinander. „Wenn es weiter nichts ist — Sie nehmen Ihre Frau einfach mit und die Aufsicht über ihre Farm und Ihr Getier übertragen Sie irgendeinem Nachbar."

Der Gedanke, meine Frau mitzunehmen, war trotz der Strapazen nicht übel; desto übler wurde mir bei dem Gedanken, die Aufsicht über mein Eigentum einem Nachbarn von der Sorte der Halbasiaten zu übertragen. Ich blieb also bei meiner Ablehnung. Da zog S. einen Brief hervor und ließ mich einen Teil desselben lesen. Was da geschrieben stand, warf meine Ablehnung über den Haufen. Der betreffende Briefteil lautete in der Hauptsache:

„Mein lieber Mr. S., was ich Ihnen anschließend noch mitzuteilen habe, wollen Sie unter allen Umständen nicht an die große Glocke hängen. Es ist durchaus eine vertrauliche Mitteilung. Besuchen Sie alsbald den Clearwater-River; auf einigen kurzen Dienstritten am Ufer entlang habe ich reichliche Spuren von Mineralien aller Art gesehen. Der Clearwater mündet bei Mc. Murray in den Athabaska. Die Verbindung ist also leicht. Untersuchen Sie den Fluß; ich bin überzeugt, daß Sie große Funde machen und sehr gut dabei „abschneiden" werden. Bringen Sie sich einen Gehilfen mit, auf dessen Verschwiegenheit Sie fest bauen können. Ein Bekanntwerden der Schätze dieser Gegend würde uns vorerst nur beutedürstiges Gesindel herbringen. Wild ist hier überall in großen Massen; ich sah ganze Herden Karibus, Elche und Hirsche, auch in verschiedenen Strichen Büffel. Bären, Wölfe und Luchse sind überreichlich. Überhaupt Wölfe sind in erschreckender Zahl vorhanden und

sehr aggressiv. Da ist auch eine eigentümliche Art Wölfe, die noch größer als die Timberwölfe sind und fast struppiges Haar haben. Diese sind auch einzeln sehr gefährlich. Indianer sagen, daß diese Wolfsart aus den „Barren grounds" (Öden Gründen) herabgekommen ist. Ferner sind alle Fuchsarten reichlich, und von Biber, Otter, Mink, Wolverin, Skunks, Hermelin und Bisamratten wimmelt die ganze Gegend. Das Wasser ist voll von Fischen aller Art und am Clearwater steht das beste Holz; Riesenstämme! Flugwild, besonders Enten, Gänse und Schwäne, ist in großen Massen überall anzutreffen; auf jedem kleinen Wassertümpel wimmelt es. Es ist ein Paradies." — Ich gab meinem Besucher den Brief zurück. „Kommen Sie, Mr. S., wir gehen ins Haus." Dort fand unter uns allen eine eingehende Besprechung der Frage statt. Meine Frau war sofort mit bei der Partie und die englische Miß freute sich, eine Reisegefährtin zu erhalten. Trotz der wochenlangen Reise durch die Urwildnis hatten die „Ladys" ja nichts auszustehen; die Strapazen ruhten ja nur auf uns Männern, und in der prächtigen, wenn auch heißen Sommerszeit durch die Wildnis zu reisen, ist ja viel schöner und freier, als einige Wochen in einem Badeort zu verleben. Alles, was irgend erwähnenswert war, wurde eingehend besprochen und planmäßig festgelegt. Mr. S. stellte Fuhrmann, Pferde und Wagen, auf dem einiges Gepäck des Fräuleins, unsere Ausrüstung und Reisevorräte, sowie das nötige Handwerkszeug zu verstauen waren. Ich stellte meine zwei Zelte — das große für uns Männer und als Küche, das kleinere für die Frauen — sowie Kampofen und Küchenausrüstung. Ferner stellte ich meinen Buggy*) mit den wildnisgewohnten und ruhig jedes Hindernis kreuzenden Pferden Jimmy und Golly, auch nahm ich als Reitpferd für mich meinen vor kurzem neugekauften „schwarzen Billy" mit. Mr. S. brachte sein eigenes Reitpferd mit, da wir Männer reiten wollten, wo immer das Gelände es uns gestattete. Als Abfahrttag wurde der 15. Juni festgesetzt, und

*) Diese Buggys sind sehr leicht, aber aus bestem Hickoryholz gebaut; wie alle kanadischen Wagen sehr breitspurig und kippen sehr schwer an Hindernissen um.

zwar von mir aus, weil wir den Nord-Saskatchewanfluß mit der Fähre kreuzen mußten, die von meinem Platz aus am schnellsten und am besten zu erreichen war. Die beiden Frauen sollten, wo immer es ging, den Buggy benutzen, wo nicht, wurde er an den Gepäckwagen angehängt, Jimmy und Golly gesattelt, und dann ritten auch die Frauen streckenweise. Da die Regenzeit bereits im vergangenen Maimonat ihr Ende erreicht hatte, war mit Ausnahme kurzer Gewitterregen auf längeres schlechtes Wetter nicht zu rechnen und der „Trip" konnte ganz angenehm werden. Höchst erfreut über meine Zusage, — und ganz besonders erfreut war das junge Mädchen über die Begleitung meiner Frau — zogen die Besucher nach vielstündigem Aufenthalt wieder nach der Hauptstadt E. ab.

Für mich galt es vorerst, jemand zu finden, dem ich während meiner Abwesenheit mein Heim und lebendes wie totes Eigentum anvertrauen konnte. Im ganzen Settlement sowie in der „Stadt" wußte ich keinen; ein „Halbasiat" war ausgeschlossen. Vielleicht konnte mir ein alter Freund helfen oder wußte in seinem Settlement eine geeignete Person. Als nach der Abfahrt meiner Besucher die größte Hitze vorüber war, spannte ich an und fuhr zu ihm; die Fahrt war nicht umsonst.

Da war in der Nähe ein älterer Deutsch-Österreicher, der hier und dort bei den Farmern Urwald schlug und ein sehr gewissenhafter und zuverlässiger Mann war. Nach sofortiger Rücksprache mit ihm wurden wir bald einig; er siedelte in den nächsten Tagen zu mir über, übernahm die Aufsicht über mein Eigentum gegen angemessene Entschädigung und räumte mir nebenbei ein Stück Waldland für Ackerzwecke. Die Beköstigung ging von meinen Vorräten. Also war ich auch dieser Sorge in zufriedenstellender Weise enthoben. Die Frist bis zum Reisetage war mehr als hinreichend, uns mit allem Nötigen für den langen Wildnismarsch zu versehen und unsere Vorbereitungen zu treffen.

Pünktlich am 15. Juni, und nach fünfstündiger rascher Wagenfahrt von Edmonton kommend, trafen Mr. S. und seine Nichte bei mir um 10 Uhr vormittags ein. Außer dem Geschirr-

führer, einem älteren Finnländer, der einige Brocken Deutsch verstand und sprechen konnte, hatte S. keine weiteren Reisegefährten mitgebracht. In der Mittagsstunde nahmen wir dann Abschied für lange Wochen von unserem Heim, in dem jetzt an unserer Stelle der Deutsch-Österreicher als Wächter hausen sollte. „Bobby" und „Raudy", meine ältesten und besten Hunde, begleiteten uns und sprangen freudig um die zur Abfahrt bereitstehende Karawane. Ich wußte aus meiner Geländekenntnis, daß wir für die ersten zwei Tage ziemlich guten Weg hatten, deshalb wurden die Reitpferde hinter den Wagen angehängt; ich fuhr mit den „Ladies" voraus, und Mr. S. nahm auf dem Gepäckwagen Platz. In Anbetracht des Umstandes, daß die Pferde meiner Begleiter schon einen langen Marsch hinter sich hatten, konnten wir für heute nachmittag keine größere Strecke mehr zurücklegen. Es galt nur, den Nord-Saskatchewanfluß und die Fähre zu erreichen, wo wir Nachtrast halten mußten — eine Entfernung von 28--30 Meilen. Infolge der großen Hitze mußten wir die Schnelligkeit der Pferde sehr einschränken und bezogen nachmittags gegen 6 Uhr unser Nachtkamp am Fluß und am Fähre-Punkt. Für die Frauen wurde das kleine Zelt aufgestellt, während wir Männer uns um das kleine Feuer lagerten. Im Junimonat bis ungefähr Mitte Juli ist in diesen nordischen Breiten von „Nacht" ganz wenig zu merken, denn vor 11 Uhr abends wird es kaum dämmrig — von Dunkelwerden, auch in mondlosen Nächten, kann ich nicht schreiben. Dieser D ä m m e r z u s t a n d hält bis gegen zwei Uhr früh an, wo es alsdann sehr schnell heller Tag wird; von ½3 Uhr an hat man gewöhnlich schon Büchsenlicht, der Sonnenaufgang folgt dann bald. Wir beschlossen, der Tageshitze wegen, am Morgen des 16. Juni schon um 3 Uhr aufzubrechen, dann während der größten Hitze zu rasten und die späten Nachmittags- und die ersten Abendstunden zur Weiterfahrt zu benutzen. Schon ½5 Uhr früh erreichten wir das westliche Ufer des „Long lake", der von dichtem Wald, andererseits von ausgedehnten Sümpfen umgeben war. Wer diese Gegend nicht kannte, mußte, wenn er am See angelangt war, als sicher annehmen, daß hier jedes

Weiterkommen mit Geschirr und Wagen aufhörte, denn von den winterlichen Pionierwegen der Jäger, Trapper und streifenden Indianerfamilien war nichts weit und breit zu erblicken. Überall nur gefährlich schaukelnder Sumpf und undurchfahrbarer Wald. Das Tauwasser während der Schneeschmelze, das die unten fest gefrorenen Sümpfe, in die das Schmelzwasser nicht eindringen konnte, zu einer einzigen Seenfläche machte, hatte das während der Winterfahrt zusammengefahrene und getretene Moos und Sumpfgras der Pionierwege längst wieder aufgerichtet und mit frischem Gras überwuchern lassen. Jetzt konnte ein geländekundiger Führer, in diesem Falle ich selbst, seine „Kunst" im Auffinden der fahrsicheren Sumpfstellen beweisen und von neuem erproben. Ich ließ deshalb die Karawane halten, sattelte mir den „schwarzen Bill" und ritt fast eine Meile zwischen Wald und Sumpf entlang, um die Tragfähigkeit des bei jedem Tritt des Pferdes wie Gummimasse schaukelnden Sumpfes zu untersuchen. Ich stellte fest, daß letzterer sich noch meilenweit über das Ende des Sees, der vom Halteplatz der Wagen noch 2½ bis 3 Meilen lang war, hinauszog und daß dort draußen wohl kaum Aussicht war, ohne Durchbruch weiterzukommen; die saftiggrünen Grasflächen verrieten mir, daß dort draußen der Sumpf am brüchigsten und gefährlichsten war. Das war aber gerade die Richtung, die wir einhalten mußten, wenn wir baldigst wieder festen Grund erreichen wollten. Im Gegensatz zu dem trügerisch grünen Sumpfgras in unserer nördlichen Richtung breitete sich der Sumpf nach Westen mit einer noch teils abgestorbenen, teils erst im kümmerlichen Emporsprießen begriffenen blaugrünen Grasdecke aus. Das von jungem Grün noch nicht überwucherte alte Sauergras und die blaugrüne Farbe der jungen Triebe verrieten aber eine zähe, wenn auch schwankende Sumpfdecke. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als nach West über den Sumpf zu fahren, an den sich Nadel- und Pappelwaldungen oder einzelne Gruppen nach nördlicher Richtung anschlossen. Die zu kreuzende Sumpffläche betrug annähernd 2 Meilen; mein Glas zeigte mir weiter drüben wohl ebenfalls an verschiedenen Stellen das trügerische Saft-

grün, doch hoffte ich auch dort einen fahrbaren Durchgang zu finden. Ich gab daher den rückwärts Wartenden durch einen vorher verabredeten Schuß das Signal, mir auf meiner im Gras und Moos deutlich sichtbaren Reitfährte mit dem Wagen zu folgen, während ich sie an der Stelle, wo wir nach West abbrechen mußten, erwartete. Es würde dem Unkundigen ein äußerst gefährliches Bild gezeichnet haben, als hinter dem vorausreitenden S. der nicht zu schwer beladene Wagen mit den unsicher gehenden Wagenpferden sich auf der schaukelnden Sumpfdecke hob und senkte. Die Wagenpferde pusteten laut vor Unsicherheit, denn sie waren das Wildnisleben eben noch nicht gewöhnt. Anders verhielten sich mein „Jimmy" und „Golly", die den Sumpf und dessen Gefahren von Jugend auf kannten. Geführt von meiner Frau, die die Leine fest in den Händen hielt, schritten die Tiere sicher und ruhig auf der schwankenden Decke, aus der bei jedem Huftritt das Wasser aufspritzte, dahin; sagte es den wildnisgewohnten Tieren doch ihr Instinkt: wenn die Geschichte brenzlich wurde, dann gingen sie von selbst nicht mehr weiter. Auch wußten sie, daß „ihr Alter", der sie nun schon manchesmal kreuz und quer durch die Wildnis, durch Sumpf und Urwald und Wasser getrieben hatte, voraus war und sie nur dort hindurch führte, wo sie sicher hindurch kamen. Miß Edith, das Stadtpflänzchen, die bisher nur gewöhnt war, auf Stöckelabsätzen das feste Pflaster zu treten, lehnte voll kindischer Furcht und Grauen mit halbgeschlossenen Augen im Buggy, um nicht auf die schwankende Sumpffläche schauen zu müssen; sie erklärte mir schon jetzt, nachdem sie erst ungefähr eine Meile auf Sumpf gefahren war, daß sie sich „seekrank" fühle. Ihr Onkel lachte sie deshalb weidlich aus und meine Frau scheute keine Worte, das „halbtote" Dämchen zu beruhigen. Und doch hatten wir uns bisher noch am festeren Rande des Sumpfes bewegt, wie sollte das dem Fräulein gefallen, wenn wir erst mitten über die sich wellenförmig unter der Last der Pferde und Wagen bewegende Fläche fuhren? Vielleicht wurde die Miß dann wirklich „seekrank" und meine Pferde — vielleicht auch das Kleid meiner Frau —

bekamen eine entsprechende „Dusche" ab. Dem Gepäckwagen, vor dessen Pferden zur Beruhigung derselben S. schritt, auf 60—70 Schritt vorausreitend, markierten die Hufe meines Pferdes im Sumpfgras den Nachkommenden den genau innezuhaltenden Weg. Bis zur Mitte ging es noch ohne besondere Gefahr, dann aber senkte und hob sich die Decke in einer derart gefährlich scheinenden Weise, daß ein Unkundiger die Nachkommenden unbedingt zur Sicherheit hätte halten lassen, um die weitere Fahrtrichtung mit Muße zu prüfen. Das wäre aber gerade das Verderblichste gewesen, was getan worden wäre; denn einmal im Stehen hätte es nur wenige Minuten gedauert, und Pferde und Wagen wären durchgebrochen. Ohne mein Pferd auch nur eine Sekunde anzuhalten, sprang ich aus dem Sattel und stach mit dem schon vom bewaldeten Seeufer als „Sonde" mitgenommenen Stock alle paar Schritte in das Sumpf-Wurzelwerk, um die Dicke desselben festzustellen. Das Maß zeigte im Durchschnitt 2 Fuß; darunter lauerte der grundlose Morast. Diese Stärke trug noch immer die Last von Pferden und Wagen. Schon waren wir bis auf noch ungefähr 300 Schritte über den Sumpf hinweg, da zeigte mir die sich selbst unter meinem Fuß sehr tief senkende Decke, daß deren Dicke immer dünner wurde; die „Sonde" zeichnete knapp einen Fuß über den Morast. Ich sprang sofort aufs Pferd und ritt den Wagen entgegen. Ohne denselben auch nur im Gange stocken zu lassen, instruierte ich den Finnländer: „Fahren Sie jetzt so langsam als nur möglich. Passen Sie dabei aber auf mich scharf auf. An der Stelle, wo ich dann halten bleibe und den Arm hochhebe, legen Sie schleunigst im Tempo zu, halten aber die Pferde fest im Maule; wir kommen an eine sehr gefährliche Stelle. Halten Sie dort um Gotteswillen nicht; brechen die Pferde auch einmal durch, dann trotzdem nicht halten bleiben!" Schnell instruierte ich dann meine Frau: „Halte die Pferde so langsam, daß von dem vorderen Wagen ein Abstand von 50 bis 70 Schritt bleibt. Falls die vorderen Pferde durchbrechen und liegen bleiben, fährst Du seitwärts vorbei, dann werde ich selbst die Pferde führen. Fahre schon jetzt nicht im Gleis des Vorderwagens weiter und nimm

„halbe Spur"! Meine Frau nickte nur kurz, denn sie wußte, was es galt und daß jetzt alles auf die genaue Befolgung jedes meiner Worte ankam. Ich ritt schleunigst wieder an die Spitze, sprang an der Stelle, wo die Gefahr begann, ab und marschierte, stets und ständig prüfend, voraus. Zum Glück war die Gefahrzone nur 18 bis 20 Schritt breit, aber umfahren konnten wir sie nicht, denn es schien eine alte, sich quer vor unsern Weg legende Stromstelle zu sein, die erst seit noch nicht langer Zeit zu „verrasen" begann. Schnell untersuchte ich noch das nächste Stückchen Decke — das war wieder zäher, so daß die Pferde nach Kreuzen der gefährlichsten Stelle schon wieder sicheren Fuß fassen konnten. Nun gab ich mit erhobenem Arm das Zeichen. Der Finnländer gab den zitternden Stadtpferden mehr Luft und dann — „Giddapp, giddapp, giddapp" schrie der selbst ängstlich gewordene Mann. „Ruhe!" donnerte ich hinüber. Die Mitte der Stelle war glücklich überschritten, obwohl die Decke sich unter den Wagen bis zu Achsentiefe senkte, jetzt noch 10 — 8 — 5 Schritt; ich zählte förmlich die wenigen Schritte mit. Jetzt noch zwei Schritte — hochauf spritzte plözlich durch die gebrochene Decke der rotbraune Morast, das Handpferd war durchgebrochen, schnellte sich mit lautem Stöhnen, fast Brüllen hoch, brach wieder durch und jetzt sank auch das Sattelpferd vorn ein. Es war ein höchst kritischer Augenblick, der die größte Ruhe und Kaltblütigkeit erforderte. Ich ließ „Billy" stehen und sprang zu den Pferden, riß an der Trense deren Köpfe hoch — come on, boys, come on —! Der rotbraune, stinkende Morast spritzte mir und den Pferden in das Gesicht, eine letzte verzweifelte Anstrengung — die Tiere faßten die festere Stelle und rissen den Wagen über das letzte gefährliche Eckchen darüber hinweg. Sofort sprang ich zu dem ruhig stehengebliebenen „Billy", schwang mich auf und rief dem noch jenseits der gefährlichen Stelle befindlichen S. zu: „Führen Sie meine Pferde dicht neben dem Durchbruch vorbei, nicht zu weit rechts oder links, dort ist die Decke noch brüchiger!" Mich weiter nach meinen eigenen Pferden umzusehen, hatte ich keine Zeit, ich wußte, daß die bedeutend leichteren Kajusen mit dem — ich möchte sagen,

federleichten — Buggy ohne Durchbruch die gefährliche Stelle passieren würden. Es ging auch alles ganz glatt ab und für unser schweres Fuhrwerk wurde nun die Decke ebenfalls Schritt für Schritt zäher und fester, bis wir uns endlich auf ziemlich festem Grunde am Rande befanden. Dort gab es vorerst eine kleine Ruhepause, wobei mir Mr. S. lachend die Hand entgegenstreckte: „Danke Ihnen, Mr. Mac, das war eine feine Leistung, uns ein paar Meilen sicher über den „mud" (Dreck, Schlamm) zu führen, ohne ernstlich durchzubrechen." Ich wies das Lob zurück mit dem Hinweis, daß wir noch lange nicht an unserm Reiseziel seien und daß das, ws heute gut gelungen war, morgen trotz größter Vorsicht und Aufmerksamkeit anders ausfallen könnte. Ich konnte mir aber nicht versagen, dem Finnländer, dessen Angst wegen eines Durchbruchs während der ganzen Sumpffahrt mit Riesenlettern auf dem Gesicht geschrieben stand, lachend zu fragen, ob „er die Unterhose wechseln müsse". Schallendes Gelächter bei S. und den „Weibern", in das auch der gehänselte Finnländer mit einstimmte. Auch Miß Edith mußte sich von ihrem Onkel einige zarte Scherzworte wegen ihrer Angst vor dem Sumpf gefallen lassen. Froh schien meine Frau zu sein, daß Pferde, Buggy und allenfalls ihr Kleid vor einer vulkanischen Eruption des „seekranken" Fräuleins bewahrt geblieben waren.

Von nun an fuhren wir immer am Sumpfrande entlang, der zuletzt so fest wurde, daß der Grund nicht mehr unter Huf und Wagen nachgab. Auf diese Weise umschlugen wir den mächtigen Sumpf und gelangten wieder in unsere ursprüngliche Richtung, wo wir endlich festes Hochland erreichten, das nur gering bestockt war, und wo wir auch bald auf den noch über einen Tagesmarsch langen Trapperweg stießen, der mir gut bekannt war. Hier konnten wir mehrere Meilen glatte Fahrt machen, bis es nötig wurde, den Pferden Rast zu gönnen. Da es erst 8 Uhr war und die Sonne heute vorerst nicht allzuheiß schien, beschlossen wir, nur eine zweistündige Rast zu halten und dann so lange zu fahren, bis uns entweder noch einsetzende starke Hitze der Pferde wegen oder die lange Dauer des Marsches zur

Rast bis zum Abend zwang. Während unseres Frühstücks präsentierte mir mit liebenswürdiger Grazie das schmucke Fräulein eine große Schachtel mit Bonbons — als Dank dafür, daß ich die Karawane glücklich über den Sumpf gebracht hatte; meine Frau, als „ihr Kutscher" erhielt eine Schachtel ganz besonderer Lekkereien. Und wir Männer? Dafür hatte Mr. S. gesorgt, daß unsern Kehlen hin und wieder ein guter Tropfen nicht mangelte. Gegen 10 Uhr fuhren wir wieder los und gelangten bald in dichteres Holz, wo der äußerst schmale und nur im Winter von Trappern benutzte Weg derart mit frisch gestürzten Stämmen und sperrigem Bruchholz bedeckt war, daß S. und ich unsere Reitpferde an die Wagen binden und, mit den Äxten vorausmarschierend, die Hindernisse beseitigen mußten. Dann kam wieder für mehrere Meilen offenes Gelände, wo wir uns auf die Wagen setzen und fahren konnten. Zwischen und auf den Hügeln sahen wir heute schon reichlich Elch- und Hirschwild, und als wir gar einen feigen Cojote, nahe am Wege stehend, erblickten, geriet die zartbesaitete Engländerin wieder in Aufregung. Sie hielt den Feigling für einen der gefürchteten Timberwölfe, und der gute Onkel mußte sein Schießeisen nehmen, um das Fräuleinchen vor einem „Überfall" zu schützen. Ich wehrte den Schuß ab. „Ach lassen Sie doch das arme Luder laufen, der Balg taugt ja doch nichts; wenn es Winter wäre, dann könnten wir ihn mitnehmen." S. legte den Schießprügel wieder auf den Wagen und einige Minuten später konnte die mutige Miß sehen, wie der feige Bursche eiligst verduftete. Nach mehrstündiger Fahrt, wobei wir gut vorwärts kamen, erreichten wir eine Trapperstation, bestehend aus vier nebeneinander gebauten Blockhütten, die aber unbewohnt waren, da sie nur im Winter vorübergehend als Pelzjägerstation und Notunterkunft dienen. Da sich hier eine sprudelnde Quelle klaren perlenden Wassers befand und wir in spätestens einer Stunde sowieso zur Nachtrast halten mußten, beschlossen wir, gleich hier zu bleiben. Während der Finnländer sämtliche Pferde versorgte, meine Frau und Miß Edith sich mit der Herrichtung unserer Atzung befaßten, stellten S. und ich das „Weiberzelt" für die Bequemlich-

keit der Damen auf. Dann inspizierte ich die Blockhütten, deren Inneres mich sofort an meinen alten, unvergeßlichen Indianer Nick erinnerte. Mit wehmütigen Gefühlen dachte ich an unsere gemeinschaftliche Trapperarbeit am großen Eilandsee und an alle Szenen, die wir in Freud und Leid, in Not und Grausen miteinander verlebt hatten; gedachte seiner letzten Stunden, seiner letzten Liebesbezeugungen an mich kurz vor seinem Tode, von denen ich die eine, die lederne Jagdjoppe, jetzt draußen auf dem Buggy liegen hatte, und der andern, der braven „Swallow", die den Tod fürs deutsche Heimatland erlitten. Traurige Erinnerungen. An den rohen Blocks standen Namen — Trappernamen! „Peter Pakane!" Aha, dem Namen nach ein Finnländer. Dann: Charly Hunter! Hm, echt deutsch mit einem englischen Mantel; konnte ebensogut Karl Jäger heißen. Mike Broslowski! Also Russiak oder Pollack. Fred Wiber — Was zum Teufel, warum denn nicht Friedrich Weber, wie es auf gut Deutsch heißen sollte. Dann noch einmal: Frank Stone! — Nun hört aber alles auf — eine ganze deutsche Kolonne, die sich unter den ins Englische umgedrehten Namen verbarg! Pfui Deibel, schämt Euch, deutsche Landsleute, wenn einer von Euch diese Zeilen lesen sollte, Feiglinge, erbärmliche —. Ihr seid ja genau solch erbärmliche Wichte wie jener „Deutsche" Gustav Blech in Edmonton, der nach Ausbruch des Krieges spornstreichs zum Kadi rannte, und unter Tränen und heiligen Schwüren auf britisch-kanadische Treue den Kadi bat, doch seinen deutschen Namen „Blech" in das englische „tin" umzuändern, um nicht als Deutscher verfolgt zu werden. Und zu dem der Kadi hohnlächelnd sagte: „Ob Du Blech heißt oder tin, ist ganz egal, Du bist und bleibst ein Deutscher!" Recht hatte der Mann — ob Hunter oder Jäger, ob Wiber oder Weber, ob Stone oder Stein — Deutsche seid und bleibt Ihr den Namen nach trotzdem; von der Liste der nationalstolzen Auslanddeutschen aber sollt Ihr gestrichen sein! Ich, dessen Name Euch sicher bekannt ist, spucke vor Euch Verächtern Eures deutschen Namens aus — und andere werden es auch tun!

Innerlich empört über diese Sorte Volksgenossen, drehte ich

den Hütten den Rücken und ging zu meinen Begleitern, die mir in bezug auf Nationalstolz hundertmal lieber waren als jene Renegaten am deutschen Namen. Miß Edith, die mich zuerst anblickte, schlug in komischem Entsetzen die Hände zusammen: „Mr. O., was ist mit Ihnen? Sie machen ja ein Gesicht, daß ich mich fürchte —." Ich lachte und gab eine ausweichende Antwort; wozu brauchten Engländer den Grund meiner gerunzelten Stirn zu erfahren, obwohl ihnen und ihren Landsleuten die schändliche — und fast allgemein gewordene — Namensdrechselung unter den „Deutschen" bekannt war.

Nachdem wir gegessen hatten, sattelten S. und ich nochmals unsere Reitpferde. Wir wollten die Anzahl Stunden Tageslicht noch etwas ausnutzen, unsere Marschrichtung einige Meilen voraus aufklären und den Versuch machen, einen geringen Hirsch oder ein Kalb zu erwischen; nicht der „Fleischnot" wegen, denn wir hatten alles mit, was wir brauchten, als vielmehr aus alter Gewohnheit, daß zu einem längeren Trip durch die Wildnis auch das frische Wildbret nicht fehlen dürfe. Nach ungefähr 2 Stunden kehrten wir wieder zum Rastplatz zurück. Ich hatte mich wohl genügend über die nächste Marschrichtung orientiert, zu einem Stück Wildbret kamen wir aber nicht. Wohl sahen wir zwei Elchfamilien, jedoch kam ein Stück derselben wegen der großen Wildbretmasse, die uns bei der Hitze verdorben wäre, für den Abschuß nicht in Frage. Jump-Deers, auf die wir es abgesehen hatten, sahen wir mehrere, darunter auch Kälber, doch kamen wir nicht so schnell zum Schuß, weil das Wild uns ständig auswich. Hier war durch Trapper und Jäger das Wild schon „helle" gemacht worden und kannte das zweibeinige Raubtier ganz genau, trotzdem wir ritten. Also mühten wir uns mit Anbirschen durchaus nicht ab und warteten, bis wir ohne Mühe und Zeitaufwand ein Stück Wildbret erlangen würden. Als dann später die Frauen sich zur Ruhe hingestreckt hatten und auch der Finnländer neben der Feuerstelle fest „sägte", saßen S. und ich noch lange wach und besprachen die für den Aufenthalt am Clearwater-River festgelegten Pläne.

Am 17. Juni fuhren wir wieder um 3 Uhr früh ab. Da wir



Bild 1. Mit Holzkarren und Hunden über ausgedehnte Schlammflächen des Athabaskaflusses. Zu Kapitel 1.



Bild 2.
Der schwerkranke Bär vor dem Fangschuß.

Zu Kapitel 1.



Bild 3. An der Fähre. Zu Kapitel 1.



heute keine größeren Sümpfe zu durchkreuzen hatten und auch der — übrigens kaum noch sichtbare — Pionierweg den Verhältnissen entsprechend leidlich zu passieren war, machten wir mit nur einer kurzen Wasserrast bis 9 Uhr vormittags gute und rasche Fahrt. Seit 8 Uhr brannte die Sonne so glühend, daß wir an einem kleinen Wassergraben ausspannten, um die größte Hitze vorüber zu lassen. Während wir dann alle im Schatten mächtiger Pappeln Ruhe hielten, bummelten meine Hunde am Wassergraben entlang und äugten, wie mir schien, recht interessiert in das kaum fußhohe und ziemlich träge fließende Wasser. Plötzlich sprang Bobby hinein, während Raudy schnell ein Stück am Graben entlang setzte und dann ebenfalls ins Wasser sprang. Eine Bisamratte? — Ich erhob mich und trat hinzu. Oberhalb von mir stand Bob unbeweglich im Wasser, genau wie eine Katze, die vor einem Mausloch steht. Ein Stück unterhalb stand Raudy und bot dasselbe Bild. Zwei „Gerissene", die sich in den langen Jahren genau eingearbeitet hatten, auf dem Lande sowohl als auch im Wasser; einer trieb dem andern die Beute zu. Lächelnd sah ich der von mir so gern gesehenen Jagdmethode meiner beiden treuen Jagdgehilfen zu. Was hatten sie nur? Ich sah keine Bisamratte und auch sonst nichts. Da stieß Raudy plötzlich mit dem Fang unter das Wasser, ohne die Beute zu erwischen, aber eine schnell nach Bobbys Stande hinschießende Pfeilfurche sagte mir genug. Fische! Das zum Lager hinübergerufene Wort genügte, es zu alarmieren, denn eine Portion Fische noch auf recht leichte Weise in diesem schmalen und seichten Wasser zu erlangen, das reizte zum Fischsport. Ich rief die Hunde aus dem Wasser und bald stellte ich fest, daß die Fische „Sukker" (karpfenähnlich, aber breitrückiger und weniger hoch gewölbt) waren. Jetzt wußten wir alle, womit wir die langweiligen Hitzestunden totschlagen sollten, und sofort machten wir Männer uns daran, eine „Fischfalle" zu bauen. Zwei faulende Stämme wurden, der Breite des Baches entsprechend, in 6 Fuß lange Stücke gehauen und diese wie ein Pfeil in das Bachbett gelegt, so, daß die Pfeilspitze einen fußbreiten Wasserdurchlauf, die eigentliche Falle bildend, offen

ließ. Vor diese Öffnung wurde eine Hängematte als Netz eingestellt, und der Finnländer mußte ein Stück am Bachrande hinauf und durch schlagen in das Wasser mit einer Stange die Fische abwärts treiben. Im Nu plätscherte es im Netz, und als wir es hoben, nahmen wir sieben 2- bis 4-pfündige Fische, alles junge Stücke, heraus. Der Bach war jetzt im Sommer nur vereinzelt besetzt; nach dem eben erst erfolgten Aufbruch der Seen im Frühjahr sowie während des Herbstzuges starrt der Bach von Fischen aller Art. Immerhin fischten wir genug heraus, um den plötzlich erwachten Riesenappetit auf frische Fische sattsam zu stillen.

Am 18. Juni, nachdem wir wieder nach Tagesanbruch aufgebrochen waren, gelangten wir auf wenig bewaldetes Gelände, wo wir gut vorwärts kamen. Auch war der Tag nicht zu heiß, so daß wir die Pferde möglichst ausnutzten und nach verschiedenen Rasten bis in den späten Nachmittag hinein den Marsch fortsetzten. Elche und Deers sahen wir allenthalben; weniger aber Wapitis, für die sich das Gelände nicht eignete. Auch am 19. Juni konnten wir fast den ganzen Tag fahren, mußten aber, um ungeheure Sümpfe und Seen zu umschlagen, uns viele Meilen nach Ost wenden. Unsere holde Weiblichkeit mußte des Geländes wegen bald reiten, bald konnte sie wieder stundenlang fahren. Miß Edith hatte ihre Furcht vor der Wildnis und deren Gefahren bereits überwunden und der Trip bekam ihr sowohl als auch meiner Frau ausgezeichnet. In der Nacht zum 20. Juni gab es im Lager Alarm. Nachtwachen hatten wir bisher nicht eingerichtet, denn das Wächteramt versahen Bobby und Raudy. Die zahlreichen Wölfe, die überall während der kurzen Nacht sangen, störten uns nicht, denn jetzt in der Sommerzeit waren sie wenig angriffslustig; viele hatten wir bisher auf unserm Marsch gesehen, ohne daß sie uns nahe genug zum Schuß ankommen ließen. Aber in der fraglichen Nacht mußten wir die übrigens stets griffbereiten Büchsen zur Hand nehmen. Wir drei Männer lagen wie üblich in unsere Decken gehüllt neben dem glimmenden Feuerherd, Bobby und Raudy vor dem Zelt, in dem die Frauen schliefen. Kurz nach Mitter-

nacht fuhr mir plötzlich etwas feuchtkaltes ins Gesicht. Als ich die Augen öffnete, stand Bobby neben mir, der mich auf diese Weise in der Wildnis weckte, wenn er Unrat witterte — er stieß mir die Schnuppe ins Gesicht. Ich wußte, daß der kluge Kerl etwas ganz Besonderes in die Nase bekommen hatte, denn bei „Kleinigkeiten" weckte er nicht. Ich richtete mich auf und sofort sprang Bobby einige Schritte zwischen die lichtstehenden Bäume, unter denen wir lagerten. Dort stand auch Raudy, und beide Hunde windeten und sicherten nun nach einer bestimmten Stelle im Holz. Ich warf einen Blick auf meine Pferde, ganz besonders auf Jimmy, wenn der nicht markierte —. Richtig! Dem Lagerfeuer zunächst waren der „schwarze Bill" und Golly angebunden. Beide standen mit hocherhobenem Haupt, sicherten nach derselben Stelle wie die Hunde, und ihre Ohren legten sich bald vorwärts, bald rückwärts. Ein ganz eigenartiges Bild bot aber der weißbemähnte, semmelblonde Halunke Jimmy, der als letztes Pferd der Stelle zustand, wo die Hunde und die andern Pferde hinsicherten. Sein Hinterteil war der gefahrdrohenden Stelle zugewandt, das Haupt bis zur Brusthöhe gesenkt, die Ohren fest nach hinten gelegt; er stand dort, als ob er „döste" und er von der Gefahr, die ohne Zweifel unweit von ihm im Busch lauerte, absolut nichts merkte. So würde auch jeder Unkundige über Jimmy geurteilt haben. Aber — er wußte schon längst von dem „Etwas", das hinter ihm im Busch herumstrolchte, und hätte er die Hunde nicht als Wächter gesehen — besonders meinen und seinen ständigen Begleiter auf unzähligen Tagesritten und Nachtlagern, den treuen Bobby — dann hätte er schon längst heftig geschnaubt und mich dadurch geweckt. Die Leser meines früheren Werkes haben ja Jimmys Eigenheiten schon kennengelernt. Wie er jetzt in seiner scheinbaren Schlafmützigkeit dastand, war er eben für einen Angreifer, mochte er nun sein, wer und was es wollte, zu einer blitzschnellen Abwehr mit den stahlharten, wenn auch — wie im Sommer üblich — unbeschlagenen Hufen bereit. Als er sah, daß ich, mit dem Gewehr in der Hand, mich ihm näherte, gab er seine Stellung auf und warf sich mit dem Haupt nach der Ge-

fahrrichtung herum, die Nüstern hoch in die Luft streckend und windend. Ich winkte den Hunden „Down", dann lehnte ich mich, den Arm um Jimmys Hals geschlungen, an ihn an und lauschte nach der verdächtigen Stelle. Einige Minuten lang hörte ich nichts, dann knickte ein dürres Ästchen, bald hier bald dort, dazwischen auf mehreren Stellen ein leises Pusten —.

Ich wußte auf letzteres sofort, was los war. Ohne Rücksicht auf die „Etikette" zu nehmen — in diesem Falle auf Miß Edith — schlich ich mich in das Frauenzelt und weckte leise meine Frau, ihr zuflüsternd, die Miß ganz leise zu wecken und sie zu instruieren, sich ruhig zu verhalten und nicht zu erschrecken, wenn plötzlich Schnellfeuer aus unseren Büchsen prasseln sollte. An meinen Hunden vorbei, die noch immer „Down" fest am Boden geschmiegt lagen, schlich ich zum glimmenden Brandhaufen, schob einige Stücke trockene Birkenrinde, von der wir uns täglich Vorrat sammelten, in die Funken und weckte dann leise Mr. S. und den Finnländer. Mit wenigen Worten verständigte ich sie, daß mehrere Bären ganz nahe am Lagerplatz seien und möglicherweise den Versuch machen würden, das Lager zu inspizieren. Auf den Finnländer war als Schütze, noch dazu in der — wenn auch hellen — Nacht, wohl kaum Verlaß, aber S. und ich genügten schon trotz des unsicheren Lichtes gegen mehrere der Störenfriede. Ich bestimmte den Finnländer, sich neben dem Brandhäufchen lang auszustrecken und auf ein Wort, das ich ihm zu gegebener Zeit zurufen würde, die glimmende Birkenrinde anzublasen, die ja dann im Nu wie Schwefel und Pech lichterloh brannte und hellen Feuerschein verbreitete. S. und ich schoben uns dann bis hinter die Pferde in die Richtung vor, wo die Bären im Holz immer hin- und herwanderten, denn das Knistern und Pusten klang hier und dort, aber entfernte sich nicht. Zehn Minuten konnten wir gelegen haben, ohne daß wir etwas sahen; ja, es schien, als ob die räuberischen Besucher, die mindestens drei Kopf stark waren, sich aus der Nähe verdrückt hätten, ohne uns weiter zu belästigen. Da knurrten plötzlich beide Hunde ganz kurz und tief. Gleichzeitig warf sich Jimmy eine Vierteldrehung nach

links herum, schnaubte heftig und kurz, und gleichzeitig schlug er mit beiden Hinterhufen Schlag auf Schlag in die Luft. „Fire!" rief ich dem Finnländer laut zu, dann sprang ich und S. wie der Blitz auf; die Bären hatten das Lager teilweise umgangen und sich zum Einbruch ins Lager die Stelle gewählt, wo der Wagen mit den an dessen Kasten gebundenen Stadtpferden und dem Reitpferd des Engländers stand. Ehe wir noch der gefährlichen Nähe des schlagenden Jimmy im Bogen ausweichen konnten, ging der Tumult bei den Stadtpferden los. Sie hatten die Raubtiere, die dort in nächster Nähe sein mußten, erst jetzt weg und schlugen nach allen Richtungen aus. Trotz eines befehlenden „Zurück" ließen sich die kampflustigen Hunde nicht mehr halten; mir zwischen den Beinen hindurch, daß ich fast gestürzt wäre, flitzte Bobby weg und auch Raudy sah ich unter dem schlagenden Jimmy hindurch nach der bedrohten Ecke verschwinden. S. und ich rannten um die Stämme nach jener Seite, schon leuchtete der helle Feuerschein, da knallte auch schon die Büchse des Finnländers, und der Hunde scharfes Geläut zeigte S. und mir, wo wir hinmußten. Kaum 50 Schritt von den Wagenpferden entfernt, wogte der Kampf der Hunde mit einem großen dunklen Körper; einen zweiten und dritten großen „Klumpen" sahen wir über eine kleine Lichtung davontrollen. Ich schickte jedem, fast ohne zu zielen, eine Kugel nach, repetierte und dann sprang ich mit S. auf die Hunde zu, die einen Bär gestellt hatten. Ehe wir die Gruppe so weit erreicht hatten, daß wir ohne Gefahr für die Hunde eine Kugel auf den Bär abgeben konnten, erscholl laut klagend die Stimme Raudys, der sich sofort auf dem Boden wälzte, während Bobby, deutlich sichtbar, mit einem blitzschnellen Sprung beiseite flüchtete, aber sofort wieder angriff. „Mr. S., Feuer auf den Bär!" Ich selbst warf im Anschlag die Kugel hinaus. „Bobby, zurück!" Dann warf ich den Mauser über den Rücken, hob Raudy auf und trug ihn rasch in den Schein des Feuers. Ich hörte das nun folgende Schnellfeuer aus des Engländers Büchse — was kümmerte mich jetzt noch der Bär; mein Raudy war mir tausendmal lieber als der Räuber. Meine Frau und Miß Edith kamen sofort mit der großen elek-

trischen Zeltlampe zum Feuerplatz, wo ich den braven Hund untersuchte. Hatte er die Todeswunde erhalten? Mein erster Blick galt der Bauchwand, die ein einziger Hieb der scharfbewehrten Brante aufgerissen haben würde, wenn sie dort auch nur gestreift hätte. Gott sei Dank, der Unterleib war unverletzt, aber auf dem Rücken entlang klebte Blut. Eine tiefe Rißwunde von den Keulen entlang zog sich bis zum halben Rücken hin und eine zweite, weniger tiefe vom Kamm bis zwischen die Gehöre — der arme Kerl war mit einem blauen Auge davongekommen; der Brantenhieb hatte ihn nur gestreift, doch schien er momentan etwas betäubt zu sein. Hätte ich Raudy auf diese tragische Weise eingebüßt, das wäre mir und meiner Frau stark an die Nieren gegangen. So war ihm glücklicherweise noch zu helfen.

Inzwischen war S. hinzugetreten. Er sagte, daß der Bär auf meinen Schuß halb zusammengeknickt sei und daß er auch auf seine Schüsse, die er schon im Abtrollen abgegeben, gesehen habe, wie der Bär wiederholt stürzte, dann aber im Dunkel verschwand. Also warten wir den Tag ab, um Nachsuche zu halten. Raudys Wunden wurden mit Karbol sofort gründlich gereinigt und der Fliegen und Moskitos wegen mit Streupulver bedeckt. Nach dem ersten Schreck erholte er sich bald wieder und es war eine Freude für mich und meine Frau, zu sehen, wie der mutige Kerl die schmerzhaften Wunden ignorierte und uns mit seinem „Waffengefährten" Bobby freudig umtanzte. Erst jetzt, nachdem das verletzte Tier Hilfe erhalten hatte, fand ich Lust, über das nächtliche Bärenabenteuer mit den andern zu sprechen.

Der Finnländer sagte, daß er nach Anblasen des Feuers einen Bär ankommen sah, auf den er sofort schoß, worauf das Raubtier schnell seitwärts trollte. Soviel stand fest, daß wir es mit drei bis vier Stück zu tun gehabt hatten, und wenn auch meine ersten zwei Schüsse infolge des unsicheren Lichtes und der Schnelligkeit wohl kaum getroffen hatten, war es aber sicher, daß der letzte Bär schwer krank abgetrollt war. Zu einer Nachtruhe kam nun niemand mehr, das Abenteuer wurde natürlich gründlich durchgehechelt, während sich die Frauen um die Bereitung unserer Morgenatzung kümmerten; wir wollten ja

alsbald nach Tagwerden wieder aufbrechen, zuvor aber noch kurze Nachsuche halten. Kaum gestattete uns das Morgenlicht, den Kampfplatz abzuspüren, fanden wir auch sofort Schweiß, der bei Verfolgung der Fährte immer reichlicher wurde. Ungefähr 300 Schritte vom Lager entfernt standen wir vor dem inzwischen Verendeten, der auf der Fährte tot zusammengeklappt war. Wir hatten die schwarze Bärenfamilie um die Urgroßmutter beraubt, die ein schätzungsweises Gewicht von 600 bis 700 Pfund (engl.) hatte; das Gesäuge war total zusammengeschrumpft, ein Beweis, daß sie schon lange nicht mehr gebärt hatte. Beim „Abledern" fanden wir drei Einschüsse, aber nur zwei Ausschüsse; einen Lungen-, einen Leber- und einen Schuß halbspitz von hinten durch die Keule und in das Gescheide. Da wir der Hitze wegen die Decke nicht mitnehmen konnten, weil sie, ohne genügend präpariert zu sein, dem Verderben anheimgefallen wäre, spannten wir sie an einen aus Stangen improvisierten Rahmen in Nähe des Lagers zum Trocknen auf; wir konnten sie ja auf dem Rückwege mitnehmen und inzwischen pickten die Vögel den Feist ab.

Während des ganzen heutigen Marsches — 20. Juni — mußten wir uns zwischen ausgedehnten Sümpfen mit wenig Wald hindurchschlängeln. Hier sahen wir aber sehr viel Elche, Deers und vereinzelte Karibus. Der Karawane als Wegsucher vorausreitend, kam ich auf einen starken, aber einzelnen Timberwolf zum Schuß, den ich mit Kupfernickelmantelgeschoß auf 160 Schritt arg zerfetzte. Da der Balg jetzt nichts taugte, schnitt ich ihm wenigstens „Ohren", Nase und Rute ab, um diese am Reiseziel amtlich abzuliefern und dafür die Prämie einzuheimsen. Übrigens — wieder ein gefährliches Raubtier an Mensch und Wild weniger! Wir hatten die heißen Tagesstunden über wieder gerastet und fuhren vom Spätnachmittage bis zur Dämmerung ununterbrochen. Die großen, zumeist noch mit Gelbgras bestandenen Sümpfe wurden seltener und es zeigte sich mehr Wald; auch wurden die Seen und Teiche, die verhältnismäßig harte Ränder hatten, häufiger. Daraus schloß ich, daß wir uns dem Seengebiet von Lake La Biche, mit dem großen See gleichen

Namens als Hauptsee, sehr nahe befanden. An dem Hauptsee befanden sich einige kleine Niederlassungen mit der Regierungsstation „Lake La Biche". Von Edmonton bis zur genannten Station war eine Bahn im Bau, die aber noch nicht völlig bis hierherauf betriebsfähig war; von Lake La Biche bis Fort Mc. Murrey war der Weiterbau projektiert und die ersten Vorarbeiten getan. Da wir in der Station nichts zu tun hatten, uns übrigens viele Meilen östlich davon befanden, hielt ich am 21. Juni den Kurs so gut als möglich nördlich, dem „Heart lake" zu, wo sich eine kleine Indianerreserve befindet. Das Gelände wurde hier wellig und sehr stark bewaldet, jedoch gelang es uns, durch Ausnutzung aller natürlichen Vorteile den dichten Urwald zu vermeiden und ziemlich gut vorwärts zu kommen. Am 22. Juni hatten wir zumeist baumlose Hochprärie, wo sehr viel abgestorbenes Gebüsch von dichtem und hohem Gras und netzartig verfilztem wilden Erbsengerank den Pferden sehr hinderlich waren. Am halben Vormittag erreichten wir nach Umgehung des Heart-Sees die Indianer-Reserve. Auch an der schlängelten wir uns so weit vorbei, daß wir nur einen kleinen Zipfel durchquerten. Aber — wo immer wir fuhren, hinderte die Pferde das massenhafte Dürrgesträuch und das verfilzte Gras, das in der ganzen Gegend typisch zu sein schien.

Mehrere Meilen hinter der Reservation sah ich drei Indianer quer über eine dicht mit dürrem Gras bestandene Fläche schnell auf uns zureiten. Ich tat, die Eigenheiten der Roten kennend, als sähe ich sie nicht, und ritt ruhig unserem Zuge voraus, während S. als letzter denselben schloß. Die Indianer waren bald bei mir. Sie grüßten nach ihrer Sitte mit bis zur Brust erhobener Hand, ich erwiderte ihren Gruß und hielt mein Pferd an, sie fragend, wohin ihr Weg führe. Alle drei waren im mittleren Alter und einer derselben antwortete in sehr schlechtem Englisch das Wort: Railroad! Aha, nach der westlich von uns liegenden projektierten Strecke. Durch mehrere Fragen erfuhr ich, daß an der Strecke schon vorgearbeitet war; durch Wald führende Teile waren geschlagen und teilweise schon von Stumpfen befreit, Bäche zur Über-

brückung fertig gemacht, bzw. mit für Fuhrwerk befahrbaren Notbrücken versehen worden, teilweise ein Stück von Lake la Biche nordwärts auch schon Schienenlager aufgefüllt. Von nordwärts der Strecke wußten die Indianer nur so viel zu berichten, daß auch dort schon teilweise gute Anfänge am Bau gemacht sein sollten. Auf meine Frage, wie weit dieser „god damm stuff" — damit meinte ich das hindernde dürre Strauchwerk und hohe Dürrgras — noch reichte, hob einer der Indianer zwei Finger hoch und sagte dazu das Wort „day". — Also zwei Tage noch! Dann nochmals „god damn it!" Inzwischen war unsere Karawane längst herangekommen und hinter mir halten geblieben. S., als „Beschützer der holden Weiblichkeit", blieb trotz meines Gesprächs mit den Indianern auf seinem Schlußposten. Da ich mit den Roten sonst nichts mehr zu reden hatte und sie sich zum Weiterreiten anschickten, winkte ich mit der Hand, sie dadurch auffordernd, zu warten. Dann ritt ich zum Wagen und tat einen Griff in die Vorratskiste — die Indianer erhielten jeder einen 100 Gramm-Block Rauchtabak. Groß war die Freude über das einer Rothaut so begehrenswerte Geschenk, die noch größer wurde, als ich ihnen eine ganze Handvoll Streichhölzer extra verehrte. So brauchten die armen Teufel beim Feuermachen nicht jedesmal mit ihren Hölzchen im zundermorschen Weidenholz so lange zu quirlen, bis der Zunder zum Glimmen kam. Eine wie große Dummheit ich mit den geschenkten Streichhölzern begangen hatte — aus Mitgefühl für die armen Rothäute —, das erfuhren wir einige Stunden später, und es brachte uns alle in die größte Gefahr.

Nachdem die Indianer weggeritten waren, setzten wir unseren Marsch noch einige Meilen fort. Ein in den Morgenstunden sich erhebender heftiger Wind zerteilte die Tageshitze und es wäre ein ganz angenehmer Reisetag gewesen, den wir voll ausnutzen konnten, wenn der Wind kühler geblasen und uns nicht so heiß in Nase und Mund gedrungen wäre, fortwährendes Niesen verursachend. Wir waren deshalb froh, als wir eine etwas bestockte Ecke erreichten, wo wir einige Zeit rasten konnten und zugleich Schatten und unweit einen Wassergraben fanden. Hier

wollten wir drei Stunden rasten. Ungefähr eine Stunde war es her, seitdem wir ausgespannt hatten, und wir waren mit unserer Atzung beschäftigt, als ich plötzlich im Kauen innehielt und meine Nase in der Luft spielen ließ — der Wind trieb einen noch ganz feinen Brandgeruch vor sich her. Im Nu sprang ich auf, um mich nach etwaigem Rauch umzusehen und die genaue Richtung zu prüfen, aus der der Brandgeruch kam. „Mc. what is the matter —". „Es riecht nach Feuer, aber zu sehen ist nichts. Dennoch brennt es irgendwo im Westen, von woher der Wind kommt." Alle schnüffelten nun in der Luft und jedes bestätigte mir den allerdings noch kaum wahrnehmbaren Brandgeruch. Westlich von unserem Rastplatz dehnte sich noch 200 bis 300 Meter breit die schon beschriebene Dürrgras- und Dürrstrauchfläche aus und ebenso vor uns und rechts. Dann lag hinter der westlichen Grasfläche ein langer und jedenfalls breiterer Streifen Urwald — durchweg Laubholz mit sehr viel Dürr- und massenhaftem Fallholz. Hinter dem Urwaldstreifen mußte es brennen, aber Rauch konnten wir nicht erblicken. Ich beruhigte mich vorerst wieder und füllte den letzten noch leeren Zipfel meines Magens mit kühlenden Büchsenfrüchten aus. Da rief der Finnländer, der mit dem Gesicht nach Westen saß, plötzlich ganz aufgeregt: „Smok!" Donnerwetter, ja — schwarze und gelbe Rauchsäulen erhoben sich über dem Urwaldstreifen, um sofort vom heftigen Wind erfaßt und breitgejagt zu werden. Wir sprangen alle auf und Miß Edith, stark erbleicht, fragte mich ängstlich: „Is any danger for us?" „Gefahr für uns, Miß Edith — momentan nicht, kann aber unter Umständen leicht eintreten, wenn —". Wie der Blitz schoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Indianer — Streichhölzer — achtlos ein brennendes Streichholz weggeworfen! S. sah mich fragend an, weil ich mitten in meiner Antwort an seine Nichte abbrach. Ich vollendete: „wenn der Wald Feuer fängt, und ich wette 10 gegen 1, daß er bereits Feuer gefangen hat. Sehen Sie — die schwarzen Rauchsäulen kommen von Holzfeuer, die gelben von Gras — Peter — sattle schnell meinen Buckskin!" (Jimmy.) Der Finnländer, dem meine letzte Aufforderung galt, beeilte sich, ihr

nachzukommen. Währenddessen stopfte ich meine Pfeife, ohne die ich nun einmal nichts unternahm, dann instruierte ich meine Frau: „Sofort alles einpacken und aufpacken, und Sie, Mr. S., passen Sie auf, ich reite schnellstens dem Brand entgegen; sollten drei Schüsse von mir fallen, dann schleunigst angespannt und in der bisherigen Richtung weitergefahren, bis ich wieder zustoße. Lassen Sie vorsichtshalber die Pferde sofort aufschirren; mein schwarzer Bill geht anstatt Jimmy am Buggy. Die Hunde auf dem Wagen festketten!"

Ich schwang mich in den Sattel und sofort fiel der gerissene Buckskin in leichten Galopp; er wußte, daß wieder einmal der Teufel los war und er wieder, wie so oft schon, seine Knochen zu einem wilden Ritt über Stock und Stein leihen mußte. Er roch den Braten ja schon längst und seine Nüstern fraßen und bliesen wegen des wohlbekannten Brandgeruches. Ich hatte den Waldstreifen rasch erreicht, brach an der ersten besten Stelle, wo ein Durchkommen möglich schien, ein und sah bald, daß das Holz hier nicht breiter als 100 bis 150 Schritt sein konnte. Erst in ungefährer Mitte angelangt, konnte ich schon das freie Hochland wieder erblicken, zugleich aber auch ein schon so oft erlebtes und dem Auge gewöhntes, aber furchtbar schauerliches Schauspiel — das Hochland, ebenso reich an Dürrgras wie an unserem Rastplatz, stand bereits auf eine Ausdehnung von mehreren Meilen in Glut und Rauch! Hochauf peitschte der heftige heiße Wind die Glut, führte brennende Grasbüschel weit durch die Luft, die dann wiederum weit vor der wie rasend unserem Lagerplatz sich nähernden Flammenwand in das prasseldürre Gras fielen, wo sofort ein neuer Feuerherd entstand. Hier war für uns die größte Gefahr vorhanden und höchste Eile zur Rettung tat not. Drei schnelle Schüsse fuhren aus dem Mauser hinaus, das Signal für meine Begleiter. Dann brach ich noch ein Stück durch den Wald, um mich über die hauptsächlichste Richtung, die der Brand nehmen würde, zu orientieren. In wenigen Sekunden stellte ich, kurz gesagt, fest: Der Urwaldstreifen, der jetzt als eine Hindernisbahn zwischen uns und dem anrasenden Präriefeuer lag, da er uns Zeit ließ, die nötigen Schutzmaß-

nahmen zu treffen, dehnte sich nach Westen hin wie ein Halbkreis aus; daran schloß sich das schon teils in Flammen stehende Hochprärieland. Der südliche Zipfel des Waldes stand bereits in prasselnder Glut und in kaum 10 Minuten würde der ganze, viele Meilen sich nach Süd und Nord ausdehnende Wald von der Glut erfaßt sein. In einer weiteren Viertelstunde peitscht der Wind die Flammen bis auf das diesseitige Hochland, das wiederum infolge des massenhaften alten Dürrgrases in wenigen Minuten ein meilengroßes Glutmeer bildete, inmitten dessen wir unseren schaudervollen Tod finden würden, wenn wir nicht in aller Eile die Gegenmaßregeln trafen. Jeder Kenner der Wildnis weiß, daß derartige Prärie- oder Urwaldbrände, noch dazu bei auch nur geringem Wind, sich mit rasender Schnelligkeit Hunderte von Meilen ausdehnen und alles vernichten, was im Bereich ist. Eine Flucht ist gewöhnlich ausgeschlossen, und wenn ich trotz dieser Kenntnis das Signal zum schleunigsten Aufbruch gab, so geschah es nur, um die Spanne Zeit, die wir noch hatten, auszunützen und uns einen günstigeren Platz zu suchen, wo wir Aussicht hätten, als Sieger aus Glut und Qualm hervorzugehen. Als ich den Waldrand wieder erreichte, sah ich drüben im Lager das regste Leben, die Pferde waren bereits angespannt und eben bestieg S. seinen Gaul, um sich an die Spitze des Zuges zu begeben. Durch einen weiteren Schuß machte ich ihn auf mich aufmerksam und ich deutete noch einmal die Richtung an, die er mit dem Zuge nehmen sollte. Dann ritt ich, so schnell es das Gelände gestattete, am Waldrande entlang, bis ich mir sagte, jetzt ist es Zeit. Noch einmal überlegte ich mir blitzschnell aber genau meine Abwehrmaßregeln, daß diese auch nicht zu früh erfolgten: Ich war dem Zuge ungefähr 1¾ Meilen voraus; in wenig mehr als einer Viertelstunde konnte der Waldstreifen vom Feuer durchrast sein und unsere Hochprärie in Flammen stehen, denn schon lag sie in starkem Rauch und allerorts an der westlichen Waldseite hatte inzwischen die Glut Fuß gefaßt. Also — in Gottes Namen, los! Ich lenkte das Pferd zum Zuge zurück und hier und dort ließ ich während des Reitens ein brennendes Streichholz fallen, worauf sofort die rote

Flamme aus dem Zundergras hinter mir emporzüngelte. Eine halbe Meile vor dem Zuge hörte ich mit der Brandstifterei auf und ließ gleichzeitig durch Zeichen, gegeben mit dem wehenden Taschentuch, halten. Dann jagte ich völlig heran. Inzwischen wütete das von mir, genau in unserer Fahrtrichtung, die zugleich Windrichtung war, angelegte Gegenfeuer schon über eine große Strecke Hochprärie dahin; wir waren also schon sichelförmig von den viele Meter hochgepeitschten Flammen umgeben, während links von uns der bereits lichterloh brennende Wald fast vom Feuer durcheilt war. Das von mir angelegte Gegenfeuer hatte schon einen beträchtlichen Teil schwarzgebrannt, und obwohl auf der schwarzen, qualmenden Fläche noch überall die rote Glut in den umgebrochenen Dürrsträuchern wütete, war uns zur höchsten Not doch schon eine kleine Bresche offen. In hohen Flammen, aber nur langsam gegen den Wind, fraß das Gegenfeuer auf uns zu. Bei der Schnelligkeit, mit der der Riesenbrand von West daherraste, blieb uns keine Zeit, mit den Spaten das rückwärts fressende Gegenfeuer so weit einzudämmen, daß uns eine flammenlose Gasse zum Entkommen auf die schwarzgebrannte Fläche blieb — wir mußten mit Pferden und Wagen durch die Flammenlinie hindurch. Beim Zuge angekommen, bedurfte es keinerlei Erklärungen über das „was nun"; jeder wußte es selbst — hindurch durch die Flammenlinie, ehe sie sich teilte und uns mehrere Feuervorhänge bescherte. Es war auch höchste Zeit, denn schon hatte das westliche Feuer den Wald durchbrochen und die Flammen fraßen an unserem Hochlande. Mit knappen Worten ordnete ich den Durchbruch an. „Mr. S., ich breche mit dem Buggy und den Ladies als erster durch die Flammen. Sie bleiben mit Ihrem Reitpferd an der Seite Ihrer unruhigen Wagenpferde und halten sich dicht hinter dem Buggy, damit Ihren ungewohnten Pferden solange als möglich die Flammenlinie verborgen bleibt. Sie — Peter — treiben im entscheidenden Augenblick die Pferde forsch über die Brandlinie hinweg — ja nicht „stoppen" lassen. Nun vorwärts, es ist die höchste Zeit!"

Ich sprang aus dem Sattel und auf den Buggy, Jimmy sich

selbst überlassend, denn der gerissene Bursche suchte sich seinen Weg selbst durch die Flammen. Nur die Trense nahm ich ihm ab. Ein Blick nach rückwärts zeigte uns, daß sich auch von dort die rote Glut uns pfeilschnell entgegenwälzte. Ein fürchterliches Knattern und schußähnliches Knallen vermischte sich mit dem Heulen und Prasseln der aufgepeitschten Flammen und besonders die 2 bis 3 Zoll dicken und mehrere Meter hohen, dürren Röhren des wilden Kümmels, den wir in Deutschland — allerdings in viel geringerer Größe — als Pferdekümmel bezeichnen, explodierten mit büchsenschußähnlichem Knall. Es war ein fürchterliches Schauspiel. Ich fuhr die Pferde, nachdem ich mir die Lederjoppe als Flammenschutz und den Frauen die Gummidecken über Kopf und Kleider geworfen hatte, auf eine Stelle zu, wo die Flammen wegen geringeren Brandstoffs weniger hoch aufzüngelten und die Brandlinie weniger breit sich ausdehnte; dicht hinter mir folgte der Gepäckwagen. Jetzt waren wir bis auf wenige Schritt vor dem Feuervorhang, aber auch ein mächtiges Flammenmeer wogte kaum noch hundert Schritt entfernt mit kolossaler Glut und Qualm heran. Die Pferde schnaubten heftig, wollten vor der Glut aufbäumen — ein Peitschenhieb, ein wiehernder Schrei und einige Sekunden lang hüllte uns Glut und Qualm ein; neben mir sauste der Gepäckwagen im Galopp auf die schwarzgebrannte Fläche und da spritzte Jimmy auch schon mit Bocksprüngen und laut wiehernd vor uns her. Noch eine Strecke auf dem jetzt hindernislos gebrannten schwarzen „Leichentuch" vom Feuer abgerückt, dann konnten wir halten und uns für das nächste beraten. Zuerst wurden die Pferde auf Brandschäden untersucht, die aber nur in abgesengtem Haar und leichten Sengstellen an der Haut bestanden. Zwei Büchsen dicke, fette kondensierte Milch wurden geopfert und sämtliche Sengstellen bei den Tieren damit betupft. Bobby und Raudy hatten nichts abbekommen, denn sie saßen oben auf dem Gepäckwagen und hatten sich schlauerweise im kritischen Moment „gedrückt".

Nun die Rettung glücklich durchgeführt war, gaben wir uns erst einige Minuten der Betrachtung des schauerlichen Schau-

spiels hin, das der Riesenbrand uns bot. Rings um uns wogte die prasselnde Glut und in dem dicken schwarzen und gelben Qualm zuckten die hochaufschießenden Flammen wie Blitze in dunkler Wolkenwand. Die ganze Gegend war jetzt ein einziges Flammenmeer. Meine Begleiter äußerten die Frage, ob wohl bei dem Riesenbrande viel Wild umkäme. Ich verneinte, denn das Wild ist in solchen Fällen viel schneller aus der Gefahrzone verschwunden, wie z. B. die wilden Pferde. Tatsächlich war nach solchen Riesenbränden schon oft die ungeheure Brandfläche nach tierischen Brandopfern, vornehmlich nach verbranntem Wild abgesucht worden, ohne daß jedoch dergleichen gefunden wurde. Dennoch war nicht ausgeschlossen, daß kranke Stücke sich nicht mit gleicher Schnelligkeit wie ihre gesunden Kameraden retten konnten und vom Feuer überholt wurden. Das flüchtende Wild wurde dann in ganzen Herden oder „haufenweise" dort angetroffen, wo durch irgendein Hemmnis das Feuer nicht weiter gegriffen hatte. Wir stießen am anderen Tage, nachdem wir die Brandfläche überschritten hatten, ebenfalls auf kolossale Mengen Groß- und Kleinwild.

Zunächst galt es nun, auf der durch mein Gegenfeuer entstandenen Brandfläche, wo es überall noch an den Holzresten brannte und schwelte, weiterzufahren, um aus dem Bereich der unerträglichen Glut, die der Wind vom durchweg in Flammen stehenden Walde herübertrug, zu kommen. Wir mußten uns nach einem Rastplatz umsehen, wo wir bis zum Morgen bleiben konnten, denn vorerst war an die Fortsetzung der Reise nicht zu denken. Ich ritt deshalb in gemütlichem Galopp auf der nun völlig hindernisfreien Hochprärie auf die Suche, während meine Begleiter langsam mir nachfuhren. Ungefähr eine Meile ostwärts vom brennenden Wald befanden sich mehrere hohe Hügel, die dammähnlich nach Osten abfielen und radikal abgebrannt waren. Dort standen in einer tiefen Senkung mehrere alte, breitästige Pappeln und Espen, deren Blätterwerk von Glut und Rauch zwar vergilbt war, die aber noch guten Schatten boten. Die Hauptsache aber war der sehr feuchte und grüngrasige Grund zwischen den Hügeln, wo die Brandlawine sich an den

nur mit geringen trockenen Grasresten bestanden gewesenen Rändern gebrochen, oder um die grünfeuchten Stellen herumgelaufen war; für uns eine Oase im öden schwarzen Leichentuch. Wenn das Grüngras infolge der noch frühen Jahres- bzw. Wachszeit kaum einen Fuß hoch war, genügte die Mulde dennoch für eine Tagesweide. Die Hauptsache aber war das Wasser. Der Boden der Mulde war sehr feucht; einige Spatenstiche tief lieferten uns sicherlich so viel des nötigen Wassers, als wir für uns und die Pferde brauchten. Ich ritt sofort dem Zuge entgegen und führte ihn zu der Stelle, wo wir endlich genügend lange Rast halten konnten, und zudem schützte uns der hohe Hügel vor Qualm und Gluthauch vom brennenden Walde herüber.

Als wir den Lagerplatz eingerichtet und ein Schöpfloch in die Mulde gegraben hatten, beobachteten wir mit Muße die ungeheure Ausdehnung des Brandes nach Ost und Nord, wo er schon teilweise wieder Urwald gefaßt hatte. Gegen Abend lagen nach Ost ungefähr 6 Meilen Brandfläche — Luftlinie vom Lager aus gerechnet — und nach Nord ungefähr vier Meilen, ebenfalls vom Lager aus gesehen, vor unseren Augen. Wie es nach Süd und West aussah, konnten wir nicht beurteilen. Von ungefähr 7 Uhr abends ab ließ der Wind nach, und gegen 9 Uhr schien in einer großen Ausdehnung von Ost nach Nord dort der Brand zu stocken; jedenfalls hatte das gefräßige Element dort an einem Wasserlauf oder großen See den Meister gefunden. Anderseits nach Westen und Nordwesten, schien der Brand aber fortzuwüten, wenn auch nicht mehr mit der Schnelligkeit wie am Tage und infolge Nachlassens des Windes. Als die Nacht hereinbrach, bot sich uns ein ganz besonders schauerlich-schönes Bild, denn rundum glühte der Himmel von Flammenschein. Bis weit nach Mitternacht saßen wir wach und beobachteten den Riesenbrand, bis endlich die Frauen in ihr Zelt schlüpften und auch wir Männer uns ein Plätzchen zur kurzen Nachtruhe auf dem Gepäckwagen suchten, während die Pferde, mit „gehobbelten" (kurzgebundenen) Vorderbeinen, frei in der grünen Mulde ästen.

Als wir nach Tagesanbruch (22. Juni) erwachten, sahen wir,



Bild 4. Post- und Polizeistation im Athabaska- (Mc. Murray-) Distrikt.
Zu Kapitel 1.



Bild 5. Frachtkähne nach Mc. Murray auf dem Athabaskafluß erwarten den Schleppdampfer.
Zu Kapitel 1.

daß die Nacht und die fast völlig eingetretene Windstille, nicht minder aber der nach Mitternacht gefallene starke Tau sehr besänftigend auf den Brand eingewirkt hatten. Nach Ost und Nordost schien er durch irgendein ausgedehntes Hindernis endgültig gebrochen zu sein, wenn auch noch in diesen Richtungen starke Rauchschwaden aufstiegen. Ich kletterte die Hügel hinan und sah mich nach West um. Mit Ausnahme des westlich liegenden Waldstreifens, der lichtgebrannt und blätterleer ein trauriges Bild bot und aus dem noch viele Glutherde leuchteten, schien soweit Ruhe zu sein; ebenso nach Süden. Aber nördlich und nordwestlich wütete das Element noch immer in ungeheurer Breite und unter Entwicklung dicker schwarzer Rauchsäulen scheinbar ungemindert fort. Dort mußten kolossale Dürrholzbestände mit viel Laub und Trockengras der Ausbreitung immer wieder Vorschub leisten. Da zunächst an einen Aufbruch nicht zu denken war, beschlossen S. und ich, einen Erkundungsritt in unserer Marschrichtung zu machen, und zwar gleich, nachdem das Frühstück fertig war. Trotz der kurzen Nachtruhe nahmen uns die Frauen, die unser Klappern mit Töpfen und Eimern gehört und sich schnell fertig gemacht hatten, die Bereitung des Frühstücks ab. Bei dem dann unternommenen Erkundungsritt stellten wir fest, daß wir in unserer Marschrichtung mindestens 10 bis 12 Meilen Brandfläche zu kreuzen hatten, und es war gar nicht ausgeschlossen, daß der Rummel nach eingetretener Tageshitze von neuem losging, besonders wenn wieder starker Wind eintreten sollte. Wir stellten auch fest, daß, wenn wir die östliche bzw. nordöstliche, nur halb so ausgedehnte Brandfläche nach dieser Richtung kreuzten, also eine beträchtliche Abweichung von unserem Kurs nahmen, wir den noch stark wütenden nördlichen und nordwestlichen Brandherd wohl ganz gut umgehen konnten. Wir wußten aber nicht, was für Gelände dort war und ob, wenn wir der Gefahr scheinbar aus dem Wege gingen, die Glut nicht am Tage *hinter* uns herjagen würde, was noch viel gefährlicher gewesen wäre als gestern, wo der Brand von seitwärts kam. Ja, wenn die Luft oder der etwa wieder einsetzende Wind sich drehen und den Brand rückwärts

unserer Fahrtrichtung, also nach West und Südwest fegen würde, dann konnten wir die Umgehung riskieren. So beschlossen wir, nach Rückkehr ins Lager sofort anzuspannen und in unserer ursprünglichen Richtung die Brandfläche so weit zu kreuzen, dem Brande so nahe auf den Leib zu rücken, daß wir nicht wieder in Gefahr gerieten.

Es war in der achten Morgenstunde, als wir den Weitermarsch antraten. Das völlig reingebrannte Gelände bot uns gute Fahrt. Mehrmals mußten wir durch noch brennende Waldvorsprünge und vereinzelte Gehölzgruppen hindurch und schon um 11 Uhr befanden wir uns nur noch einige Hundert Schritt von der infolge der Sonnenhitze wieder lebhaft brennenden Brandlinie. Wir mußten also vorläufig wieder rasten und dann die weitere Richtung aufklären. Kleine Wassertümpel gab es hier genug und bei einem solchen machten wir Halt. Ich überließ alle Arbeiten, die ein Rastplatz erforderlich macht, meinen Begleitern und ritt sofort zur Erkundung aus. Auf Jimmys Rücken durchbrach ich die Brandlinie, die nur niedrige Flammen zeigte, da der Graswuchs bereits sehr gering war und das Feuer nur im trockenen Laub weiterlief. Mit einigen Galoppsprüngen war ich hindurch und hatte die Glut jetzt im Rücken. Der Wind strich zwar leicht, jedoch war die Schnelligkeit des Feuers trotzdem stark vermindert, weil eben hier das massenhafte Zundergras fehlte. Ungefähr eine halbe Meile weiter stieß ich auf einen sich von Ost nach Nordwest ziehenden, 30—40 Fuß breiten Wasserlauf, dessen Ufer gut mit saftigem Grün bestanden waren; das traf sich ausgezeichnet für unseren Weitermarsch. Ich überlegte: Wenn der Wind nicht stärker wird, braucht das Feuer mindestens 3 Stunden, um sich auf dem wenig und fast keinen Zunderstoff zeigenden Gelände bis zum Bach vorwärts zu fressen. Wenn ich sofort zurückreite, schleunigst wieder aufprotzen und abrücken lasse, müssen wir zwar noch einmal durch die Flammenlinie, erreichen aber weit früher als diese den Bach, setzen über und können dann den Marsch beliebig und ohne Gefahr fortsetzen; ein Übergreifen des Feuers auf das andere Ufer war auch bei stärkerem Winde kaum denkbar, weil der

Zunderstoff fehlte. Also — riskiert wird es! Im Galopp ging es zurück zum Lager, wo bereits aller Augen auf mich warteten, denn unsere Atzung war inzwischen hergerichtet worden und es fehlte nur noch an meiner Person. Gleich nach dem Essen fuhren wir los, kamen ohne sonderliche Mühe und Gefahr durch die langsam fressende Brandlinie und bald hatten wir den Bach überschritten; das Feuer blieb noch weit hinter uns zurück. Wir fuhren sofort weiter, um eine recht große Strecke zwischen uns und den Riesenbrand zu legen. Schon ein kurzes Stück vom Bach entfernt stießen wir auf dem teilweise offenen Gelände, das viel Wassertümpel und saftiggrüne Grasstellen zeigte, auf Unmassen Elch-, Hirsch- und Karibuwild. Hier also, in diese wenig Brandgefahr bergende, sichere Ecke hatte der Instinkt der Tiere die Wildmassen getrieben. Wir fuhren oft ganz nahe an einzelnen Gruppen, die teils ruhten, teils ästen, vorbei, ohne daß sie sich stören ließen. Da waren massenhaft Kälber aller Wildarten dabei und schwaches Zeug, aus dem wir uns den schon gewünschten Wildbraten auswählen konnten. Aber weder der Engländer noch ich gedachten hier heraus ein Stück zu schießen — eben erst aus dem Riesenbrand gerettet, sollte kein Schuß auf d i e s e s Wild fallen. Wir trafen schon noch günstige Gelegenheit.

Nach ununterbrochener Fahrt bis nachmittags 5 Uhr wurde es der Pferde wegen Zeit, für die Nachtrast auszuspannen. Um einen geeigneten Lagerplatz zu finden, mußten wir aber noch länger fahren und gegen 6 Uhr bemerkte ich beim Vorausreiten eine sich zu meiner Linken nach Norden erstreckende und durch Pfähle markierte Linie — wir hatten die nach Mc. Murray projektierte Bahnlinie erreicht. Ebenso wie die Amerikasucher beim Erblicken der Gestade der neuen Welt freudig ihre Hüte schwenkten mit den Ruf: „Land, Land!" so schwenkte auch ich den Nachkommenden freudig meinen Hut entgegen mit dem lauten Ruf: „Rail! Rail!" (Abkürzung von „Railroad"); denn, hatten wir erst die markierte Bahnlinie erreicht, dann wurde unsere Marschsuche uns sehr erleichtert, und schnelleres Fortkommen war uns geboten. Ich wußte, daß wir

eine Anzahl Meilen nördlich des 55. Breitengrades auf die projektierte Linie stoßen würden, denn diese zieht sich von Lake la Biche ständig nach Nordost, dann in Nähe des 56. Breitengrades nach Nord und biegt zuletzt scharf westlich nach dem Athabaskafluß hinüber, mit Mc. Murray als Endstation. Für heute hatte ich der letzten Fahrthindernisse wegen die Erreichung noch nicht erwartet; um so größer unser aller Freude. Ich hielt schnurstracks auf die Markierpfähle zu und gewahrte dann etwas nordwärts einige Bretterbuden und ein roh zusammengewürfeltes Blockhaus, wo ich zwei Männer hantieren sah. Eine rohe Tafel, etwas südlich der Buden, trug als Inschrift in großen Lettern das Wort „Behan". Das war jedenfalls der vorgemerkte Stationsname, und wo jetzt die Buden standen, sollte sich eine Station entwickeln. Wir hielten direkt darauf zu und wurden von den zwei Männern, die zur Vermessungskolonne gehörten, mit verwundertem Hallo empfangen. Hier richteten wir auch unseren Nachtrastplatz ein, und als wir später mit den Männern in gemütlicher Unterhaltung saßen, erfuhren wir auch, daß der Riesenbrand sich auf seinem Rücklauf nach Westen an der Linie gebrochen habe und er nur nach Norden weiterlief, wo er sich aber an dem Bach, den wir übersetzt hatten, und der die Bahnlinie durchbrach, ebenfalls brechen mußte. Wir erhielten ferner einigen Aufschluß über das nördliche Gelände. Vorerst konnten wir meilenweit die von den Vermessungskolonnen gehauenen und leidlich geräumten Pfade benutzen; später sollten wir große Strecken ebenes Prärieland mit sehr wenig Baumwuchs antreffen. Weiter hinauf wußten die Leute nicht Bescheid. Immerhin war es keine schlechte Auskunft, die uns da wurde, und als wir am 23. Juni weiterfuhren, war der Pfad noch besser, als wir ihn uns nach Lage der Dinge vorgestellt hatten. So legten wir an diesem Tage mehr als 30 Meilen zurück, und die letzttägigen Versäumnisse waren schon etwas ausgeglichen.

Von „Behan" ab ging unser Marsch nicht mehr wie bisher östlich der Bahnlinie, sondern westlich derselben. Am 24. Juni rasteten wir in der Nacht am May-River, hielten Mittagsrast am

Christina-Fluß, dessen Ufer wir nach Nord leicht folgen konnten und wo wir auch noch die Nachtrast hielten. Wir hatten den ganzen Tag sehr gute Fahrt gemacht, denn das Gelände war durchweg prärieartig, mit wenig versprengten Gehölzgruppen, Weidengebüsch, aber Flächen — glatt und eben wie ein Tisch! Und wo das Auge auf der mit kurzem, saftgrünem Wollgras bedeckten Präriefläche auch hintraf, überall blühten die roten, blauen, gelben und in allen Farben leuchtenden Prärietulpen, Crokus und andere Prärieblumen; ein farbenprächtiges Bild. Viel Schalenwild sahen wir in der Prärie bummeln und einigemal fanden wir auch Büffelfährten; Nomaden, die sich weit von ihren eigentlichen Standquartieren entfernten. Am 25. Juni hatten wir noch immer Prärie, aber am 26., kaum daß wir eine Stunde unterwegs waren, stießen wir auf Hügelgelände. Wald, Seen, Sümpfe wurden häufiger und die vielen kleinen Wasserläufe, die von Ost nach West oder umgekehrt flossen und sich als kleine oder gröbere Hindernisse in den Weg legten, ließen mich und S. vermuten, daß wir, wenn nicht heute, dann sicher morgen Mc. Murray erreichen würden. Jetzt hätte auch der Dümmste das Fort finden müssen, denn rechts und links hatte er einen Wegweiser; rechts die markierte Bahnlinie, die in Fort Mc. Murray ausmündete, und links den Athabaska-Fluß, an dem das Fort lag. Je näher wir diesem kamen, desto aufgeregter wurde die Miß; die Aussicht, in wenigen Stunden in die Arme ihres „Sweetheart" zu fliegen und noch am gleichen Tage, durch Kauf eines Heiratsscheines für einen Dollar, in den Stand der „geheiligten" Ehe hopsen zu können, trieb dem Mädchen das Blut aufgeregt durch die Adern. Es war uns aber nicht möglich, trotzdem wir des letzten Wegrestes halber die Pferde nicht schonten, am heutigen Tage das Fort zu erreichen. Wir mußten noch einmal lagern, aber am 27. Juni, nach zweistündiger Fahrt, tauchte nach Umgehung eines Waldvorsprunges die vom Dach des Regierungshauses flatternde kanadische Flagge mit den britischen Streifen vor unseren Augen auf. Eine Viertelstunde später waren wir in der aus ungefähr einem Dutzend Block-, Bretterbuden und Lederzelten bestehenden

Station — einige Schuppen und die üblichen Schmutz- und Schutthaufen zwischen den Buden nicht zu vergessen.

Unsere Ankuft erregte Aufsehen. Ganz natürlich; denn seit dem kurzen Bestehen der Station war wohl selten oder nie ein Wagenzug, noch dazu mit „Ladies", auf dem Landwege eingerückt, mit Ausnahme der hin und wieder hier eintreffenden Transportfuhrwerke der Vermessungskolonne. Der meiste Verkehr nach dem Fort spielte sich auf dem Athabaska-Fluß ab. Die wenigen Bewohner, meistens Vollblut-Indianer und einige „Halbe", krochen aus den Buden, und da wir, der Orientierung wegen, am Eingang etwas hielten, scharten sich die Neugierigen um uns, um vor allem die im Buggy sitzende holde Weiblichkeit, die hier oben — soweit „Weiße" in Betracht kamen — entweder ganz fehlte oder nur in einigen Exemplaren vertreten sein konnte, gehörig zu „beriechen". Denn was wir zunächst von „Damen" erblickten, waren Bullenbeißergesichter und vertrocknete Mumien indianischen Ursprungs. Und doch nicht alle! Etwas im Hintergrunde sich haltend, standen einige junge Mädchen und Kinder, die recht hübsche und intelligente Gesichtszüge hatten und die einer weißen oder zivilisierten Schönheit durchaus nicht nachstanden, wenn man ihnen den ausgiebigen Gebrauch von Seife, Bürste und Kamm beibrachte, und diese alsdann sauber gebadeten „Engel" mit moderner Kleidung behing. Ich habe „kultivierte" Indianermädchen und Frauen gesehen, die sich an Schönheit und gewandtem Benehmen mancher „weißen" Dame an die Seite stellen konnten; die methodistischen Presbyterianer und andere Missionsschulen tun viel in dieser Hinsicht.

S. fragte die zunächst Stehenden, ob jemand von ihnen Englisch verstünde. Sie sahen einander an, aber — keine Antwort. Da warf ich noch einmal und laut dieselbe Frage hinein. Wieder keine Antwort. Doch halt — links neben uns, aus einer größeren Bretterbude heraus krähte ein: „Yes, I understand english, Ladies und Gentlemen!" Der Sprecher selbst war noch nicht zu sehen, er steckte noch in der Baracke, über deren geöffneter Tür ein weißleinener Zeugstreifen mit dem Aufdruck

„General Store" hing. Aber schon wurde ein vertrocknetes Männchen mit kohlschwarzem Bart, krummer Hakennase und übermäßig langen Armen sichtbar, der wie ein Wiesel zur Tür heraus- und auf uns zuschoß. Natürlich — gar nicht anders denkbar — der unvermeidliche Sohn Zions auch schon hier oben! Denn wo immer in der Wildnis eine Station, und sei sie noch so klein, gegründet wird, ist der schmutzige und klebrige Ostjude der erste, der seinen „General Store" errichtet, weil er sich stets an die Fersen der „Pioniere" hängt. S. fragte nach dem Manne, dem wir seine so sehnsüchtig gewünschte Liebste brachten, denn dieser hatte ja noch keine Ahnung davon, daß wir schon — und überhaupt — hier waren. Der wieselhafte Jude trippelte hin und her und zeigte über die paar Buden hinweg, uns die Richtung sagend, wo das etwas versteckte Haus des Gesuchten stand. Da besann sich der Trippelfritz auf die Frage, ob er den Gentleman holen sollte. S. nickte zustimmend, und der klapperdürre Sohn Halbasiens setzte sich in Trab — in wirklichen Trab; dabei pendelten die übermäßig langen Arme wie bei einer großen Spinne und der lange, schwarze und „speckfette" Kittel flatterte gleich einer Fahne hinter ihm her. Wir lachten einander belustigt zu, aber — es kam gleich darauf zum allgemeinen, schallenden Gelächter. S. und ich waren natürlich abgestiegen und meine Hunde folgten mir auf Schritt und Tritt, was ich übrigens gar nicht beachtet hatte. Erst als das Intermezzo, das sich nun ereignete, schon nicht mehr zu vermeiden war, wurde ich an die Gegenwart meiner Hunde erinnert. Sie konnten nämlich Niemanden — ob Kind oder Erwachsenen — von mir wegrennen sehen und hingen dem Betreffenden sofort an den Waden oder — und das war gewöhnlich Raudy's Mucke — auf dem Rücken des Rennenden, wenn ich nicht aufpaßte und sie scharf zurechtwies. Als nun das Judenwiesel eiligst davon hoppelte und der lange schwarze Kittel wie eine Fahne hinterher flatterte, saß Bobby dem Männchen wie der Blitz in den Waden und gleichzeitig krallte Raudy sein Gebiß in die „speckfette Fahne" — ein Biß, ein Ruck, ein Schrei —. Der Jude lag vor Schreck im Unrat der Straße und

Raudy und Bobby schleppten mir triumphierend einen abgerissenen Schwanz des langen Judenkittels zu. Das wirkte alles so tragikomisch, daß trotz der „Würde" der Indianer aus allen Kehlen — auch aus den unsrigen — ein kolossales Gelächter erscholl. Ich sprang, meine Lachmuskeln zur Ruhe zwingend, sofort zu dem sich schnell wieder erhebenden Juden, denn ich fürchtete, daß Bobby sein Gebiß etwas derb in die spindeldürren Beine gesetzt hätte. Der Schwarze jammerte und rieb sich die linke Wade; ich konnte mich nicht enthalten, ein deutsches „Himmeldonnerwetter" loszulassen. Da schnellte der Jude, seine Wade fahren lassend, hoch und sah mich erstaunt an. „Wie haißt — Himmeldonnerwetter — is doch daitsch — b i n i c h a u c h d a i t s c h , spreche serr gutt daitsch, sprechen merr daitsch!" „Ja — aber Ihre Wade, die ist doch gebissen —." Ich zwang mich mit Gewalt, ernst zu bleiben. „Nich vill, nich vill, is gutt, is gutt; kommen Se später in mei Stor, kommen Se, kaufen Se merr was ab ferr Ihre Lait, merr habe gutte Ware, merr habe gutte Äppels, merr habe gutte Pflaume, merr habe Tobak, merr habe alles, was Se brauche ferr Ihre Lait. Merr sein daitsch und werr'n nich rumore wege ä Hundsvieh. Is nich schlimm — ich hole schnell den Gentleman." Der Jude trollte ab, drehte sich aber im Sprunge noch einmal um und schielte nach den Hunden, die nicht übel Lust zu haben schienen, dem Rennenden auch noch den andern flatternden Speckfladen seines langen Kittels abzureißen. Ich bannte sie aber scharf zu mir. Meine „Lait" lachten übers ganze Gesicht und als ich meinen nur englisch verstehenden Begleitern mein „daitsches" Gespräch mit dem Juden übersetzte, gab es noch einmal Heiterkeit. Aber da kam es schon, das „Sweetheart" der jungen Engländerin; hinterher, laut gestikulierend der Jude. Wir alle waren dem glücklichen Bräutigam zunächst schnuppe, nicht einmal einen Gruß hatte er für uns. Er sah nur seine Liebste und sie ihn und sofort ging das Süßholzraspeln los, bis der Engländer kurzen Prozeß machte, dazwischen trat und fragte, ob er als Onkel und wir, die wir seine Liebste sicher hierher gebracht, einfach Luft wären. Nun erst befaßte er sich mit uns und entschuldigte sich mehrmals we-

gen unserer Nichtbeachtung, an der nur die gänzlich unerwartete Freude schuld sei. Wir konnten ihm das ja alles nachfühlen, deshalb wiesen wir auch die Entschuldigungen zurück. Mr. B. — so wurde er mir und meiner Frau vorgestellt — war knapp 30 Jahr und ein ganz sympathischer Mensch, der mir „auf Anhieb" gefiel. Er sorgte sofort für die Unterkunft unserer Pferde in einer leerstehenden Blockhütte, und nachdem wir diese für gut genug befunden hatten, ihr die Tiere anzuvertrauen, ging es mit dem Gepäckwagen zum Haus des Mr. B. Ein ganz schmuckes Häuschen war's, ein sogenanntes „Fram"-Haus, dessen ganzes Gerippe nur aus 2 mal 4 zölligen Hölzern errichtet wird und das dann innen und außen mit speziell dazu geschnittenen und gehobelten Brettern verschlagen wird. Als Dach die überall gebrauchten Schindeln — eine Spezialität kanadischer Holzindustrie, die aus roter Zeder geschnitten wird. Die Aufnahme, die uns von seiten B.'s nun geboten wurde, war in Anbetracht der Wildnisverhältnisse großartig, noch dazu in Betracht gezogen, daß er bisher als Junggeselle seinen ganzen Wirtschaftskrempel allein hatte einrichten und ausführen müssen. Wir selbst mußten des beschränkten Raumes wegen im „Hotel" einquartiert werden, doch stellte B. schon heute meiner Frau während unserer Forschungen am Clearwater-River ein kleines Zimmer in seinem Hause zur Verfügung. Doch — soweit waren wir ja noch nicht; erst mußten wir einige Tage im Wirtshaus kampieren und uns orientieren. Der Bräutigam hatte nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Mittagessen nichts Eiligeres zu tun, als mit seiner Braut, ihrem Onkel und einem Fortbeamten zur Licenzstelle zu marschieren und sich — trauen zu lassen. Das geht nach englischem Gesetz sehr schnell. Genau wie man in jedem Ort bei einem beliebigen Geschäftsmann, dem der Verkauf regierungsseitig übertragen ist, Jagdscheine kaufen kann, ebenso auch Heiratsscheine. (Marriage licenses). Nur sind bei letzteren zwei Zeugen mitzubringen, die unter Eid aussagen, daß sie die Liebesleutchen kennen. Für einen Dollar Gebühr stellt dann der Lizenzverkäufer den Heiratsschein aus, Brautpaar wie Zeugen unterschreiben und — bumms dich! die Geschichte ist

fertig und das Pärchen Mann und Frau. Als die Braut- bzw. Hochzeitsgesellschaft nach einer Stunde zu uns ins Hotel kam und uns zur Hochzeitsfeier einlud, konnten wir dem „jungen Ehepaar" bereits unsere Glückwünsche ausdrücken.

Nachmittags machte ich mit meiner Frau samt meiner Hundebande einen Spaziergang zum Athabaskafluß, der in wenigen Minuten zu erreichen war, um eines der dort anlegenden Dampfboote zu besichtigen.

Alsdann krochen wir zwischen den Buden und Schmutzhaufen herum, um meiner Frau die Lederzelte (teepes) der Indianer zu zeigen und möglicherweise einen Blick in ihr Familienleben tun zu können. Von der Westseite bot das Fort gar keinen üblen Eindruck, und die spitzen Lederzelte der Indianer erhöhten ihn noch besonders.

Auf dem Wege zum „Hotel" begriffen, kam uns eilends der Finnländer entgegen, ein weißes Papier schwenkend. Er hatte uns schon überall gesucht und brachte meiner Frau und mir eine Einladung zum 5 Uhr-Tee beim Fort-Kommandanten. Obwohl abends die Hochzeitsfeier stattfinden sollte, die sicher nicht so zeitig in der Nacht endete, und wir für heute durchaus nicht zu Besuchen aufgelegt waren, konnten wir die in sehr liebenswürdigen Worten gehaltene Einladung des Kommandanten und seiner Frau keinesfalls ausschlagen. Wir beeilten uns deshalb, uns entsprechend zu renovieren und der Einladung Folge zu leisten. S. sowie das neugebackene Ehepaar waren ebenfalls geladen und holten uns im Hotel ab. Ich wurde von dem Kommandanten mit den Worten empfangen: „Habe ich endlich doch das Vergnügen, Sie und Ihre Frau persönlich kennen zu lernen?" „Ja, — kennen Sie uns oder wenigstens mich denn überhaupt schon?" „Gewiß, schon lange — als ich noch in Edmonton stationiert war." Die letzten Worte klangen mir in einem Tone, aus dem ich zweierlei nehmen konnte. Deshalb fragte ich ganz unverblümt: „Haben Sie mich dort als D e u t s c h e n vom Hörensagen kennengelernt oder nur als Jäger und Führer?" Er lachte: „Alles zusammen; mehr aber als D e u t s c h e n ! Ich habe viel von Ihnen gehört, was den Kanadiern nicht immer

gefallen hat, aber Sie lieben Ihr Vaterland ebensogut wie wir Engländer unser Mutterland. Übrigens Mr. Otto — the war is over! (der Krieg ist vorbei). Sprechen wir nicht davon. Bitte nehmen Sie Platz!" —

Sehr verständig von dem bereits in Grau schimmernden Herrn gesprochen. Übrigens für die Hochhaltung meines Nationalstolzes inmitten der Feinde ein Lob für mich. Wir waren mehr als zwei Stunden beim Kommandanten, die bei den liebenswürdigen Leuten äußerst genußreich verliefen. Mit keinem Wort aber wurde auf den Krieg und Deutschlands Schmach angespielt; der Anstand dieser gebildeten Vollblut-Engländer verbot es ihnen, in Gegenwart eines Vollblut-Deutschen davon zu sprechen. Hier waren wir nur Menschen unter Menschen. Nach dem Tee strömten wir alle, auch der Kommandant und seine Frau, in das Hotel, wo für 8 Uhr abends das Hochzeitsmahl bestellt war. Auch diese Stunden verliefen äußerst genußreich in jeder Beziehung. Der Kommandant, der von unserer Forschungsstreife nach dem Clearwater von S. selbstverständlich unterrichtet worden war, bestellte uns für den nächsten Tag in sein Büro, wo er uns soweit als möglich mit bereits vorhandenen Aufzeichnungen über den vielseitigen Reichtum des Flusses an Hand gehen wollte.

In den nächstfolgenden Tagen wurden alle Vorbereitungen für den Forscherzug getroffen. Wir versahen uns mit Vorräten, die in Säcke verstaut wurden, auf mindestens zwei Wochen. Zur Beförderung derselben wurden einige unserer Pferde benutzt; der Finnländer mußte mit und als Packtiertreiber und Gehilfe dienen. Die Beaufsichtigung und Fütterung unserer im Fort zurückbleibenden Pferde wurde einem alten Indianer übertragen, der sich freute, einige Dollars und Nebengeschenke damit zu verdienen. Mr. B. sorgte seinerseits noch für regelmäßige Kontrolle des Alten, damit er seinen Posten als Pferdewärter auch richtig versah. Ebenso hatte B. meiner Frau inzwischen in seinem Hause ein kleines Zimmer eingerichtet, wo sie in Ruhe und Sicherheit meine Rückkehr aus der Clearwaterregion erwarten konnte. Bobby sollte mich begleiten, während

Raudy, dessen Rißwunden noch tagtäglicher Behandlung bedurften, bei meiner Frau zurückblieb.

Es war am 2. Juli, früh 3 Uhr, als wir aus dem Fort marschierten. Mein Jimmy sowie zwei Pferde des S. trugen auf ihren Sätteln unsere Vorräte und einige Stücke Handwerkszeug. Irgendwelche Ausrüstung, wie z. B. Erdbohrer, Kampofen und dergl. war überflüssig; eine Axt und ein Spaten waren alles, was die Pferde an Ausrüstung zu tragen hatten. S. und ich trugen an unserem Waffengurt noch extra die kleine Jagdaxt und mehr brauchten wir nicht. Es war uns vom Fortkommandanten sowie Mr. B. geraten worden, die ersten 8 bis 10 Meilen am Flusse glatt durchzumarschieren, dann uns einen Lagerplatz einzurichten und von dort aus nach beiden Richtungen des Flusses die ersten Forschungen zu beginnen. Ganz besonders wurde uns der dem Fort naheliegende Flußteil empfohlen. Die Forschungen dortselbst sollten aber ganz besonders vorsichtig vorgenommen werden, denn infolge der Nähe der Station streiften fast täglich Indianer dort entlang. Die Forschungen sollten also so geheim als möglich gehalten werden. Jeder von uns ein Pferd nachführend, kümmerten wir uns nach dem Abmarsch zunächst gar nicht um den Fluß, oder vielmehr um dessen Laufrichtung. Wir hatten uns bereits vom Fort aus ein Ziel gesucht, dem wir einfach dem Kompaß nach zusteuerten. Von der Station aus konnte man einen fernen Hochlandstreifen mit anscheinend sehr schwerem Holzbestand erblicken, wo sich der Fluß offensichtlich hindurchwand. Auf diesen steuerten wir geradewegs zu; das Auffinden des Flusses war dann eine Spielerei. Noch mehrmals waren wir am Abend vor Antritt des Zuges aber gewarnt worden vor der eigenartigen Wolfssippe mit dem struppig scheinenden Haar, die, wie uns wiederholt ernstlich versichert wurde, viel gefährlicher sein sollte wie die Timberwölfe. Auch sollten diese im Gegensatz zum Wolf nicht oder sehr wenig heulen, dafür aber zeitweise und mit sehr heiserer Stimme mehrmals hintereinander kurz bellen. Übrigens sollte die Farbe derselben ganz verschieden von der normalen Farbe der gewöhnlichen Wölfe sein; bei einzelnen Exemplaren, die von

Indianern gesichtet worden waren, sollte das eigentliche Grau der Wölfe rotgelb, mit unregelmäßigen schwarzen und weißen Flecken gezeichnet, sein. Den Indianern war es bisher noch nicht gelungen, ein Exemplar dieser geheimnisvollen Wolfsart zur Strecke zu bringen, weil sie sich niemals im offenen Gelände aufhalten sollte und im dichten Walde viel schneller da sei und wieder verschwände als der gewöhnliche Wolf. An Höhe und Körperstärke sollten diese Wölfe den gewöhnlichen Buschwolf bedeutend übertreffen. Nach dem Bericht der Fort-Indianer sollten „sehr viele" draußen gesehen worden sein und einige erfolglose Überfälle auf nomadisierende Indianer ausgeführt haben, und zwar erst in den letzten Wochen.

Mr. S. interessierte sich weniger für die „Bastards", wie er sie nannte, ihm galt das „Prospektieren" nach Erdschätzen mehr. Bei mir war es das Gegenteil; ich trug wohl viel Interesse an dem, was Mutter Erde und das Wasser des „dunklen" Flusses — trotzdem er „Klarwasser" führte — an mineralischen Schätzen barg, aber als Jäger und Tierbeobachter standen mir die mysteriösen Wölfe doch höher im Wert als alle Schätze dieser dunklen, unerforschten Ecke Kanadas. Es ist selbstverständlich, daß ich mein Augenmerk in der Hauptsache darauf richtete, diese Wolfsart zu Gesicht und wenigstens bald auf einen von ihr zu Schuß zu kommen. Unser Aufenthalt am Clearwater sollte ja nur ungefähr zwei Wochen dauern, und wenigstens e i n Exemplar dieser seltenen Raubtiere sollte — tot oder lebendig — mich in die Zivilisation zurückbegleiten.

Der Clearwater ist ein sehr gewundener Fluß von 30 und mehr Meter Breite mit bis zu 200 Fuß steilen Ufern. Jedoch gibt es sehr viele Stellen, wo zwischen Flußbett und Uferbank eine halbe bis zwei Meilen Talgrund mit bestem Ackerboden ist; Sümpfe natürlich überall vorhanden. Gerade der vielen Windungen wegen, deren Verfolgung auf unserem Marsche uns viel Zeit geraubt hätte, ganz abgesehen von dem beschwerlichen Sichdurchwinden mit den bepackten Pferden, ließen wir vorläufig den Fluß sonstwo liegen und wählten uns den besten Weg. Nach zweistündigem Marsch kamen wir an der kleinen Indianer-

Reservation Nr. 171 vorbei, deren an und für sich schon recht schwache Bevölkerung während der vergangenen Pestperiode im Winter 1918/19 zumeist ausgestorben war. Der Rest, aus wenigen Köpfen bestehend, lebte im Fort, und die Reservation wurde nur vorübergehend benutzt. Uns an prachtvollem Holzbestand mit Riesenstämmen, zwischen Sumpfgelände und an ungeheuren Windbrüchen und Brandflächen vorbei windend, kamen wir andernteils wieder auf größere Strecken kahlen, aber mit ungeheuer dichtem Graswuchs und wilden Erbsen bestandenen Landes, dessen tiefer, schwarzer Boden kolossale Ernten an Getreide, Kartoffeln und Gartenfrüchten hervorbringen kann, wenn — keine Sommerfröste kommen. Schon jetzt, erst wenige Stunden auf dem Marsch, stellten wir fest, daß die Sümpfe stark ölhaltig waren, und trotz der Nähe des Forts und der Indianer fanden wir auf der Nordseite des Flusses, auf der wir marschierten, viele Großwildfährten. Auch fanden wir an einem kleinen Nebenzweig des Flusses, den wir kreuzten, mehrere durcheinanderstehende Bärenfährten, die gar nicht so alt waren. Bald nach Sonnenaufgang wurde es glühend heiß, kein Lüftchen regte sich, und trotz unseres langsamen Marsches, nur Hose und Wäsche auf dem Leibe, rann der Schweiß an uns herab. Wir rasteten öfters eine Weile im Schatten und lüfteten die bepackten Sättel der ebenfalls stark schwitzenden Pferde. So kam es, daß wir erst gegen Mittag die Stelle erreichten, die wir zum Ziele hatten. Einen passenden Lagerplatz, nur wenige Meter höher als der Wasserspiegel, fanden wir ohne sonderliches Suchen. Nachdem die Pferde abgepackt waren, wurde jedem eine „Bell" (große Glocke) um den Hals geschnallt, und dann konnten sie frei laufen und sich ihr Futter in dem jungen massenhaften Grün suchen. Ein Durchbrennen war nicht zu befürchten, solange mein Jimmy dabei war. Dieser entfernte sich niemals weit vom Lager, und die Pferde des Engländers waren durch die bisherigen Marschtage schon zu sehr an den weißbemähnten Indianer gewöhnt und hielten sich zu ihm; mit einem Wort gesagt: sie erkannten in Jimmy ihren „boss" und parierten ihm. Die laut klingende und weit hörbare Halsglocke

verriet ja auch im dichtesten Busch den Aufenthaltsort der Tiere. Die Herrichtung des Lagerplatzes machte uns wenig Arbeit. Außer dem Zelt wurden die Gummidecken zeltbahnähnlich an einigen Stämmchen und Pfählen befestigt, als Unterschlupf bei großer Hitze oder bei strömendem Regen; die mitgenommenen Konservenbüchsen wurden in die Erde vergraben und Brot, Bisquits und alle nicht in Büchsen eingeschlossenen Lebensmittel wurden in Säcke gepackt, um diese die Gummimäntel geschlungen und dann unter schattigen Bäumen hoch aufgehängt. Letzteres, um dem Raubzeug, besonders den Bären, die möglicherweise während unserer Abwesenheit das Lager besuchten, die Zerstörung und den Diebstahl zu verleiden. — Nach schnell hergerichtetem Mittagsmahl ging es sofort an die „Prospektorarbeit", um zunächst rückwärts des Flusses, dem Fort zu, zu prospektieren. Durch das nur wenige Fuß tiefe kristallklare Wasser konnten wir bis auf den Grund sehen; viele Fische aller Arten zogen auf und nieder. Das erste, was wir im Ufersande erblickten, waren festgetretene Gänge von Bär und anderem Raubzeug. Bobby, der uns begleitete, bohrte hier und da seine Nase in den Sand und windete, woraus zu schließen war, daß besonders die Bären ständig ihren Wechsel hier hatten. Auch der Finnländer mußte uns als Träger des benötigten Handwerkszeuges, Axt, Picke und Spaten, begleiten. Interessant war es mir, Mister S. zu beobachten, wie er mit kundigem Prospektorblick manche Uferstellen ganz und gar ignorierte, dann aber bald hier, bald dort Sand, Erde und Geröll prüfte und Proben davon in kleine Leinenbeutel steckte. Er erklärte mir dann unter vier Augen, welche metallischen Spuren diese und jene Probe zeigte. Anfangs interessierte ich mich sehr stark dafür. Als aber Bobby immer schärfer windete und schnupperte, wandte ich mein Interesse wieder mehr der Tierwelt zu. Es war gar nicht ausgeschlossen, daß sich aus dem Gewirr der hier sehr nahe am Wasser aufsteigenden Uferbänke plötzlich ein Petz erhob, der meiner Büchse unrettbar verfallen war, denn S. trug kein Gewehr bei sich, das trug der Finnländer hinterher. Also war ich der einzige, der sofort schuß-

fertig war. Während der vier bis fünf Stunden, die wir an diesem Nachmittage jede Biegung und jeden Winkel des Ufers durchstöberten, sahen wir aber weder Bär noch gröberes Raubzeug, wohl aber massenhaft Bisamratten im Wasser und stellten auch mehrere Otterausstiege fest und viele Röhren von anderem Pelzgetier. Trotz der Nähe der Indianer-Reservate war hier der Bestand an Pelztieren noch sehr gut zu nennen, was wohl auch seinen Grund darin hatte, daß die Indianer im letzten Winter infolge der Pest überhaupt nicht zum Pelzfang gekommen waren. Als wir dann zum Lager zurückkehrten, sagte mir S. im Vertrauen, daß er in bezug auf seine Prospektorarbeit in diesen wenigen Stunden schon außerordentlich zufrieden sei. Nun — ich für meinen Teil war es auch — soweit die Fährten im Sand und Schlamm zu mir gesprochen hatten. Weit höher, als diese es vermochten, stand mein Interesse aber in bezug auf die geheimnisvollen Wölfe. Kaum konnte ich die Nacht erwarten, wo das Raubzeug rege wird, um aus den Stimmen desselben vielleicht das mysteriöse und markante heisere Bellen der Wölfe herauszuhören.

Als wir zum Lager zurückkamen, standen unsere Pferde kaum 200 Schritt davon entfernt. Mein Ruf an Jimmy: come on, come on, genügte, ihn und seine zwei Anhänger zum Lager zu zitieren, wo sie des Raubzeugs wegen für die Nachtstunden angebunden wurden. Die vielen Fische im Fluß machten uns Appetit. Der Finnländer stieg an einer mit Rollsteinen ausgefüllten Stelle des Flußbettes ins Wasser, das hier nur wenige Zoll über die Steine reichte, und warf einfach mit den Händen mehrere große Fische an das Ufer, wo Bobby mit raschem Sprung die sich hin- und herschnellenden Geschöpfe verhinderte, wieder das Wasser zu erreichen. Als sich nach und nach die Dunkelheit herabsenkte, ging auch der Gesang aus allen Richtungen los. Deutlich konnten wir das vereinzelte jämmerlich und zeitweise bellend klingende Geheul einiger feigen Coyoten aus den tiefen, langgezogenen Tönen der Busch- oder Timberwölfe heraushören. Letztere Art schien enorm stark vertreten zu sein. Als meine Kameraden schon längst unter die Decken gekrochen

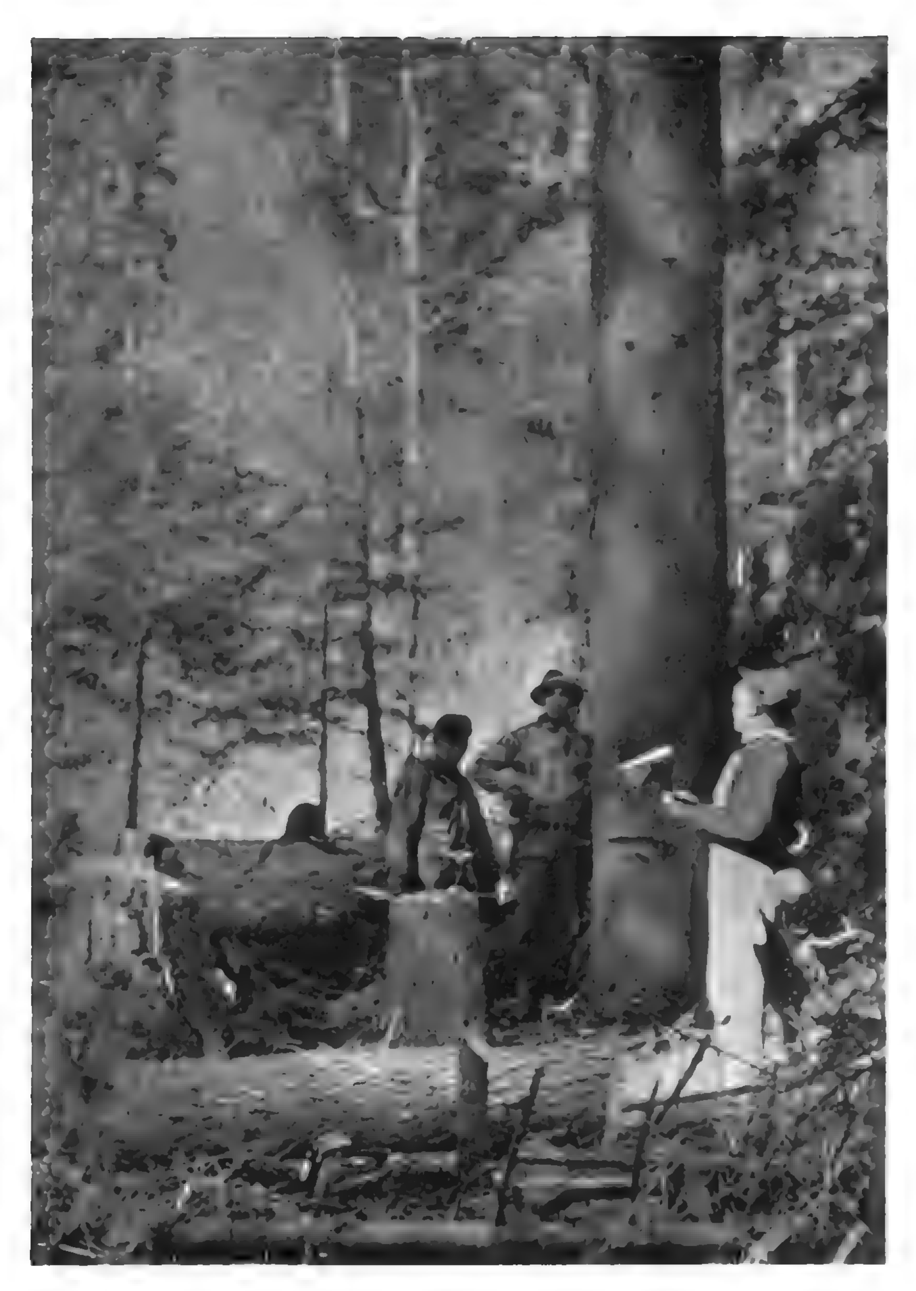
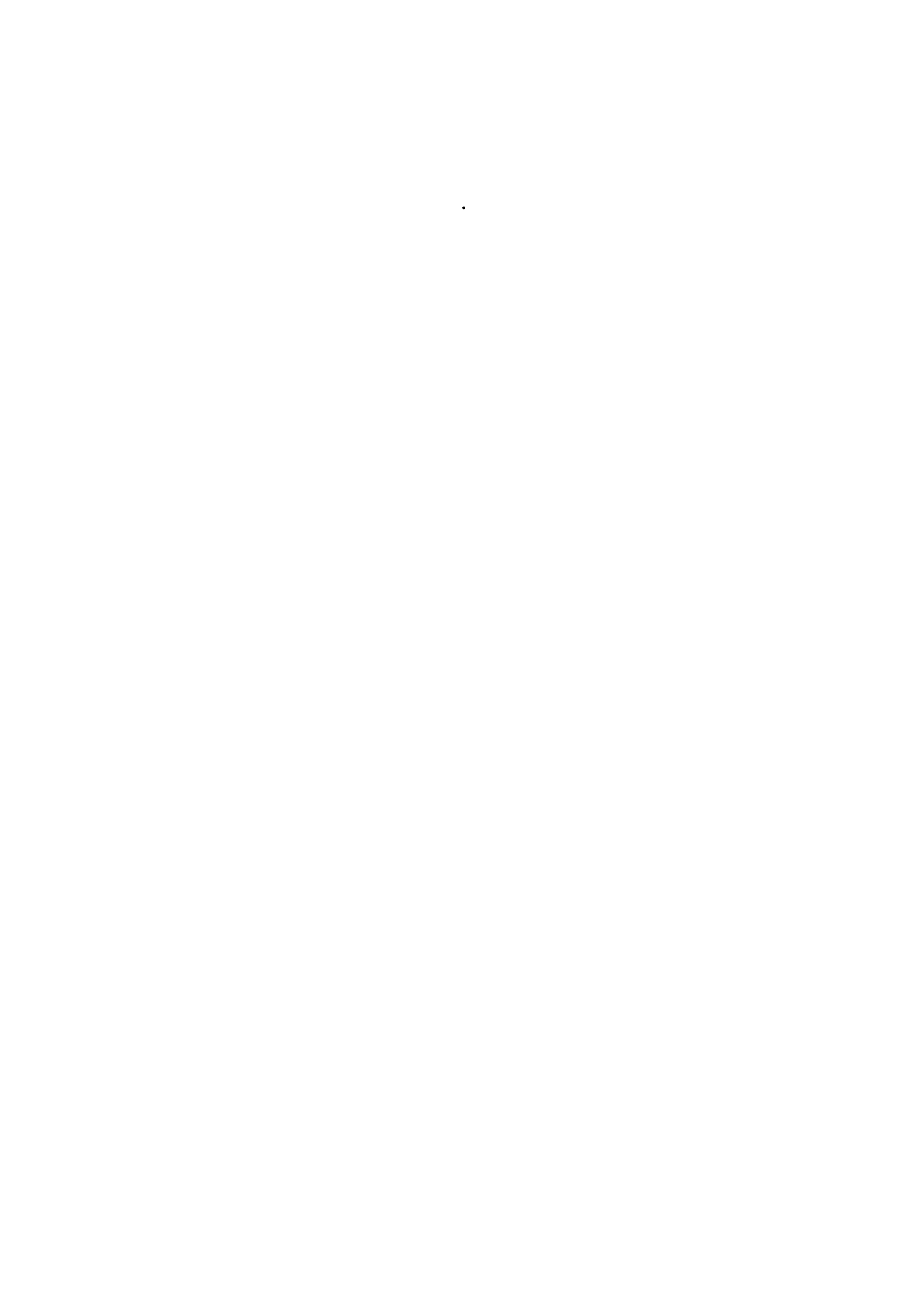


Bild 6. Holzfäller im Athabaska-Klarwasserflußdistrikt. Zu Kapitel 1.



waren — die Nächte sind trotz täglicher Sonnenglut sehr kühl — saß ich noch lange am kleinen Fenster und lauschte in die Nacht hinaus, ob ich keinen Laut von den heiseren Wölfen vernähme — nichts! Auch sonst schien kein Raubzeug in nächster Nähe zu sein, denn Bobby markierte nicht, und auch die Pferde, die in der Nähe des Feuers angebunden waren, hatten sich niedergetan und schliefen. Ich legte noch einige starke und zähe Holzstücke auf die Glut, dann kroch auch ich samt meinem Mauser unter die Decke, während Bobby nach alter Gewohnheit zu meinen Füßen Platz nahm.

Das Morgenrot des 3. Juli trieb mich rasch unter den Decken hervor und zum Wasser, um ein kurzes — der Moskitos wegen nur einige Minuten währendes Bad zu nehmen. Schon hatte ich das Adamskostüm angelegt, da hielt ich mitten im Sprung, der mich in eine tiefe Wasserstelle befördern sollte, mit einem Ruck inne — eine Meile südlich des Flusses meldeten sich zwei der geheimnisvollen Wölfe. Als ich das heisere Bellen und „Heulen" hörte, tauchte blitzschnell eine Erinnerung an das Jahr 1916 in mir auf. Damals richtete ein geheimnisvolles Raubtier ungeheuren Schaden bei den Ansiedlern an, indem es massenhaft Schafe, Kälber, Hunde riß und sich sogar an ausgewachsenes Rindvieh wagte. Niemand sah oder kannte die Art des äußerst frechen und dreisten Räubers, der nach meiner Feststellung dem Hundegeschlecht angehörte. Es gelang mir damals, den geheimnisvollen Räuber in einem Grellschen Eisen Nr. 11 zu fangen, was mir eine Fangprämie von 125 Dollar eintrug. Der Räuber entpuppte sich als ein Eskimohund schwerster Sorte, der wegen seines heiseren Bellens auch „Husky-Dog" genannt wird. Das Geheul und Jaulen der zwei geheimnisvollen Wölfe, die soeben am Flußufer gemeldet hatten, war ganz identisch mit demjenigen, das der gefangene Eskimohund ausstieß, als ich mich dem Fangplatz näherte, um den Räuber durch eine Kugel in den Raubtierhimmel zu befördern. Von einem Morgenbad war nun keine Rede; das markante Bellen und Jaulen veranlaßten mich, schleunigst wieder in mein Habitchen zu fahren und dann leise meine Begleiter zu wecken. Ich ver-

ständigte sie von der Geschichte und fügte hinzu, daß ich versuchen wollte, an die gefährlichen Biester anzukommen. Mr. S. war gegen alles Erwarten sofort bereit, mich zu begleiten, denn er war selbst gespannt, ob ich mit meiner Behauptung betreffs der Eskimohunde recht hätte. Der Finnländer blieb mit Bobby als Wache im Lager und bei den Pferden. Während des nun folgenden Birschganges auf die Wölfe hörten wir deren heiseres Bellen noch mehrere Male in verschiedenen Richtungen, woraus zu entnehmen war, daß sie sich recht schnell bald hierhin, bald dorthin bewegten, aber immer weiter ab von uns. Nach mehrständiger, mühevoller Verfolgung mußten wir sie für heute aufgeben; wir hatten sie nicht gesehen, aber einen Erfolg hatten wir doch — zerrissene Oberhemden und manchen blutenden Striemen am Gesicht und an den Händen. Außerdem waren wir von dem Herumkriechen und Hetzen durch den hindernisreichen Urwald, noch dazu bei solch abnormer Hitze, derart ermüdet, daß den ganzen Vormittag die Prospektorarbeit ruhte und wir natürlich auch. Bei den im Laufe des Nachmittags vorgenommenen Untersuchungen des Wasserschlammes und des Ufersandes machte S. sehr wichtige Funde — so wichtig waren diese, daß er mich ein großes Stück von unserem Finnländer beiseite nahm und mir über die betreffenden Funde freudestrahlend Aufklärungen gab. Ich gönnte dem braven Manne seine guten Erfolge, die sehr viel für ihn abfallen ließen, und freute mich mit ihm. Da S. die Funde sofort noch genauer untersuchen wollte, wozu er mich nicht brauchte, entschloß ich mich, die letzten Tagesstunden zu einem Bummel aufs Geratewohl zu verwenden. Bobby, der schon längst das Lagerleben satt hatte, bettelte, mitgenommen zu werden. „Aber selbstverständlich mein braver Hund." Seine Freude, endlich wieder einmal mit dabei sein zu dürfen, war so groß, daß er mit weiten Fluchten vorausjagte, dann im Nu wieder an meiner Seite war und so fort. Ich ließ ihn austoben, achtete auch nicht sonderlich auf ihn, weil ich wußte, daß er sich nicht weit von mir entfernte und stets bald wieder zu mir stieß. Mittlerweile waren wir ein beträchtliches Stück vom Lager abgerückt. Die Ufer des Flusses wurden

plötzlich sehr steil und hoch, stark zerklüftet und waren mit geradezu undurchdringlich scheinendem Fallholz bedeckt. Ich stand vor dem Wirrwarr und überlegte, was ich tun sollte — durch- oder umgehen. Da fehlte plötzlich Bobby. Mein mehrmaliger kurzer Pfiff, auf den meine sämtlichen Hunde sofort zu mir sprangen, blieb ohne Erfolg. Ich wurde unruhig. „Bobina — Bobina — Bobina —!" Laut gellte mein Ruf in die Wildnis hinein; war es doch das Lieblingswort für Bobby, der Schmeichelname, auf den hin er sogar den saftigsten „Braten" im Stich ließ und auf mich zusprang. Er kam auch jetzt noch nicht. „Bobina — Bob"! „Jiff, jiff, jiff! Stark gedämpft, als befände er sich in einem geschlossenen Raume — und doch nahe bei mir, gab er jetzt anhaltend Hals. Im Augenblick war mir alles klar: Er hatte in einer Höhle oder Röhre irgendein Raubtier aufgestöbert, lag fest vor und zeigte mit jiff jaff mir den Weg zu sich, der sich sehr tief am Flußufer befinden mußte. Ohne Rücksicht auf Geräusch durchbrach ich ungestüm die mir im Wege liegenden Hindernisse, turnte mich an stehenden Stämmen und kreuzweis durcheinander liegendem Stangengewirr das Ufer hinab und stand plötzlich vor einer von Naturgewalten künstlich geschaffenen Höhle, so künstlich, raffiniert gebaut, wie wohl kaum das klügste Menschengehirn sie hätte anlegen können. Das Ufer war hier ungefähr 60 bis 65 Meter hoch und sehr steil. Ungefähr 15 Meter über dem Flußbett hatte einst eine riesige Fichte (Spruce) gestanden von einer Länge und einem Durchmesser, aus der man Tausende Quadratfuß Bretter schneiden konnte. Neben dem ehemaligen Standort des Riesenstammes hatte ein über das Ufer herabstürzender Wasserlauf, der offensichtlich die Folge eines vor langer Zeit plötzlich losgebrochenen Naturereignisses, wahrscheinlich eines sintflutähnlichen Wolkenbruches, war, eine lange, 2 bis 3 Meter breite und beträchtlich tiefe Rille in die Uferbank gerissen, die in das Flußbett ausmündete. Diese Rille war bereits wieder mit kräftigen Stangen und viel Jungwuchs bestockt, und der Riesenstamm, durch die von oben herabstürzende Flut seines Wurzelhaltes beraubt, hatte sich derart umgelegt, daß er mit seinem mächtigen Astwerk die Rille bis

über deren Ausmündung ins Uferbett lang bedeckte und die Krone des Baumes noch weit drüben im Flußbett ruhte. Vom Wurzelwerk der Riesenfichte ab bis zum Flußbett bildete die Rille eine Art Tunnel; das „Gewölbe" darüber bildete der Riesenstamm mit dem Astwerk, während das Ganze wiederum durch wucherndes Gesträuch und Holzwerk filzähnlich durchwebt war. Das Interessanteste aber war die Decke, die das „Gewölbe" in seiner ganzen Länge gleich einem dicken Teppich überzog — seit Jahrzehnten war das Laubwerk darauf gefallen, Schlingpflanzen, Moose und sonstige Waldpflanzen hatten sich dazugefunden, die Natur hatte dafür gesorgt, daß die Erde auf dem Gewölbe nicht gefehlt, und so war mit der Zeit ein Bauwerk entstanden, vor dem der Mensch — in diesem Falle ich als Entdecker — entblößten Hauptes und in stiller Bewunderung vor dem „Baumeister Natur" schweigend steht. Der so geschaffene Tunnel und das natürliche Kunstgewölbe waren aber nicht das einzige, was ich bewundern konnte; die Hauptsache war das Ende des Tunnels, dort, wo der riesige Wurzelballen des Stammes sich meterhoch über die Uferbank erhob. Das vom höheren Uferrücken im Laufe der Zeit abgerollte Erdreich hatte sich am Wurzelballen gestaut und übereinandergeschoben, so daß mit der Zeit neben dem Wurzelballen ein von oben und an den Seiten von meterdickem Erdreich umgebener Raum entstanden war, dessen einziger Aus- und Eingang von dem rund 16 Meter langen Tunnel gebildet wurde. Wie ich später feststellte, hatte der Raum einen fast quadratischen Durchmesser von 4½ Meter bei einer Raumhöhe von 2,50—3 Meter; ein vorzügliches Notquartier, selbst im Winter dazu geeignet. Und in diesem Tunnel, fast bis am großen Raum, bellte Bobby anhaltend, und als er meinen Ruf am Eingang des Tunnels hörte, wurde sein Gebell ganz wütend. Hier hatte sich entweder ein Bär oder ein Luchs (Lynx) eingenistet, und wie die sofortige Untersuchung des trockenen Schwemmsandes ergab, hatten hier ein oder mehrere Bären ihr dauerndes Heim aufgeschlagen. Ich drang sofort mit schußfertiger Büchse in den Tunnel ein, der nur am Eingang von dem geringen Tageslicht, das das dichte Laubwerk

der umstehenden Bäume nach unten dringen ließ, erhellt wurde; wenige Schritte in das sehr steil ansteigende Innere eingedrungen, umfing mich pechschwarze Finsternis. Dieser Umstand brachte mich nicht in Verlegenheit, denn mein Rucksack barg neben Verbandtäschchen, Munitionsbeutel und — kleiner Whiskyflasche, stets und ständig die elektrische Taschenlampe. Der grelle Schein derselben drang bis zum hintersten Raum, und ich sah den wütend kläffenden Bobby ungefähr 5 Meter vor dem Raume stehen. Ein Tier irgendwelcher Art erblickte ich im Raume nicht; dazu war ich noch zu weit entfernt. Auch hinderten mehrere Äste der Riesenfichte, die fast bis zur Sohle der Rille reichten, den freien Blick und zugleich auch meine Bewegungsfreiheit. Einige Meter weiter vorgedrungen, sagte mir meine Nase, daß die Höhle besetzt war, und plötzlich hörte ich ganz am Ende des Raumes einige zornige Brummer, denen sofort recht „giftiges" Fauchen folgte. Mein befehlender Ruf: „Bobby, zurück!" brachte den Hund an meine Seite, aber trotzdem ich noch einmal das grelle Licht bis in den Raum stechen ließ, konnte ich den Bären weder sehen, noch sein Lager ausfindig machen. Er mußte sich in einer von mir aus nicht sichtbaren Ecke oder besonderen Vertiefung befinden. Da ließ sich vorerst nichts anderes tun, als mitsamt dem Hunde zurückzurutschen und draußen den Angriffsplan zurechtzulegen.

Nun versuchte ich, den Bären durch Rumoren und alle erdenklichen Kniffe, die mir in solchem Falle sonst immer Erfolg gebracht hatten, zum Verlassen seines Lagers zu bewegen. Alles umsonst; der brummige Bursche mußte sich vortrefflich eingeschoben haben. Hier konnte nur der Ansitz zum Ziele führen. Es blieb mir nichts übrig, ich mußte ins Lager zurück und meine Gefährten verständigen, damit diese wußten, wo ich mich aufhielt. Der Engländer wäre gern mitgegangen und hätte sich die paar Nachtstunden am gemeinschaftlichen Ansitz um die Ohren geschlagen, seine wichtigeren Untersuchungen der gemachten Funde ließen ihn aber nicht abkommen. Ich selbst hielt mich nicht lange im Lager auf; ich steckte nur etwas Proviant in den Rucksack, versah mich mit allen nötigen Dingen bis zum näch-

sten Morgen, dann rief ich Bobby zu mir, und so schoben wir beide im Eilschritt der Bärenhöhle zu. Kurz nach 6 Uhr kam ich dort an. Als ich vom Bären wegging, hatte ich am Ausgang der Höhle mit einem Zweig die alten Fährten, die am Eingang im Sande standen, verwischt; ein Blick auf die Stelle zeigte mir jetzt, daß der brummige Geselle seinen Unterschlupf noch nicht verlassen hatte. Ich wählte mir den Ansitz ungefähr 30 Schritte vom Einschlupf entfernt, und zwar derart, daß ich mit dem Rücken nach Westen saß. Obgleich der geringe Lufthauch hier unten am Wasser nicht günstig für mich stand, mußte ich diese Ansitzrichtung wählen, weil mir dann das Abendlicht die ganze Nacht, die übrigens um diese Jahreszeit nur 2 bis 3 Stunden dauert, voll das Korn der Büchse beleuchtete.

Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen; in meiner Lage konnte ich sagen: Man verbringt nicht ungestraft eine nordische Sommernacht am Ufer eines Gewässers. Zu Myriaden fielen die Quälgeister, die Moskitos, über mich und Bobby her, und es nützte gar nichts, daß ich eine Pfeife Tabak nach der anderen qualmte. Ganz besonders schienen die lieben Tierchen es auf den Hund abgesehen zu haben; als letzten Rettungshafen vor den Quälgeistern wählte er den geringen Platz unter meinen hochgezogenen Knien. Stunde um Stunde verrann. Längst war die Abendsonne verschwunden, und mattes Dämmerlicht lag über der Natur. Warum verließ der Bär nicht seinen Unterschlupf, um sich auf den regelmäßigen Nachtbummel zu begeben? Hatte er vielleicht einen Riesenfraß zu sich genommen? Im letzten Falle war es unbestimmt, ob er noch diese Nacht oder am nächsten Tage seinen Unterschlupf verlassen würde, weil er dann gewöhnlich mehrere Tage braucht, um den Fraß in aller Ruhe zu verdauen. Es hieß eben warten, bis es wieder heller Tag war, und nötigenfalls den kommenden Tag noch an der Höhle zubringen — eine Geduldsprobe für einen Jäger. Die Nacht wäre interessant gewesen, wenn nicht die Moskitos uns gebissen hätten „wie die Wölfe". Da schrie hier und dort ein Luchs, Uhu, Eule und Kauz flatterten über und um mich herum, Dürrholz krachte und prasselte unter den harten Schalen umherstreifenden Groß-

wildes, und das Quaken vieler Enten, die auf dem Flusse schwammen, wirkte recht störend auf das lauschende Ohr. Gegen 1 Uhr nachts meldete sich einer jener geheimnisvollen Wölfe mit heiserem Geheul und Gekläff und bald darauf noch einige andere, leider ziemlich weit von mir. Da war für mich kein Zweifel mehr — die anscheinenden Wölfe waren Eskimohunde, die weit gefährlicher für Mensch und Tier sind, als der stärkste Timberwolf (Buschwolf). Hoffentlich gelang es mir, während unseres Forscherzuges zum Schuß auf die Bestien zu kommen.

Die ersten Vorboten des neuen Tages meldeten sich; um zwei, spätestens halb drei Uhr würde schon ziemlich gutes Büchsenlicht auf weitere Entfernungen herrschen. Auf 50 bis 60 Schritt ging es schon jetzt. Da hebt Bobby plötzlich die Nase hoch und windet zur Höhle des Bären hinüber. Ich habe das Gefühl, als ob es in dem langen Gange knisterte und schleifte und wetzte. Bobby markiert immer schärfer und plötzlich richtet er sich völlig auf, und sein Kamm schwillt. Der Bär muß in Bewegung sein und in der langen „Röhre" bummeln. Ich behalte den Eingang scharf im Auge und winke dem Hunde energisch „down!" Zehn Minuten ruhigen Abwartens. Da taucht vor der Röhre, nur wenige Fuß vom Wasserspiegel entfernt, ein mächtiger schwarzer Schatten auf, dessen Konturen trotz der Nachtstunde den sehr starken Bären deutlich verraten. Zu Betrachtungen und zu langem Zielen ist keine Zeit, denn der gewaltige Schatten wendet sich nicht meiner Ansitzrichtung zu, sondern der anderen Seite der kunstvollen Röhre, wo er vor meiner Kugel in Sicherheit wäre. Schon liegt der Mauser im Anschlag, der Bär, auf „allen Vieren" gehend, ist bereits mit Kopf und Blatt hinter Erdreich gedeckt, und sein übriger Körper steht fast halbspitz von hinten, mir die linke Seite zukehrend; das Korn sitzt ungefähr auf der letzten Rippe, etwas dem Pansen zu. Im Knall bricht der Bär zusammen, wälzt sich einige Male fast blitzschnell auf der Stelle, und ehe ich zum tödlichen Fangschuß Kimme und Korn genau zusammenbringen kann, schnellt sich der Bär hoch und ist im nächsten Moment in Deckung hinter der Röhre. Wäre es Tag gewesen, oder hätte das Gelände meinem Hunde mehr

Bewegungsfreiheit gestattet, dann hätte ich den kampflustigen Kerl einfach gehetzt. So blieb ich aber ruhig sitzen und lauschte auf das Brechen im Fallholz, wodurch mir verraten wurde, welche Richtung der totwunde Bär nahm. Daß er die Todeswunde erhalten, daran war kein Zweifel; das Nickel-Kupfer-Mantelgeschoß, Kal. 8 mm, das mir bisher das Wild viel schneller zur Strecke gebracht hatte als das Stahlmantelgeschoß, saß sicher dort, wo ich es haben wollte und wo ich es dem Bär unter den obwaltenden Umständen hinsetzen mußte.

Der Bär schien einigemal zusammenzubrechen, und nach einiger Zeit hörte ich überhaupt nichts mehr. Immerhin — er war in schräger Richtung die Uferbank hinaufgewechselt und mußte oben in dem weit lichter stehenden Holz leicht zu finden sein. Es hieß nur den Tagesanbruch abwarten und die sicherlich gute Schweißfährte aufnehmen. Jetzt brauchte ich auch keine Rücksicht mehr zu nehmen. Die Moskitos bissen und surrten doch gar zu toll, und um mich und den gequälten Bobby vor den Plagegeistern zu schützen, machte ich ein kleines Feuer, das ich mit nassem Moos zum Schwelen brachte. Dadurch wurden die Quälgeister vertrieben.

Allmählich wich die an und für sich recht helle Nacht dem blinkenden Tageslicht. Da nahm ich die Verfolgung des Bären auf. Am Anschuß lag reichlich gröberes Schnitthaar, also saß die Kugel dort, wo ich sie haben wollte. Ausschuß schien nicht vorhanden zu sein, doch das schadete nichts. Ungefähr 2 Schritte vom Anschuß der erste und sehr gute Schweiß, und bei jedem Schritt immer mehr. Ich brauchte mich nicht um die Fährte zu kümmern, denn Bobby hatte sie bereits aufgenommen und zog ihr in ruhiger Suche entlang, so daß ich ihm bequem folgen konnte. Der Bär war schon nach etwa 50 Gängen zusammengeklappt, hatte sich einigemal gewälzt und war dann wieder weiter getrottet — immer in schräger Richtung hügelauf. Auf der Uferbank angekommen, führte die sehr deutliche Schweißfährte in zwar lichtes, aber mit viel dichtem, brusthohem Haselgebüsch untermischtes Stangenholz. Der undurchsichtige Unterwuchs veranlaßte mich, vorerst einmal Bobby auf der Fährte

hetzen zu lassen. Es war ja möglich, daß der schwerkranke Bär inzwischen verendet war; ebenso war es auch möglich, daß er noch lebend im Wundbett saß oder trottete. Im letzteren Falle würde er der Verfolgung jedenfalls schleunigst ausweichen, und die Leiden des klobigen Burschen wurden ebenso unnötig verlängert, wie ich mir unnötig lange Strapazen zuzog.

„Bobby, such ihn!" Die Nase nicht vom Boden erhebend, zog mein vierläufiger Jagdgehilfe ruhig der guten Schweißfährte nach, während ich das dichte Gestrüpp umging, das jedoch bald niedrigem Graswuchs Platz machte. Und plötzlich stürmte der Hund davon, und kaum 100 Schritte weiter erklang sein helles, scharfes Angriffsgeläut. Mit langen Sätzen schnellte ich mich heran. „Bobby, zurück!" Schwer krank, scheinbar schon im Verenden begriffen, versuchte der Bär infolge des Hundeangriffs nochmals hochzukommen, doch brach er sofort wieder zusammen. Auf 50 Schritt Entfernung gab ich ihm die erlösende Kugel.

Das war 2 Uhr 40 Minuten morgens, es lag also noch viel Zeit vor mir bis gegen 9 Uhr vormittags, wo wir, — d. h. Mr. S. und ich — gemeinschaftlich an die Untersuchung einer gewissen Flußstelle gehen wollten. Infolgedessen beeilte ich mich nicht sonderlich, als ich den schätzungsweise 500 Pfd. wiegenden männlichen Bären aus der Decke schlug, um diese mitsamt dem Gebiß mit ins Lager zu nehmen; das Wildbret mußte leider liegen bleiben, denn ein Einpökeln der Schinken war ausgeschlossen, weil die kolossale Hitze ein Aufbewahren der Teile bis zu unserer Rückkehr nach dem Fort nicht gestattete. Nach beendigter Arbeit am Bären birschte ich noch ein großes Stück am Ufer des Flusses entlang und stellte einen ungeheuren Reichtum an Fischen aller Arten und Größen fest; ebenso schwammen einzelne Biber im Wasser hin und her, und deren Beobachtung aus nächster Nähe war sehr interessant. Auch viele Bisamratten waren zu sehen, und daß der Fischotter hier gar nicht so selten war, bewies mir eine ganze Anzahl „Rutschen" und Fährten im Uferschlamm, sowie die allerwärts am Ufer gefundenen Fischreste und Otterlosung. Immer weiter trieb es mich am Ufer entlang. Mehrmals schon hatte ich zum Umkehren angesetzt,

aber jedesmal gab es mir innerlich einen Ruck zum „Vorwärts". Ich hatte das Gefühl, als ob ich noch nicht umkehren sollte, als ob ich am Ufer weitergetrieben würde, um eine Entdeckung zu machen. Eine unheimlich wilde Stelle versperrte mir den Weg am Ufer entlang, der Fluß machte hier eine scharfe Biegung, und das linksseitige Ufer baute sich wie eine hohe Mauer vor dem Flußbett auf. Hochfluten hatten die Wand tief unterspült, und der obere Rand, nur noch zusammengehalten durch das netzartige Wurzelwerk der Vegetation, hing sozusagen in der Luft. Hinter der Kurve hatte sich das abgeschwemmte Erdreich mit dem angeschwemmten Holzwerk zusammengebaut und letzteres lag so hoch und breit über dem Wasser aufgeschichtet, daß man ohne Gefahr darüber hinweg und an das jenseitige Ufer gelangen konnte. Die Kurve selbst aber bildete eine breite und sehr tiefe Stelle, in der es von Fischen wimmelte.

Nach Umgehung der gefährlichen Uferstelle kletterte ich wieder so weit zum Wasser hinab, als mir das unbeschreibliche Baum-, Strauch- und Fallholzgewirr ein „Durch" und einen kurzen Umblick gestattete. Große schwarze Blöcke sowie viele kleinere Stücke, teils aus dem Wasser ragend, teils halb verschwemmt und versandet am Ufer liegend, erregten meine Aufmerksamkeit. Sie sahen aus wie schwarzes, mit einer Schlammkruste bedecktes Gestein. War das Kohle? Ein Hieb mit der kleinen Jagdaxt genügte, mir die Steine als wirkliche „schwarze Diamanten", glänzende Steinkohlen, zu enthüllen. Hunderte von Zentnern dieses wertvollen Heizmaterials konnten hier an dieser Stelle aus dem Wasser und Schlamm geborgen werden ohne sonderliche Mühe; die Hauptlager zu suchen, die sicherlich unweit von der Stelle sich befanden, lag aber nicht in meiner Absicht. Was hatte *ich* davon? Mir fiel es nicht einmal ein, meinen Gefährten etwas davon zu verraten. Wozu Spekulanten anlocken, die in kurzer Zeit dieses Wild-, Pelztier- und Fischdorado den Schießern und Räubern eröffnet hätten? Und die Belohnung, die mir von S. für derartige Funde versprochen worden war? Ich pfiff darauf. Mochten die „schwarzen Diamanten" dort verfaulen oder sich in Gase zersetzen — mochten

sie von einem anderen Wildnisforscher entdeckt werden, durch mich oder mein Zutun sollte die stille, heilige Wildnis hier oben nicht ein Ausbeutungsobjekt für goldhungrige Geister werden. Ungefähr eine halbe Meile wanderte ich nachher noch am Ufer entlang, und überall ragten Kohlenblöcke und Stücke aus dem Wasser und Schlamm. Ich war bis an eine Stelle gelangt, wo die Uferbänke sich nur 6—8 Fuß über das Wasser erhoben, und dort stieg ich hinauf, jetzt mit der festen Absicht zur Rückkehr ins Lager, denn die Uhr zeigte die 7. Morgenstunde, und die Sonne fing bereits an zu „prägeln". Am Hochufer breitete sich ein großes Stück kahles Land aus, wo nur vereinzelte Bäume und Sträucher standen und der Boden mit niedrigem Gras bedeckt war. Ich hielt mich jetzt nicht mehr mit den Umwegen entlang des in Schlangenwindungen sich dahinziehenden Flusses auf, sondern schnürte den kürzesten Weg auf dem Uferrücken zurück zu der Stelle, wo die Bärenhaut darauf wartete, von mir mitgenommen zu werden. Bobby, der mir immer einige Schritte voraus war, blieb plötzlich stehen und sicherte scharf nach einer Stelle im rechtsseitigen lichten Gestänge. In demselben Moment gewahrte ich zwei blitzschnell im lichten Bestand auftauchende, aber sofort wieder hinter deckendem Gesträuch verschwindende Tiergestalten in Größe starker Wölfe. So blitzschnell deren Bewegungen waren — ich erkannte auf den ersten Blick, daß es keine Wölfe sein konnten, und im nächsten Moment flog der Mauser an die Wange; ich hatte einige der geheimnisvollen Wölfe vor mir, die ich trotz des nur momentanen Erblickens einwandfrei als den großen, und an Gefährlichkeit dem Timberwolf überlegenen Eskimohund ansprechen konnte. — Da, jetzt! Klärrrr! Die Kugel ist hinaus auf eine dieser Bestien, die eben flüchtig wieder, auf ungefähr 90 Schritte zwischen dem Gestänge auftaucht. Ich sehe mehrere Fetzen Holz in der Nähe des Beschossenen umherspritzen, dann ist er verschwunden. Liegt er? Ich konnte es im Augenblick nicht feststellen. Bobby mit scharfem Wort zurückhaltend, eilen wir beide hin. Himmelsakra — kein Toter oder Kranker ist zu sehen, mit Ausnahme von drei kräftigen Stangen, die teils durchschossen, teils stark gestreift sind.

Alle Mühe, die ich mir gab — ebenso der Hund — einen Schweißspritzer zu finden, war vergebens. Verdammtes Gestänge, das die Kugel aufgehalten und abgelenkt hatte. Wie gern hätte ich Mr. S. heute einen dieser geheimnisvollen „Wölfe" präsentiert, wenn mir der Schnappschuß geglückt wäre. Die Geschichte war ärgerlich, denn ich hätte im Glücksfalle den Zweiflern in „natura" beweisen können, daß die geheimnisvollen Wölfe nichts anderes waren als Eskimohunde. Nun, noch war es ja nicht aller Tage Abend, noch blieben wir ja einige Zeit hier oben, und es konnte mir noch immer glücken, mit den Bestien zusammenzustoßen und einen oder mehrere auf die Decke zu legen.

Ärgerlich über den Fehlschuß stand ich noch einige Minuten bei dem von der Kugel getroffenen Bäumchen und suchte mit den Augen nach etwaigen Geschoßsplittern. Ich tat das in solchen Fällen aus schießtechnischen Gründen immer. Da knickt und bricht es plötzlich links von mir — in derselben Richtung, in der die wilden Hunde verschwunden sind — im massenhaft aufgetürmten Fallholz. Mehrere Stück Elchwild brechen hindurch und kommen fast genau auf meinen Standplatz zu. Ich herrschte Bobby, der mit straffer Rückenmähne dorthin äugt, ein „down" zu, werfe den Sicherungsflügel herum, und warte ab. Daß das Elchwild von Raubzeug gehetzt wurde, war klar. Das Geäße weit aufgerissen, keuchend, kam mir das Wild schnell näher. Schon war ein Alttier wenige Schritte neben mir durchgebrochen, dann kamen ein Löffler im Bast und ein weiteres Stück Mutterwild und als letztes ein Kalb. Dieses war wohl 80 Schritte weit zurückgeblieben, nahm auch keine gerade Fluchtlinie wie die ersten Stücke, sondern brach bald nach dieser oder jener Seite aus, nahm aber dann sofort wieder die Richtung der vorangeflüchteten Stücke auf. Der „Brush" (Gestrüpp) war am Erdboden jedoch so dicht, daß ich vorerst kein verfolgendes Raubtier erblicken konnte. Jedoch war leicht festzustellen, daß das Elchkalb mit den Hinterläufen „ausschlug" und anscheinend — wie ich aus den plötzlichen Seitwärtssprüngen schloß — schlug das Kalb auch nach vorn aus, als ob es mit den plötzlichen

Seitensprüngen den oder die Verfolger „stampfen" wollte. Näher kam die wilde Jagd, aber leider bog das Kalb etwas von der Fluchtlinie der ersten Stücke ab und nahm eine Stelle an, wo das Gestrüpp noch dichter stand. Immerhin trennten mich kaum 40 Schritte bis zum Kalb, als es in der Höhe meines Standplatzes angekommen war und mit rasender Flucht durch die Hasel- und Pappelstauden brach. Und da — blitzähnlich tauchten im Gestrüpp hinter dem Kalb einige schwarz-grau-weiß gescheckte Körper auf. In Anschlag gehen und die Kugel auf die unsicheren Ziele abgeben, war eins. Ich sah, wie einer dieser Räuber — ein Eskimohund — hinten zusammenbrach, ich repetierte und wollte schnell den zweiten Schuß hinwerfen; ehe ich aber das Korn in die Kimme bekam, schnellte sich der Hund auf und verschwand im Gestrüpp. Bobby stieß sofort vor. Er hatte den stürzenden Hund erblickt und wollte ihm nach. „Bobby zurück!" Es wäre eine große Unüberlegtheit gewesen, ihn nachhetzen zu lassen in diesem undurchsichtigen Gelände, ohne vorher zu wissen, wieviel von den räuberischen Hunden dem Elchkalb gefolgt waren. Schon zwei bis drei gesunde Tiere hätten genügt, Bobby trotz dessen Geschmeidigkeit und kräftigem Gebiß im Handumdrehen zu erledigen, noch ehe es mir möglich gewesen wäre, in dem hindernden Gestrüpp rechtzeitig ihm zu Hilfe zu kommen. Infolgedessen machte ich es wie auf der Jagd — ich legte vorsichtshalber den kampflustigen Kerl an die Leine, suchte dann den Anschuß auf und fand — den abgeschossenen linken Hinterlauf eines Eskimohundes. Kopfschüttelnd hielt ich den Lauf, der ungefähr 12 bis 15 Zentimeter über dem Ballen abgeschossen war, in der Hand und sann über den „Schlumpschuß" nach. Aber weniger über den schlechten Schuß, der sich infolge der Schnelligkeit, mit der ich die Kugel hinauswarf und infolge des dichten Haselgestrüpps leicht erklären ließ — mich frappierte die W i r k u n g des Geschosses, denn der Lauf war nicht a b g e s c h o s s e n — im Sinne des Wortes — sondern a b g e s c h l a g e n. Hätte das Geschoß den Lauf in richtiger Flugbahn getroffen, dann wäre der Lauf wohl zerschmettert, aber nicht mit Haut und Sehne sozu-

sagen abgerissen worden. Da ging mir plötzlich ein Licht auf — Querschläger? Ja, nicht anders; das fingerstarke Gestrüpp hatte das Geschoß zum Querschläger gezwungen. Mein — nach dem Schuß und Sturz des Eskimohundes — freudiges Gefühl, doch einen dieser „mystischen Wölfe" erlegt zu haben, wich einem ziemlich langen Gesicht, und meine resignierten Worte „Bob, den kriegen wir nicht" waren allen Ernstes gesprochen. Trotzdem wollte ich mich versichern. Ich hielt den Hund an der Leine und ließ ihn die recht geringe Schweißfährte, die nur hin und wieder durch einen schweißigen Halm oder ein Blatt markiert wurde, aufnehmen. Schon nach kurzer Zeit brach ich die Verfolgung ab, denn der Eskimohund war mit unverminderter Schnelligkeit und weiten Fluchten ausgerückt. Also — Heidi!

Mißgestimmt, mit dem unangenehmen Gefühl in mir, ein Tier — und sei es auch ein gefährliches Raubtier — elend verkrüppelt zu haben, das sich nun im Schmerz abquälte, bis der Laufstummel verheilt war, schlenderte ich der Stelle zu, wo der Bär lag. Ich verstaute die Haut mit dem Schädel in dem Rucksack und ging dann geradeswegs unserem Lager zu*).

Als ich mit der Bärenhaut im Lager ankam, war Mr. S. nicht da, sondern, wie mir der wachehaltende Finnländer mitteilte,

*) Ich muß in bezug auf den Rucksack, wie Trapper und kanadische Jäger ihn führen, einige Erklärungen geben. Von Lesern meines I. Bandes „In kanadischer Wildnis", bin ich mitunter über die Größe eines solchen befragt worden. Es mag manchem Leser, der diese Art Rucksäcke nicht kennt, etwas eigentümlich erscheinen, wie es möglich ist, ein großes, schweres Bärenfell dahinein zu verstauen. Die Fragenden gehen da von dem — etwas beschränkten — Gesichtspunkt aus, daß die kanadischen (amerikanischen) Rucksäcke in demselben Ausmaß sind wie die unsrigen (heimischen). Das ist nicht der Fall. Ein Trapperrucksack ist ungefähr 90 cm hoch und bedeutend weiter als unser heimischer größter Wildrucksack. Trotz dessen Höhe sind die Tragriemen nicht länger als die unsrigen, so daß, wenn der Rucksack vollgepackt ist, die Last nicht tief auf dem Rücken hängt, wie bei unsern Fabrikaten, sondern die obere Hälfte bzw. das Obergewicht, reicht über den Kopf hinauf, wodurch eine Entlastung des Rückens erfolgt. Diese „hochragende" Last trägt sich viel leichter und ermüdet den Träger bei weitem nicht so stark wie bei unsern kurzen Rucksäcken. Im leeren oder wenig gefüllten Zustande wird der Trapperrucksack vom oberen Ende einfach nach innen geschlagen; er sieht dann einem gewöhnlichen deutschen Rucksack ganz ähnlich.

noch „prospektieren". Bis zu seiner Rückkehr vertrieb ich mir die Zeit mit dem Spannen der Bärenhaut bzw. Auslösen des Schädels. Letzteren steckte ich zu Reinigungszwecken in einen unweit vom Lager entfernten Ameisenhaufen. Erst gegen 1 Uhr mittags kam S. mit Fundstücken aller Art von seinem Prospektorgang zurück.

Den ganzen Nachmittag befaßten wir uns unter vier Augen — der Finnländer wurde als „nichtgewünschter Zeuge" auf einen Bummel geschickt — mit der Untersuchung der Funde. Diese fiel so günstig aus, daß ich Mr. S. in die Hand und auf Ehrenwort versprechen mußte, niemand etwas davon zu verraten. Ich tat nichts lieber als das; ich selbst wünschte gar nicht, daß sich hierher allerhand beutelüsterne „Räuber" zogen und die Ruhe der urwüchsigen Wildnis und deren Bewohner — das Wild — störten und ausräuberten.

Am 4. und 5. Juli gab es für mich keine Gelegenheit, Streifzüge auf eigene Faust zu machen. Während zur Sicherung der Pferde und der Lagervorräte gegen streifendes schweres Raubzeug, besonders der Eskimohunde wegen, der Finnländer im Lager blieb, gingen S. und ich, begleitet von Bobby, auf Prospektorarbeit aus. Größere Strecken am Ufer entlang fanden wir oft gar nichts, während manchmal an recht wenig versprechenden Stellen reichliche Spuren von „Schätzen" zu finden waren. Proben zur näheren Untersuchung wurden da und dort entnommen und die betreffenden Fundstellen durch Stangen markiert. Da das Wetter anhaltend trocken blieb, war diese Schlamm- und Erdbuddelei eine wahre Freude. Bären und Luchse schien es hier wirklich reichlich zu geben. Obwohl wir auf die klobigen Brummgesellen selbst nicht stießen, da unsre Arbeit und die Unterhaltung genug Lärm verursachten, fanden wir überall im Uferschlamm förmliche Bahnen von „nackten Menschenfüßen" und überall die runden Fährten des Luchses. In der Nacht vom 5. zum 6. Juli meldete ein Luchs derart nahe am Lager, daß die Pferde ganz wild wurden und sich auch dann noch nicht beruhigten, als der Finnländer und ich mit Pechfackeln die Umgebung des Lagers abgeleuchtet und dadurch den Luchs sicher-

lich vertrieben hatten. Fortwährend „bließen" die Pferde, und Jimmy schnaubte unaufhörlich. Hier waren außer dem längst geflüchteten Luchs sicherlich noch andere Störenfriede in der Nähe, die von den Pferden gewittert wurden — Wölfe oder die Eskimohunde. Wir fachten deshalb das wegen der vielen Moskitos nur schwelend genährte Feuer zum hellen Brand an und schickten auch einige Kugeln nach allen Richtungen in das Holz. Das half. Nach und nach beruhigten sich die Pferde, und wir streckten uns fröstelnd unter die Decken.

Am 6. Juli blieben wir vorerst im Lager, wo S. sich an die nähere Untersuchung der dem Schlamm und Erdreich entnommenen Proben machte. Ich leistete ihm Assistenz, und Bobby schnappte aus Ärger und Langeweile nach Moskitos und biß Fliegen tot. Alsdann beschloß S., einen Aufklärungsgang vom Ufer landeinwärts zu machen. IchundBobby schlossen uns selbstverständlich an. Wir marschierten aufs Geratewohl in den nördlich des Flusses gelegenen Urwald hinein, der sich aber nach 500 bis 600 Metern schon lichtete und teilweise kahlem, stellenweise wieder recht dicht bestocktem wellenförmigen Gelände Platz machte. Als wir den dichten Urwald hinter uns und die erste Höhe erstiegen hatten, fand das Auge einen weiten Überblick über die Landschaft. Hier war wieder ein, wie schon oft auf meinen weiten Zügen durch die Wildnis ähnlich gefundenes, prächtiges Jagd- und Birschrevier. Zwischen den Hügeln lagen kleine und größere Teiche oder Seen inmitten sumpfiger, oft nicht für den Jäger passierbarer „Sloughs" (Sumpfwiesen), dann wieder Teiche, deren ausgedehnte Ränder trocken waren, wie das dort im Wind wogende mannshohe Roggengras bewies, und dazwischen wuchsen üppige Weidenbüsche, die dem Jäger vorzügliche Deckung zum Birschen boten. Wir sahen — mit Ausnahme von massenhaft viel Wassergeflügel auf den Teichen — kein größeres Wild. Das hielt sich bei den Myriaden von Moskitos, Fliegen, Bremsen und Hornissen, die in der heißen Sommerzeit die Sümpfe und Teichwiesen bevölkern, im luftigen, hochgelegenen Walde auf. Und doch war überall der Boden zerstampft von Hirsch- und Großwildfährten, und die von weitem



Bild 7. An der Mündung des Klarwasserflusses in den Athabaskafluß. Zu Kapitel 1.



Bild 8. Klarwasserfluß nahe Ft. Mc. Murray. Zu Kapitel 1.

weißleuchtenden Schlammbänke alkalischer Gewässer sahen aus, als käme hierher Tag für Tag und jede Nacht eine riesige Viehherde, um an dem salzigen Schlamm zu lecken — natürliche Salzlecken. Hier und dort stießen wir auch auf Bärenfährten, aber lange nicht so zahlreich wie am Flußufer; denn erstens waren das Gelände und der Bestand weniger zum dauernden Schlupfwinkel für Bären geeignet und zweitens gab es in den sumpfigen, schlammigen Gewässern auch keine Fische, die Mister Petz doch so gern verschmaust. Er bummelt aber ganz gern zwischen den Teichen und Hügeln umher, wenn er im heißen Juli und August sonst nichts für seinen allzeit lüsternen Magen findet — Beeren, in den alten morschen Weiden und unter verfaulten Baumstumpfen ein wildes Bienennest mit einigen Honigwaben findet er doch. Es war immerhin nicht ausgeschlossen, daß wir hier plötzlich einen braunen oder schwarzen Bären vor uns sahen. Der Gedanke erfüllte sich zwar nicht, dafür aber fanden wir an einer hohen Teichlehne, wo starke, uralte Weiden standen, etwas, was uns, und ganz besonders mir, das größte Interesse entlockte. „Sowas" hatten ich und auch Mr. S. noch niemals gesehen. Da stand eine mächtige uralte Weide, die genau die Form einer unserer Kopfweiden hatte, wie solche oft an Straßenrändern stehen — eine Seltenheit in Kanada, wo die Weide nur strauchförmig wächst; allerdings im uralten Zustande von stammähnlicher Stärke. Die Kopfweide, die wir fanden, war bis zum Kopf ungefähr 4 Meter hoch. Die vom Kopf ausgetriebenen Äste waren abgebrochen und hatten sich an den mächtigen Stamm zur Erde gelehnt. Um den ganzen Stamm herum hatten Ameisen einen gewaltigen Hügel gebaut, der sich bis ungefähr einen halben Meter unter dem Kopf erhob, eine Hügelhöhe also von annähernd 3½ Meter. Der Durchmesser des Hügels — vom Erdboden aus gemessen — betrug mindestens 4½ bis 5 Meter. Die „Ameisenspreu", also das Material des Hügels, bestand hauptsächlich aus Reisern und Pflanzenstengeln. In weitem Umkreise war der Erdboden von jedem Moos oder Pflanzenwuchs kahlgefressen; nur der blanke Erdboden war zu sehen, und sogar die obere Humusschicht war fortgetragen. Im Erdreich selbst zogen

sich lange und fußbreite Ameisenpfade hin, die an manchen Stellen 10 Zoll tief waren. Erregte schon eine derartige Ameisenkolonie, die weder ich noch S. auf unseren Wildniswanderungen auch nur im zehnten Teil dieses Ausmaßes gesehen hatten, unser größtes Staunen und Interesse, so war das noch mehr der Fall über die Zerstörungsarbeit, die von den Ameisen an dem mächtigen Weidenstamm geleistet worden war — wenigstens soweit sich diese an dem aus dem Haufen ragenden Kopf beurteilen ließ. Denn der „Kopf" war derart ausgefressen, daß er einem tausendfach gezackten, gerillten und mit vielen „Geweihenden" gezierten Baumkuchen glich. Leider mußten wir uns in respektvoller Entfernung von dem kribbelnden Haufen, der trotz seiner Höhe und seines Umfanges sich vom Erdboden aus zu bewegen schien, halten. Wir hätten gar zu gern den kunstvoll ausgenagten Weidenkopf näher in Augenschein genommen und uns ein Stück als Andenken abgelöst. Kein Künstler der Welt wäre imstande, an einem Stück Holz den Ameisenkünstlern ihre Ziselier-, Graveur- und Bildhauerarbeit nachzumachen. Lange, lange verweilten wir an diesem Naturdenkmal, und es fiel uns wirklich schwer, uns von dessen Anblick zu trennen. Wie alt wohl mochte der Stamm sein, wie alt wohl die Ameisenkolonie?

Als wir die Sehenswürdigkeit hinter uns gelassen hatten, erklommen wir einen kahlen hohen Hügelrücken, von dem aus wir einen recht weiten Blick über die Landschaft werfen konnten.

Wir sahen überall Teiche, Seen und Tümpel inmitten grüner Flächen liegen, und Bisamratten schwammen zu Hunderten auf den Wasserflächen umher.

Dann stöberte Bobby eine kapitale Stinkkatze (Skunk) auf und stellte sie. Uns gelüstete es keinesfalls, mit dem Stinkorus in Berührung zu kommen oder gar Dampf darauf zu machen; im Gegenteil freuten wir uns über das schöngestreifte Tier und Bobby mußte es auslassen. Einige der sumpfigen Wasserlöcher wiesen eine starke Ölschicht an der Oberfläche auf. Hier war der Graswuchs ganz gering, gelb und die kurzen Hälmchen nur in Stärke von Schweinsborsten. Auch das Moos war fein und gelb, ein Zeichen, daß es wirklich Rohöl war, das auf der

dunklen Wasserfläche schwamm. Hochbefriedigt von unserem Ausflug kehrten wieder ins Lager zurück.

Am 7. Juli ritt ich auf Grund einer Verabredung mit S. nach dem Fort. Wir mußten verschiedene Lebensmittel, die uns in der tropischen Tagesglut verdorben waren, ergänzen; auch mußte ich mich einmal nach meiner Frau umsehen. Begleitet von dem Finnländer, der ein Packpferd mitführte, und meinem Bobby, ritten wir der Tageshitze wegen schon um 2 Uhr morgens vom Lager fort. Ehe die große Glut, die gewöhnlich von 10 Uhr vormittags ab am schlimmsten ist, eintrat, erreichten wir das Fort, wo die Pferde sofort im kühlen Stall untergebracht wurden. Ich traf meine Frau im besten Wohlbefinden an, denn das junge Ehepaar hatte sich alle Mühe gegeben, ihr die Langeweile so viel als möglich zu vertreiben und ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. Bobby und Raudy feierten ebenfalls Wiedersehen, indem sie einander Schnauze und Ohren leckten. Das sah wirklich drollig aus. Wir bummelten dann mit dem Engländer und dessen junger Frau gemeinschaftlich im Fort umher, besorgten meine Einkäufe und abends verlebten wir einige gemütliche Stunden im „Hotel", wo wir Zitronenlimonade tranken und — trotz strengster Prohibition (Alkoholverbot), aber natürlich heimlich — einige gute Whiskys und einige Flaschen echtes Bier vertilgten. Am Morgen des 8. Juli brach ich um 2 Uhr wieder auf, um der Tagesglut so viel als möglich aus dem Wege zu gehen.

Nach unserer Ankunft im Lager überraschte mich Mr. S. mit dem inzwischen gefaßten Entschluß, unser jetziges Lager abzubrechen und einige Meilen weiter am Fluß entlang zu wandern. Er meinte, daß er sich keine neuen Funde in der bereits abgesuchten Gegend versprechen könnte und deshalb ein neues Arbeitsfeld suchen müßte. Infolgedessen wurde der Tag dazu benutzt, die Traglasten für die Pferde zusammenzustellen und alles soweit fertig zu machen, daß wir am andern Morgen bei Tagesgrauen aufbrechen konnten.

Am 9. Juli wanden wir uns mit den bepackten Pferden mühsam durch die Wildnis. Da am Flußufer entlang mit den Tieren infolge des dichten Urwaldes und des massenhaften Fall-

holzes ein Durchkommen ausgeschlossen war, mußten wir uns lichtere Stellen suchen, wodurch wir zu großen Umwegen gezwungen wurden und viel Zeit verloren. Mitunter entfernten wir uns so weit vom Ufer, daß wir, um dem Fluß nicht ganz entgegengesetzt zu marschieren, öfter Halt machten, S. und ich den Fluß aufspüren und uns dann einen Weg bis in dessen Nähe durch Urwald und Fallholz mit der Axt bahnen mußten. Endlich wurde das Holz lichter, das Gelände wurde abfallend, so daß wir daraus schlossen, in eine Niederung zu kommen, durch die sich der Fluß hinzog. Dort hofften wir, das Lager errichten zu können, denn erstens waren wir trotz der vielen zeitraubenden Kreuz- und Quergänge immerhin einige Meilen weitergerückt, und zweitens brannte die bereits am höchsten stehende Sonne mit unbarmherziger Glut. Die Luft im dichten Urwald war stickend und trieb uns und den Pferden den Schweiß aus allen Poren. Als wir endlich — genau wie wir es uns gedacht hatten — die Niederung erreichten, sahen wir uns enttäuscht in die Gesichter. Wohl lag der Fluß neben uns, aber das Ufer bot uns kein „Prospektorfeld", denn die Niederung bestand nur aus Sumpf; Sumpf auf Meilen im Umkreis und auf Meilen dem Flußbett entlang. Die Ufer waren flach, und an vielen Stellen trat das Wasser lagunenartig aus, so daß uns nicht einmal ein Weg offen stand, dem Flußlauf bis zu einem günstigen Platz zu folgen.

Da gab es kein langes Überlegen; wir mußten durch die Sümpfe hindurch bis jenseits derselben, wo uns in einer Entfernung von drei bis vier Meilen wieder Hochland und Urwald winkten. Trotz der fürchterlichen Sonnenglut wurde beschlossen, den Marsch heute noch fortzusetzen, vorerst aber im Schatten der letzten Urwaldriesen Rast zu machen. Der Finnländer erhielt Auftrag, die Pferde abzupacken und zu versorgen, während Mr. S. und ich inzwischen einen kalten Imbiß zurechtmachten. Dann gingen wir beide los und schnitten uns dünne, aber hohe Pappeltriebe ab, die wir zu einem Bündel schnürten. Es galt für uns, einen sicheren Weg durch den meilenlangen Sumpf bis zum jenseitigen Hochgelände zu suchen und mit den

Pappeltrieben sichtbar zu markieren. Die Zeit der Futterrast mußte von uns ausgenutzt werden. Wir hatten verhältnismäßig Glück, indem wir von vornherein gleich in gehöriger Entfernung von den unter Wasser stehenden Sümpfen des Flußufers blieben. Obwohl wir auch auf der gesuchten und markierten Linie oft bis zum Knie im Wasser wateten, befand sich darunter zum Glück ein zäher Grasgrund, der zwar einem Gummiball ähnlich war, aber so leicht nicht durchbrach, auch wenn wir die bepackten Pferde darüber führten. Nach dreistündiger Arbeit war der Pfad markiert und wir wieder am Rastplatz angelangt. Sofort wurden die Pferde wieder bepackt und aufgebrochen. Auf dem Marsche durch den Sumpf gab es trotzdem noch recht heikle Momente, und wir waren froh, als wir die Gummimasse hinter uns hatten. Es ist durchaus keine leichte und schnelle Arbeit, ein im Sumpf steckengebliebenes Pferd glücklich und ohne Laufbruch herauszuarbeiten.

Als wir das trockene Hochgelände erreichten, ließen wir vorerst die Pferde etwas verschnaufen und abkühlen, während Mr. S. und ich uns auf eine kurze Streife machten, um den inzwischen aus den Augen verlorenen Fluß wieder zu suchen und gleichzeitig nach günstigen Stellen Ausschau zu halten, wo wir ohne große Räumungsarbeiten durch Urwald und Fallholz hindurchkonnten. Hier oben regte sich wenigstens die Luft, so daß wir hin und wieder einen erfrischenden Luftzug bekamen. Kaum waren wir ein Stück in den Wald eingedrungen, der zumeist aus Pappeln, Espen und Birken bestand, da sahen wir auch schon Wild; Karibus, die sich am Rande eines kleinen Windbruchs niedergetan hatten. Wohl fünf Minuten lang konnten wir das Wild, von dem wir vorerst nur drei Stück sehen konnten, auf 60 bis 70 Schritt beobachten, ehe es auf uns, wohl mehr auf Bobby, der plötzlich vorprellte, aufmerksam wurde. Wie der Blitz wurden die Stücke hoch, äugten noch einen Moment zu uns herüber, um mit einem Ruck abzudrehen und mit hohen Fluchten über die gestürzten Stämme zu verschwinden. Hinter den drei Stück brachen noch mehrere, die im Windbruch gelegen hatten, durch und waren im Nu unseren Blicken

entschwunden. Ein Stück weiter stießen wir auf ein bummelndes Elchrudel von acht Häuptern, unter dem sich ein sehr guter, aber im Schaufelbau noch nicht ausgebildeter Elch befand. Dieses weniger scheue Wild „drehte" erst ab, als wir ihm schon sehr nahe gekommen waren. Zudem zeigte der Boden und der allerwärts abgeäste Jungwuchs, daß hier sehr viel Wild stehen mußte. Das ist in Nähe großer und brüchiger Sümpfe ja gewöhnlich der Fall. Zudem wehte hier am Rande eine etwas frischere Luft als im dichten Wald, und das massenhafte fliegende Ungeziefer war da nicht so stark vertreten. Nach viertelstündiger Wanderung hatten wir uns über den Flußlauf orientiert, kehrten um und marschierten nun mit den Pferden in möglichst direkter Richtung dem Flusse zu. Über zwei Stunden brauchten wir, um durch den Urwald eine Luftlinie von ungefähr 1500 m zurückzulegen. Dann hatten wir den Fluß erreicht. Die Ufer waren hier stellenweise sehr hoch, dann gab es landeinschneidende Mulden, in denen ein bequemerer Abstieg für die Pferde möglich war, und in einer solchen stiegen wir auch zum Fluß hinab. Nach einem günstig gelegenen Lagerplatz brauchten wir nicht lange zu suchen, denn es gab infolge der vielen und oft recht scharfen Windungen, die das Flußbett hier machte, breite Uferbänke, von denen wir die bequemste vom Fallholz räumten und als Lagerplatz herrichteten. Aber alles war ringsum mit Urwald bestockt, und der Fluß war an manchen Stellen mit abgespülten und abgebrochenen Stämmen, sowie angeschwemmtem Fallholz förmlich überbrückt, so daß es nicht einmal einer gewagten Kletterpartie bedurfte, um über das hier eingeengte, rund 40 Meter breite Flußbett zum anderen Ufer zu gelangen. An den „Drehstellen" war hier der Fluß vier Meter und mehr tief; nach der ersten, sofort unternommenen Erkundungsstreife ein Stück am Ufer entlang fanden wir aber Steinstellen, wo wir zur Not hindurchwaten konnten. Nur zeigte das Wasser an solchen Stellen eine sehr starke Strömung, der ein Mensch kaum standhalten konnte. In der ersten Viertelstunde sagte mir aber Mr. S., der mit kundigem Prospektorauge die Ufer betrachtete, daß er hier viel wichtige Funde erhoffe.

Als wir zum Lagerplatz zurückkamen, wo inzwischen der Finnländer schon für die Pferde einen „Stall" aus Stangen und Laubwerk sowie aus einigen an die Bäume gebundenen Stangen gegen das Ausbrechen und aus kurzgehackten Laubreisern als Streu, zurechtgemacht hatte, gingen wir sofort an den Aufbau des Zeltes und Sicherung unserer Vorräte vor Ungeziefer und Raubzeug. Nach einem kurzen Abendessen, das der überstandenen Tagesstrapazen und Hitze wegen nicht munden wollte, krochen S. und der Finnländer ermüdet im Zelt unter die Decken. Ich aber nahm mein Schlafzeug vor das Zelt und legte mich in der Nähe der Pferde nieder. Trotz Müdigkeit dachte ich noch lange nicht an Schlafen, denn mich interessierte der „neue Platz" und was alles sich in dessen Nähe an Tieren einstellen würde. Da war ich denn doch zuviel Jäger und Naturmensch. Die Stummelpfeife rauchend, den Mauser an meiner Seite und Bobby, aufmerksam lauschend, neben mir auf der Decke — drei einander treue Freunde.

Längst schon hörte ich meine beiden Gefährten im Zelt „sägen", die Nacht war inzwischen völlig hereingebrochen, die Nachtkühle, noch verstärkt durch die dem nahen Wasser entsteigenden Nebel, recht empfindlich; aber noch herrschte völlige Stille im Urwald. Keine Tierstimme, kein knappender Flügelschlag eines Uhus oder einer Eule über dem leicht glimmenden und schwelenden Moskitofeuer; nur vom Fluß herüber drang öfter das Klatschen sich über den Wasserspiegel schnellender Fische oder der plumpsende Schall einer ins Wasser gleitenden Bisamratte oder eines wandernden Bibers. Ich wickelte mich, gelangweilt von der anhaltenden Stille, fester in die Decken und überließ mich dem Schlaf. Lange hatte ich noch nicht „geduselt", da fuhr mir Bobbys kalte Hundeschnauze ins Gesicht. Ich war sofort munter, rührte mich aber nicht und sah nach dem Hund. Der äugte scharf nach der jenseitigen hochgelegenen Uferbank hinauf, und auch Jimmy sicherte unverwandt dort hinüber. Leichtes Brechen und Streichen im Gebüsch drang an mein Ohr. Es bewegte sich minutenlang gar nicht, dann kreuzte es bald vor-, bald rückwärts, um nach ungefähr 10 Minuten ganz

aufzuhören. Ich vermutete einen Bären oder anderes grobes Raubzeug. Da sich aber nach einer weiteren Weile des Wartens nichts mehr rührte, Jimmy sich auch wieder beruhigte, drückte ich den noch immer sichernden Bobby auf die Decke, und ich selbst fiel wieder in Schlaf.

Am Morgen des 10. Juli schien mir die helle Sonne durch das Laubdach ins Gesicht, als ich erwachte. Ich sah nach der Uhr; sie zeigte knapp vor fünf. Da hatte ich aber mal lange geschlafen, und auch im Zelt regte sich noch nichts. Die Pferde lagen ebenfalls noch auf ihrer Laubstreu und dösten vor sich hin. Nur mein treuer vierläufiger Jagdgefährte schien nicht geschlafen zu haben, denn ich sah ihn Schritt für Schritt am Wasser entlang spionieren, bald zwischen das Holz sichernd, bald angelegentlich auf das Wasser äugend. Wahrscheinlich beobachtete er dort die Furchen ziehender Fische oder unter Wasser schwimmender Bisamratten. Ich weckte meine Gefährten und sagte S., daß ich die Zeit bis zum Frühstück benutzen wolle, um ein Stück am Fluß entlang abzuspüren. Die Nacht war mir denn doch zu ruhig verlaufen, und wenn auch Schonzeit für das Wild war, mich interessierte es doch, festzustellen, ob infolge der ruhigen Nacht die Vermutung begründet war, daß hier wenig oder ganz selten Wild stünde oder wechselte. Ich zog also los und wand mich durch das Gestrüpp und Fallholz zwischen dem Bestand hindurch, immer hart am Flußbett hin. Kaninchen (Rabbit) wurden von Bob massenhaft hochgemacht und viele Buschhühner, aber Großwildfährten fand ich eine lange Strecke nicht. Einige alte und neue Bärenfährten standen im Schwemmsand, hier und dort ein Luchs und Wolf oder Fuchs. Bald aber stieß ich auf eine „Rutsche" der Fischotter, und unweit davon gefundene Fischreste und reichlich Otterlosung zeigten, daß der Otterjäger hier gute Arbeit finden würde. Ich fand bald mehrere Rutschen und als ich an eine förmliche Barrikade angeschwemmter und hoch über das Wasser hinaus aufgetürmter Stämme und von Bibern kurzgeschnittenen Holzwerks kam, fand ich in einer Länge von knapp 20 Schritten drei Rutschen, die unter das Holzwerk führten. Hier mochte eine ganz nette

Anzahl dieser Fischräuber stecken. Ich wanderte noch ein Stück am Ufer entlang, ohne etwas zu sehen; nur Unmassen von Fischen strichen im Wasser hin und her. Als ich wieder am angeschwemmten Holzwerk ankam, turnte ich auf die Barrikade — Bobby natürlich auch — und nun spazierten wir beide auf dieser „Brücke" ans jenseitige Ufer. Mich interessierte es, aus etwaigen Spuren herauszulesen, welcher Art der Störenfried — der einzige — in letzter Nacht gewesen war. Kaum aber hatte ich den jenseitigen Uferrand erklommen, stieß ich auf Schritt und Tritt auf zerstampften Boden, Fährten vom kleinen Hirsch bis zum Elch. Der Erdboden war an manchen Stellen mit filzartig verwachsenen wilden Erbsenstauden bestockt, die von Wild aller Art zusammengestampft waren, und dort, wo die Erbse fehlte und Laub den Boden bedeckte, stand Trittsiegel neben Trittsiegel vom Schalenwild. Also war diese Gegend des Flußlaufes durchaus nicht wildarm, wie ich anfangs glaubte; nur schien sich das Wild aus einem gewissen Grunde — und der Jahreszeit entsprechend — am liebsten diesseits des Flusses aufzuhalten. Als ich unserem Lager gegenüber ankam, nahm ich zuerst die Richtung, die, von meinem nächtlichen Ruheplatz aus gesehen, der Störenfried diesseits gehabt hatte. Aber so sehr ich meine Augen auch anstrengte, es war mir in dem zertretenen Laub nicht möglich, irgendeine gewisse Fährte auszuarbeiten. Ich rief vom Ufer herab meinen beim Frühstück sitzenden Gefährten, die mich erblickt hatten, die Frage zu, ob ich ihnen nun endlich beim Essen helfen könnte, worauf mir Mr. S. die Teekanne und die Rumflasche entgegenstreckte und der Finnländer den mächtigen Schinken, den ich erst im Fort frisch eingekauft hatte. Einer solchen Verlockung konnte ich nicht widerstehen. Im Eilschritt ging es noch ein kurzes Stück am Ufer entlang bis zu einer angeschwemmten Barrikade, die sich etwas oberhalb unseres Lagers befand. Dort setzte ich nach dem Zeltufer über. Während ich meinen Magen für die heute noch in Aussicht stehenden Strapazen mit reichlicher Atzung versah und hin und wieder am „gewürzten Tee nippte", entwickelte S. seine Streifzugspläne für den heutigen Tag. Er

wollte den Fluß rückwärts unserer gestrigen Marschrichtung wandern, und zwar bis zum Ausgang des Urwaldes, dort, wo der meilengroße Sumpf, den wir gestern durchquert hatten, anfing. Dem Lauf des Flusses noch durch den Sumpf zu folgen, der durch Ausbuchtungen an manchen Uferstellen ja doch unter Wasser stand, hielt S. für zwecklos; er versprach sich dort keine Schätze.

Das Prospektieren meines Begleiters gestaltete sich am besagten Flußstück sehr schwierig. Die vielen und oft recht scharfen Windungen, die der Fluß hier machte und die vielen und recht tiefen Drehstellen des Wassers — das allerorts massenhaft angeschwemmte Holzwerk, dessen weitsperrige Äste auf dem Grunde des Bettes lagen, dort festgeschlämmt waren, hinderten sehr das Herausheben von Grundreich, weil sich der „Schöpfer" immer am festgechlammten Ast- und Holzwerk verfing und durch das Losrütteln desselben die emporgehobene Masse teilweise zum Teufel ging. Da kletterte an einer angeschwemmten Holzbarriere wieder einmal S. bis zur Flußmitte hinüber und stieß zwischen dem Holzwerk den an einer langen Stange befestigten Schöpfer auf den Grund, während ich, meiner Gewohnheit gemäß mit dem Mauser im Arm und den von mir untrennbaren Bobby zur Seite, am Ufer stand und zuschaute. Kaum hatte S. die Stange zwischen dem Holzwerk in das Wasser, das hier wieder sehr tief war, gestoßen, als plötzlich ein Plätschern unter dem Holzwerk losging — vielmehr klang es wie ein Klatsch ins Wasser — und im nächsten Moment schoß ein sehr starker Otter zwischen dem Holzwerk hervor und schwamm — mit Kopf über Wasser, einer nahen Stelle zu, wo sich am Uferrande ebenfalls aufgehaltenes Schwemmholz angesammelt hatte. Die Sicherung herumwerfen, eine Hand hoch „drüber" gehalten und die Kugel hinaus, war eins. Im gleichen Moment sprang auch schon Bobby ins Wasser, „raste" förmlich auf den im Knall des Schusses erst unter Wasser gedrückten, aber sofort wieder an die Oberfläche kommenden und sacktot treibenden Otter zu, faßte ihn mit kräftigem Biß und brachte ihn ans Ufer. „Brav, sehr brav, alter guter Bob!" S. ließ seinen Schöpfer im Flußbett stecken und war mit wenigen

Sätzen über das Holzwerk hinweg am Ufer. Er gestand mir, daß er noch niemals so perplex geworden wäre, als durch dieses Abenteuer. Er meinte, es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre abgeglitten und in das Wasser gestürzt, so schnell hätten sich Otter, Schuß und Hundearbeit abgespielt. Obwohl der Balg nicht besonders gut war und außerdem das N. K.-Teilmantelgeschoß Kal. 32 (7,95 mm amerik.) unglücklicherweise zwischen den Blättern gefaßt und dort geradezu zerstörende Arbeit am Pelzwerk verrichtet hatte, freute ich mich dennoch über die Beute; ein Fischräuber war weniger. Während S. erneut das Holzwerk bestieg und den Schöpfapparat in Bewegung setzte, balgte ich schnell den Otter ab; warum den Kadaver im Rucksack mitschleppen und bei der Hitze im Rucksack schmoren lassen, wo Schinken, Brot, gekochte Eier und Whiskyfläschchen bis zu ihrer Erweckung im friedlichen Schlaf lagen.

Als wir am Fluß bis dahin gekommen waren, wo der ausgedehnte Sumpf begann, zeigte sich S. über seine heutigen Erfolge so wenig zufrieden, daß er beschloß, auf das andere Ufer überzusetzen und den jenseitigen Uferrand zu untersuchen. Wie aber hier, wo fast gar kein angeschwemmtes Holzwerk war, hinüberkommen, ohne den von der drückenden Temperatur aus allen Poren schwitzenden Körper dem gar nicht so lauen Wasser anzuvertrauen und sich zumindest eine starke Erkältung zuzuziehen? Ein solches Bad im heißen Sommer ist in den nordischen Breiten gar nicht so ungefährlich, denn das Wasser, zumal nach Durchströmen einer meilenlangen Sumpfniederung, ist beträchtlich kalt, während der Körper des Menschen vor Schweiß und Hitze glüht. Mutwillig setzt man da Gesundheit oder Leben nicht aufs Spiel. Also probieren wir es mal nach Indianerart!

Ein kurzes Stück vom Einlauf des Flusses in den Wald war eine Stelle, wo die Ufer nur 20 bis 25 Meter voneinander entfernt waren. Dort fällten wir mit der stets mitgeführten Axt eine umfangreiche und sehr hochgewachsene Pappel und ließen diese quer über das Flußbett fallen. Ihr Wipfel reichte gerade bis zum jenseitigen Uferrand. Auf dem Stamm uns über das

hier recht tiefe Wasser hinüberbalancierend, erreichten wir ohne kaltes Bad das jenseitige Ufer, während Bobby die Schwimmpartie vorzog. Wir gingen zuerst ein Stück vom Ufer landeinwärts, kehrten aber bald wieder zum Fluß zurück, denn der Urwald war hier nicht anders wie jenseits des Flusses. Wohl aber stießen wir auch hier auf massenhafte Fährten von Schalenwild aller Art. Das konnte uns aber weniger interessieren, denn es war eben des Wildes Schonzeit. Nun begann S. mit der Untersuchung des diesseitigen Ufers und des Schlammes, und als wir gegen Abend müde und abgespannt von dem endlosen Umherklettern in der Bullenhitze dem Lager zuwanderten, hatten wir sonst nichts erbeutet als die Erfahrung, daß an dieser Flußstrecke nichts zu holen sei.

In der folgenden Nacht — zum 11. Juli — haben wir beide wie Tote geschlafen. Der Finnländer, der sich ja meistens im Lager „aalte" und ausgeruht war, hatte die Nachtwache übernehmen müssen. Daß er dabei auch eine beträchtliche Zeit, und fest, geschlafen haben mußte, bewiesen mir am Morgen die 70 bis 80 Schritte vom Lager entfernt im Ufersande stehenden Fährten eines kapitalen Schwarzbärs. Dieser hatte sich durch trockenen Weidenbruch hindurch bis ans Flußbett gearbeitet, hatte dann das Wasser angenommen und war nach dem jenseitigen Ufer hinübergewechselt. Das Durchbrechen des dürren Weidenbruchs war selbstverständlich nicht ohne lautes Knacken und Brechen abgegangen, und hätte der Finnländer nicht fest geschlafen, dann hätte er es hören oder an dem sichernden Jimmy sehen müssen, daß in der Nähe etwas nicht in Ordnung sei. Bobby lag neben mir im Zelt; er schien nichts gemerkt zu haben, sonst hätte er mich geweckt.

Bald nach dem Frühstück machten S. und ich uns wieder auf die Streife an dem Ufer entlang, wo wir bis jetzt noch keinen Fuß hingesetzt hatten. Hier wurde es besser als am gestrigen Tage. Wir stießen auf vereinzelte Stücke Schwemmkohle, dann auf Blöcke dieser schwarzen Diamanten. S. schlug vor, das Ufer zu verlassen und nordwärts die Landschaft zu durchstreifen, weil die ganze Beschaffenheit des Geländes darauf schließen

ließ, daß „da hinten" große Seen und Sümpfe liegen mußten. Zuerst hatten wir alten und prachtvollen Urwald zu durchqueren; meistens Espe und Pappel, von denen Generationen, zu Zunder verfault, den Urwaldboden deckten. Aber Leben herrschte hier — Leben! Kein Fußbreit Boden war eben; Fährte von starkem und stärkstem Wild stand neben Fährte, und hier und dort traf unser Blick auf Elch- und Hirschwild. Wir sahen flüchtig darüber hinweg, denn, wie ich schon bemerkt habe, uns konnte jetzt das Wild nicht besonders interessieren.

Nach mehrstündigem Umherstreifen kamen wir aus dem dichten Walde heraus. Die Stämme wurden einzelner, dünner, und bald sahen wir die vermutete Hochprärie mit ausgedehnten Niederungen, Seen und Sümpfen vor uns liegen. Und dahinter — weit am Horizont — dunkelgrüner Wald: Nadelholz! Nur einige Minuten erst hatten wir unsere Blicke flüchtig über die gruppenweise mit Mischhölzern bestockte Landschaft schweifen lassen, als mich S. plötzlich am Arm packte, niederkniete und mich gleichfalls mit zum „Nieder" veranlaßte. Er flüsterte mir zu, daß er links von sich soeben eine braune Bärenmutter mit zwei „Pups" (Jungen) erblickt habe, die nur 20 bis 30 Schritte von uns entfernt in einer kleinen Mulde aufgetaucht sei. Er fragte mich, ob ich die Alte schießen und wir dann die Jungen fangen wollten. Ich schüttelte den Kopf: „Ich schieße keine führende Bärin und fange auch keine „Pups". Darauf murmelte S. etwas, das ich mir als „komischer Kauz" übersetzte. Meinetwegen! Komischer Kauz! Aber da war die Mutter schon bis auf acht Schritte neben uns, stand frei wie auf einer Platte, und um ihre „zarten Füßchen" purzelten die zwei, schon recht ansehnlichen Jungen. Ein reizend-drolliges Bild. Wir hatten günstigen Wind, und da wir völlig unbeweglich am Boden knieten, bekam uns die Gesellschaft nicht weg. Einige Minuten später konnten wir uns vorsichtig wieder erheben, denn „Mutter und Kinder" bummelten weiter dem Walde zu, ahnungslos, daß sie wenige Schritte am sicheren Tode vorbeigewechselt waren, wenn — eben i c h nicht derjenige gewesen wäre, der den Tod im Rohre behielt. Als die Gesell-

schaft verschwunden war, sagte S. zu mir: „Mr. Otto, Sie haben recht; man soll keine Bärenmutter schießen, wenn sie Junge führt, und man soll auch keine Jungen fangen. Aber die Kleinen sind sehr drollig —." Aus dem Ton, in dem S. sprach, fühlte ich heraus, daß ihn meine Antwort in Verlegenheit gebracht hatte. Um diese zu verscheuchen, nickte ich nur kurz und zeigte plötzlich nach dem entfernten Nadelwald hinüber: „Mr. S., wollen wir einmal dorthin? Er fühlte ebenfalls, daß ich ihn nur der Verlegenheit entreißen wollte, ging aber auch sofort darauf ein und kratzte sich hinter den Ohren. „Der Gang dorthin wird für heute zu weit sein —." „Ich mache mit, Mr. S., wenn Sie dorthin wollen." „O, well — das machen wir ein anderes Mal." Wir gingen weiter, und nach kaum hundert Gängen riß mich S. schon wieder am Arm zurück. Ja — wo hatte ich denn heute meine Augen — meine Gedanken und Sinne? Auf völlig freier Fläche, knapp 150 Schritte von uns entfernt, steht plötzlich wie aus der Erde gewachsen ein schwarzer Klumpen und äugt unverwandt zu uns herüber. Dieser Bärenjüngling — vielleicht auch Jungfrau — dessen schwarzbraune Haut in der gleißenden Sonne fast braun leuchtete, war ja kaum den Kinderschuhen entwachsen. Sollte der allein hier umherstreifen oder war er der Begleiter seiner irgendwo in der Nähe liegenden oder umherbummelnden Mama oder einer alten Tante? „Mr. S., kommen Sie, wir gehen auf ihn zu. Wir wollen sehen, ob er standhält oder ausreißt." „Und wenn er nicht ausreißt und auf uns zukommt, was dann, Mr. Otto? „Dann hauen wir ihn durch und schicken ihn mit dem verbläuten Pelz zu seiner Mutter." S. lachte: „dann geh los!" Noch immer stand der sehr schwache Bär unbeweglich und äugte wie ein blöder Hammel die zwei Gestalten, die wir uns schnell näherten, an. Als wir auf ungefähr 60 Schritte heran waren, mußte ich laut lachen; einen derartig „naiven" Blick, wie ihn das Gesicht dieses schwarzen „Grünhorns" uns zeigte, hatte ich bei einem Bär noch nicht gesehen. Er rührte sich noch immer nicht, als wir bis auf kaum 20 Schritte heran waren. Da zog S. plötzlich seinen Revolver Kal. 455 und gab einen Schuß in die Luft ab.

Die Wirkung des Knalles war eine verblüffende. Im Knall setzte sich der schwarze Bursche auf die Keulen wie ein Hund, wurde aber sofort wieder hoch, machte einige drollige Bewegungen bald mit der vorderen, bald mit der hinteren Partie nach rechts und links, ähnlich wie ein Ferkel, wenn man es greifen will, und erst als S. einen zweiten Schuß in die Luft abgab, trollte das Bürschchen davon und war bald hinter einem Hang verschwunden. „Ein feines Vergnügen, ein feines Vergnügen, schöner als im Zirkus und kostet uns nichts," lachte mein Begleiter und — ich mit. S. hatte mit diesem Ausspruch recht; ein „Zirkus" oder eine „Menagerie" ist die Natur, wo der Zuschauer mehr Vergnügen erlebt und weit besser auf seine Rechnung kommt als irgendwo, wenn er Tier- und Naturfreund ist durch und durch.

Daß dieser junge Schwarzbär so ganz allein hier umherstreifen würde, glaubten wir nicht; denn erfahrungsgemäß nahmen wir an, daß zumindestens noch e i n alter Bär, der sich wiederum erfahrungsgemäß als eine „Mutter oder Tante" entpuppen mußte, zu dem Bürschchen gehörte und nicht weit sein konnte. Wohl eine ganze Stunde streiften wir noch die nähere Umgebung ab, untersuchten jedes Plätzchen, wo sich ein Bär hätte unterschieben können, fanden aber keinen zweiten. Vielleicht war er an uns schon vorbeigetrottet, ehe wir den Jungbär erblickt hatten. Nun, mir war die vergebliche Suche recht, denn wären wir auf einen e i n z e l n e n starken Bären gestoßen, dann hätte S. sicher Dampf darauf gemacht. Schade wäre es dann gewesen um das Tier — die Haut in der heißen Sommerzeit k e i n e Trophäe und die Schinken wären verfault. Aber — hatte ich am Flußufer nicht auch einen Bären geschossen trotz heißer Sommerzeit?

Nachdem wir das erlebte Vergnügen nochmals breitgetreten hatten, setzten wir unseren Streifzug fort. Wir prüften die Niederungen und die darin befindlichen Sümpfe auf Rohöl, aber ohne nennenswerte Funde zu machen. Uns zwischen stehenden Gewässern und deren Sümpfen hindurchschlängelnd, holten wir in weitem Bogen nach Westen aus, bis

wir wieder trockenes Gelände und Wald erreichten, und wandten uns dann allmählich wieder der Flußrichtung zu. Es schien, als ob uns der Glücksstern auf unseren Weg geführt hatte; denn noch ehe wir den Fluß erreichten, stießen wir auf Funde von wichtigster Bedeutung. Wir hatten einen schmalen Sumpfstreifen, der sich zwischen dem Hochgelände hinzog und der offensichtlich ein versumpfter Wasserlauf war, durchschritten und kletterten eine Hügellehne hinauf. Ich war zuerst oben, während S. noch in halber Höhe stand und in die Runde blickte. Auch meine Augen schweiften über das an dieser Stelle auf einige hundert Meter im Durchschnitt fast baumfreie Gelände, um nach etwaigem Wild Ausschau zu halten. Mein Fuß stand auf einem aus der Erde ragenden Stein, von dem bei einer plötzlichen Drehung des Fußes ein Stück abbröckelte. Und die frische Bruchstelle glänzte schwarz; pechschwarz! „Mr. S., kommen Sie einmal hierher!" Als ich ihm das abgebrochene Stück Kohle entgegenhielt, nickte er nur kurz und meinte, daß er „sowas" hierherum vermutet hätte. Es war dieselbe Art Kohle — Steinkohle — wie ich solche bereits am Flußufer in reicher Menge über Tage entdeckt, deren Fund ich bisher verschwiegen hatte, die aber weit ab vom jetzigen Fundplatz lagen. Die sofort mit allem Eifer vorgenommene Untersuchung der näheren Umgegend zeigte uns, daß überall Kohlenflöze gleich mächtigen Steinquadern wenige Fuß unter der Erde lagen und daß die Gewinnung dieser schwarzen Diamanten kinderleicht war — wenn nicht im letzeren Punkt die Abgeschiedenheit der Lage ein gewichtiges Wort mitgesprochen hätte. Aber immerhin, der Fund war einer der wertvollsten, den S. während seiner diesmaligen Prospektorarbeit verzeichnen konnte. Und daß dem so war, dafür zeugten die weiteren Untersuchungen näher dem Flusse zu und zumal an dessen Ufern. S. betrachtete diese ungeheuren Kohlenlager, die sich allen Anzeichen nach sehr weit im Umkreis erstrecken mußten, mit kühler Ruhe, denn er war eben der kühl abwägende und rechnende Dollarmensch, während ich innerlich etwas erregt war. Warum? Ich dachte an meine deutsche Heimat, dachte



Bild 9. Mr. S. Verfasser mit Jimmy. Zu Kapitel 1.
Mit Proviant aus dem Fort zurück.



Bild 10. Blick über einen Windbruch. Zu Kapitel 1.

daran, wie nötig Deutschland — wenn auch nicht die Kohle — so doch das Geld dafür gebrauchen könnte. O reiches Kanada, wie viele Milliarden Goldwert an Bodenschätzen mag deine unerforschte Wildnis noch bergen!

Lange streiften wir im Kohlengebiet umher, dann mahnte der Magen an seine Rechte. Als wir mit dem Imbiß fertig waren, zog S. seine Kartentasche hervor, zeichnete und schrieb, während ich langsam am Ufer auf und ab wandelte, bauenden Bibern, schwimmenden Bisamratten und sich hin und her jagenden Fischen zusah. Enten gab es überreichlich am Ufer — Kücken, Schwimmer und Alte. Und Wildfährten aller Arten! Da rief mich S. zu sich. „Mr. O., es ist 3 Uhr, wir gehen ins Lager zurück; für heute will ich nichts mehr finden!" Im glühenden Sonnenbrand folgten wir dem Fluß dem Lager zu. Der Körper, der Tag für Tag die Sonnenglut hatte aushalten müssen, schien auf dem Rückweg völlig vertrocknen zu wollen. Das mit etwas Zitronensäure gemischte Trinkwasser war schon während des Tages bis zum letzten Tropfen aus der Flasche geleckt. Zum Imbiß hatten wir kleine Schlucke Flußwasser getrunken. Wir hatten mit diesem zwar die Flaschen wieder gefüllt, aber es schmeckte schlecht — faulig, sumpfig. Ein tüchtiges Stück „Chew" (Kautabak) in den Mund geschoben. Er schmeckte sauer. Der mit der Axt und einigen Geräten beschwerte Rucksack brannte wie höllisches Feuer auf dem Rücken, und die Büchse wurde schwer wie eine Kanone. Wir kochten förmlich in der Bullenhitze, und Fliegen, Bremsen, Moskitos und Hornissen ritten Attacke auf Attacke gegen uns. Anfangs, und zwar als wir wegen der Hitze kaum mehr atmen konnten — und das war, als wir eine breite, sumpfige Niederung durchschritten, wo die Sonnenglut, von keinem Luftzug gemildert, wie flüssiges Blei auf uns drückte — fluchten wir b e i d e wie Landsknechte. Dann trat eine Erschlaffung ein. Wortlos und apathisch schlichen wir hintereinander. Zuletzt fluchte S. nur noch ganz allein und leise vor sich hin. Ich hatte das „Beten" eingestellt, denn alle frommen Sprüchlein nützten ja doch nichts; es mußte eben fortgewurstelt werden. Auf einer Höhe angekommen, wo wir ziem-

lich weiten Ausblick über den Wald gewannen, fiel unser erster Blick auf eine kohlschwarze und purpurrot gesäumte Wolkenwand, die in unserer Marschrichtung über den Wald heraufstieg. Wir atmeten erleichtert auf; Gewitter, Regen, Abkühlung! Wenn es nur nicht wieder trocken vorüberginge. Die Natur brauchte das kühlende Naß, die Tiere der Wildnis und der Mensch. Nein, diesmal schien es wirklich etwas zu geben. Schon wenige Minuten später, nachdem wir die verheißende Gewitterwand erblickt hatten, sahen wir mit großer Schnelligkeit sich diese immer höher schieben und rechts und links neue Wände aufsteigen. Und als wir die Blicke, soweit es uns der Wald gestattete, im Kreise schweifen ließen, sahen wir überall und schnell drohendes Gewölk aufsteigen und sich verbreiten. Da war wie mit einem Schlage die Erschlaffung bei uns verschwunden, denn diesmal gab es wirklich Regen. Diesmal war der ganze Gewitteraufzug nicht auf Verdummung der unter der Hitze prägelnden Menschheit eingestellt. Mein Gefährte äußerte: „Heute bekommen wir etwas Gutes auf den Pelz, denn unter zwei bis drei Stunden können wir das Lager nicht erreichen. Wie lange denken Sie, Mr. O., daß das Gewitter noch zur Entwicklung braucht?" Ich deutete mit der Hand über die Baumkronen: „Es entwickelt sich schon, Mr. S.; sehen Sie dort — Blitz auf Blitz! In einer halben Stunde sind wir in Regen gebadet." „Das tut dem Körper nach der Bullenhitze nicht gut, Mr. Otto. Ich denke — sobald der Prasselregen kommt, schlüpfen wir unter. Es gibt am Ufer reichlich Verstecke."

Immer schneller schossen die schwarz und roten Wände empor, und aus der Ferne dröhnte erst vereinzelt, aber bald häufiger und länger dumpfrollender Donner. Und schon verdunkelte sich die Sonne. „Mr. S., heute gibt es ein sehr schweres Gewitter." — „Yes!" — Wir stampften weiter zwischen den dichtstehenden Stämmen und über sperriges Fallhoz auf dem hohen Uferrücken entlang, dabei die Uferwände musternd, ob wir einen Unterstand fänden, der uns vor dem augenscheinlich sehr schweren Unwetter schützen könnte. Es wurde immer dunkler, an den Wipfeln zerrte bereits der Sturm, schwerer und

heftiger rollte der dumpfe Donner, und noch hatten wir keinen einigermaßen schützenden Unterschlupf gefunden. Da brach es plötzlich los — hinter unserem Rücken. Unvermutet, jäh, mit einem grellen Blitz und rasch folgendem, sehr heftigem Donnerschlag. Es schien, als ob das rückwärts aufgestiegene Gewitter in dem vor uns aufsteigenden einen Rivalen erblickte, dem es zuvorkommen mußte mit ganzer Heftigkeit und Stärke; denn nach dem ersten Blitz und Schlag folgte sofort ein zweiter und dritter, so daß das Blitzen, Krachen und Knattern kein Ende nahm und der Erdboden zu zittern schien. Und nun wieder ein Blitz — ein „zischender" Schlag —. Ich wurde gegen einen Stamm gedrückt, sah S. stolpern und stürzen, und Holzfetzen und Äste flogen um uns. Ich warf die Büchse weg und sprang zu meinem Gefährten, der sich aber schon wieder erhob. „Mr. O., der war nicht weit!" „Dort sitzt er — an der Pappel." Ich machte eine Bewegung mit dem Kopf nach der Stelle. Die Pappel, kaum 30 Schritte von uns entfernt, war zersplittert und der Stamm in breiten Streifen bis zum Erdboden aufgerissen. Da saß schon wieder einer, zum Glück etwas weiter entfernt. „Kommen Sie, Mr. S., wir müssen vom hohen Ufer hinab zum Flußbett; dort in der tiefe sind wir etwas sicherer und — Gewehr und Axt muß weg!" Und während wir den Uferhang hinabturnten, uns am Rande des Flußbettes ungestüm durch Sperr- und Fallholz einen Weg bahnten, um da unten schnell ein schützendes Versteck zu finden, fiel Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Auch das vor uns in unserer Marschrichtung zuerst aufgestiegene Gewitter trat jetzt in den heftigsten Kampf gegen den hinter unserem Rücken gedankenschnell aufgestiegenen Rivalen, und es schien, als ob wir uns in einem einzigen, ständig anhaltenden Feuermeer und unter einem einzigen unaufhörlichen Donnern und Krachen vorwärtsbewegten. Aber kein Tropfen Regen, und fast finstere Nacht, die nur vom Feuermeer der Blitze grell erhellt wurde. Da türmte sich im grellen Feuermeer vor unseren Blicken eine gespenstig sich abhebende Barrikade aus entwurzelten und nach dem Flußbett zu abgerutschten Bäumen und Fallholz

auf. Die Kronen der abgeglittenen Bäume lagen im Wasser, die Wurzelballen mit dem weitverzweigten Wurzelwerk hingen noch in halber Höhe der Uferlehne und lagen eng an- und übereinander. Aber durch die hochliegenden Ballen war zwischen Erdboden und den Stämmen, nahe am Ballen, ein freier Raum geblieben, in den notgedrungen zwei Menschen sich einschieben und darin auch sitzen konnten. Auch ein Prasselregen konnte dort nicht so leicht eindringen, weil die mit vollem Erdreich versehenen Ballen den Regen auffingen. Ohne Besinnen nahmen wir den Unterschlupf an. Während mein Gefährte ihn schnell von Astwerk reinigte und einige Hände voll Laub als Sitzpolster hineinwarf, barg ich ein Stück entfernt Büchse und Axt an regensicherer Stelle. Unter einem geradezu betäubenden Donnerschlag vollzog ich meinen Einzug in den Notschlupf, wo S. schon vor mir eingeschlüpft war. Es saß sich soweit ganz bequem, auch war der Hohlraum lang genug, um sich darin ausstrecken zu können. Wir mußten also immerhin zufrieden sein. Kaum waren wir geborgen, da setzte endlich der Regen ein — Tropfen wie Haselnüsse, dann Prasselregen mit Hagel und Schlag auf Schlag. Ein Glück, daß wir im Trockenen waren. Das Prasseln und Klatschen des Hagelregens wurde so stark, daß wir auch den heftigsten Donner nicht hörten und nur noch ein nie endenwollendes Meer flammender Blitze sahen. S. und ich gerieten deshalb in nicht geringe Sorge wegen unserer Pferde, die nur ein leichtes Reisigdach als Schattenspender über sich hatten. Hoffentlich war der Finnländer schlau genug gewesen und hatte bei den ersten Gewitterzeichen die Reisiglage des Sonnendaches verdichtet, um das Durchschlagen von Hagelkörnern zu verhindern. Hagel ist nun eben kein Regen; die Pferde gebärden sich wie toll und brechen aus, zumal bei derartigem „Grobzeug", wie der Wettermann uns jetzt lieferte. Ja — die nordischen Gewitter, besonders im Juli und August; da können Mensch und Tier etwas erleben, wenn es mal richtig losbricht. Stundenlang tobte das Unwetter. Erst gegen 8 Uhr abends trat soweit Ruhe ein, daß wir im anhaltenden Schnürlregen unsern Marsch zum Lager fortsetzen konnten. Kurz vor 10 Uhr kamen wir dort an.

Bobby, den ich beim Verlassen des Lagers an die Kette gelegt hatte, bellte uns aus dem Zelt heraus freudig entgegen, und auch der Finnländer zeigte große Freude, daß wir wieder da waren; ein großer Held war er sowieso nicht, und unter dem fürchterlichen Krachen und Blitzen des Unwetters war es ihm sicherlich recht unheimlich im Zelt geworden. Im übrigen hatte er seine Sache recht gut gemacht und die Pferde nicht nur gegen den prasselnden Hagel geschützt, er hatte auch durch rasch angenagelte Querstangen den „Korral" derart gegen Ausbruch der Tiere gesichert, daß letzterer unmöglich war. Aber alle — wir und die Tiere — fühlten uns nach dieser langersehnten Temperaturabkühlung wohl, und trotz der Tagesstrapazen, die hinter mir und S. lagen, dachten wir noch lange nicht an Schlaf. Es war gemütlich und anheimelnd im Zelt, in das kein Tropfen Regen dringen konnte; auch vom Boden aus nicht. Denn um das ganze Zelt hatten wir Wasserrinnen ausgehoben, eine Arbeit, die man in der Sommerzeit sofort beim Aufbau des Zeltes tun muß; sonst dringt bei plötzlichen Regengüssen das Wasser auf den Zeltboden, und die Lagerstätten werden zu Dunghaufen. Dank der genannten Vorsichtsmaßregel saßen wir drei also jetzt auf trockener Lagerstatt, rauchten, quatschten und stellten öfter das Fragezeichen auf, ob denn der Schnürlregen, der auf dem Zeltdach plätscherte, die ganze Nacht anhalten würde.

Und er hielt an; nicht nur die ganze Nacht — drei volle Tage und Nächte goß es unaufhörlich, und erst am 15. Juli in den Vormittagsstunden klärte sich das Wetter. S. und ich unternahmen täglich mehrstündige Entdeckungsreisen, die am Fluß zu keinem Ziele führten, da das Wasser ständig stieg. Schon am 14. Juli war der Fluß derart geschwollen, daß wir den Pferden, die ihren Standplatz am niedrigen Ufer hatten, einen höher gelegenen Platz einrichten mußten. Sollte das Wasser noch höher steigen, dann mußten auch wir mit dem Zelt ausreißen. Das geschah auch prompt am Morgen des 15. Juli. Zwar hatten wir da noch einen wasserfreien Platz von drei Meter bis zum Zelt, wir waren uns aber völlig klar darüber, daß die schmutzige Flut noch viel höher

steigen würde und wir unseren idyllisch gelegenen Lagerplatz mit Sack und Pack räumen müßten. Um allen Überraschungen in diesem Punkt vorzubeugen, bauten wir das Zelt ab und verlegten es bis auf den Kamm des Uferrückens. Wenn nicht eine Sintflut kam, dann saßen wir hier oben wohl trocken, doch ein schöner Lagerplatz war es nicht. Aber wir waren zur rechten Zeit ausgerissen; denn während wir mit der Einrichtung des Lagers beschäftigt waren, konnten wir beobachten, mit welch rapider Schnelligkeit die trübe Flut stieg, und am 15. abends gegen 9 Uhr stellten wir im Laternenschein fest, daß unser alter Platz bereits unter Wasser stand. Da mußten irgendwo noch sehr schwere Wolkenbrüche niedergegangen sein. Das Hochwasser legte aber den Hauptteil unserer Forscherarbeit, die Untersuchung des Flußbettes nach Mineralien, auf unabsehbare Zeit völlig lahm. Es war wirklich nicht abzuschätzen, wie lange die Flut Zeit brauchte, um sich wieder zum Normalstand zu senken. Wasserläufe des Flachlandes halten bekanntlich viel länger Hochwasserstand als schnell herabstürzende Gebirgsgewässer. Es blieb uns also zu Forschungszwecken nur das Hochland übrig, denn auch die Sümpfe standen selbstverständlich tief unter Wasser. Nach dem anderen Ufer überzusetzen, wäre mittels eines Flosses möglich gewesen, aber S. versprach sich von der „Landexpedition" nicht viel, war überhaupt recht mißvergnügt, daß ihm das Unwetter einen derartigen Strich durch seine noch nicht vollendeten Pläne hier oben gemacht hatte. Und es war auch gar kein Grund zu Optimismus vorhanden, denn es konnte wochenlang dauern, ehe die verhältnismäßig träge fließende Flut sich soweit gesenkt hatte, daß der Wasserstand die Arbeit wieder erlaubte. Dann war noch ein anderer Grund, der S. und mich ziemlich beunruhigte — auf alle Fälle waren wir vorerst von der etwaigen Heimkehr in die Zivilisation durch Überschwemmungen abgeschnitten, falls das Unwetter auch südlich getobt und dort Sümpfe, die wir durchfahren mußten, unter Wasser standen und die Flüsse, die wir an Furten kreuzen mußten, durch Hochwasser für unbestimmte Zeit unpassierbar gemacht waren. Wochenlang untätig hier oben zu liegen — eine solche Aussicht

wirkte durchaus nicht erheiternd auf uns. „Zeit ist Geld", und dieses Wort gilt in der Wildnis mehr denn irgendwo.

Bis zum 19. Juli streiften S. und ich noch in der Gegend umher, ohne einen Fund gemacht zu haben. Wir mußten uns ständig auf dem Hochgelände bewegen, denn jede Niederung, jeder Sumpf war eine große Wasserfläche. Ein Versuch, durchzuwaten, um anderes Gelände zu erreichen, wäre gleichbedeutend mit Selbstmord gewesen, weil das Wasser jede gangbare Stelle zudeckte und wir unrettbar im Morast versunken wären. Am 20. Juli morgens prüften wir die seit einigen Tagen am Flußufer eingetriebene Stange, die uns als Hochwassermarke diente. Wir stellten fest, daß seit dem Abend des 19. die Flut nicht mehr gestiegen war, sich aber auch nicht gesenkt hatte. Nach eingehender Schätzung stand das Wasser rund 6 Meter über normal. S. und ich waren einig darüber, daß im günstigsten Falle zwei Wochen vergingen, ehe an ein Weiterarbeiten im Flußbett gedacht werden konnte. Mißmutig entschloß sich S., die Zeit hier oben nicht zu verbummeln, abzubrechen und mit seinem bisherigen Erfolg der Forscherarbeit, der immerhin als sehr gut und äußerst wertvoll zu betrachten war, wieder nach Hause zu reisen. Es fragte sich dann nur, ob wir südlich, wohin wir ja mußten, ebenfalls auf Hochwasser stießen. Bis nach dem Fort würden wir allenfalls durchkommen; wir hatten ja nur die Einzelpferde und weder schweres Gepäck noch Wagen bei uns, konnten unsern Rückmarsch meistens auf hohem trockenen Ufer machen, und wo zu kreuzende Niederungen unter Wasser standen, dort mußte eben ein Umweg gemacht oder mit größter Vorsicht eine Durchgangsstelle gesucht werden. Da der Entschluß zur Rückkehr bei S. festblieb, trafen wir sofort alle Vorbereitungen. Zunächst ritten S. und ich rückwärts — in Richtung zum Fort —, am hohen Ufer entlang, um uns über den Wasserstand einer großen Sumpfwiese, durch die wir hindurchzuwaten gedachten, zu orientieren. Dort angelangt, sahen wir keine Möglichkeit, sicher durchzukommen; wir mußten einen weiten Umweg machen, der uns Stunden kosten würde, um den Sumpf auf trockenem Gelände zu umgehen. Das

war aber nun einerlei, wir mußten uns eben, so gut oder schlecht es ging, durchschlagen. Die Pferde waren ausgeruht, das Wetter wieder schön, und die Tageshitze ließ sich infolge der durchgreifenden Abkühlung von Mensch und Tier ganz gut ertragen. Wir beschlossen deshalb, am Morgen des 21. Juli so zeitig wie möglich aufzubrechen und so lange zu marschieren, als die Kräfte bei Mensch und Tier vorhielten. Als wir am Morgen vor dem Aufbruch die Wassermarke prüften, stellten wir noch keine nennenswerte Senkung der Flut fest.

Um sechs Uhr morgens hatten wir das letzte Stück Ausrüstung den Pferden aufgepackt, dann marschierten wir zu Fuß, die Pferde am Trensenzügel führend, im Gänsemarsch ab. Dank der erträglichen Hitze konnten wir den Tag in weitestem Maße ausnützen, so daß wir trotz der großen Umwege schon am 26. Juli das letzte Nachtlager bezogen und am 27., als die Sonne sank, im Fort unseren Einzug hielten. Einige Meilen zuvor hatten wir die Nähe des hier fast die dreifache Breite besitzenden und deshalb bei weitem nicht so hochgehenden Flusses, dessen Flut alsdann vom Athabaskafluß aufgenommen wurde, verlassen.

Schon die letzten zwei Marschtage hatten uns die Feststellung gebracht, daß das Unwetter in diesem Strich nicht so stark aufgetreten und diese Gegend wahrscheinlich nur von dem Flügel des Unwetters gestreift worden war. Es war, hauptsächlich von Süden kommend, in der Richtung Nordost gegangen. Jedoch hatten die tagelangen Niederschläge auch in der Umgegend des Forts die tiefgelegenen Stellen unter Wasser gesetzt; aber wo wir hindurch mußten, waren die festen und auch bei Wasserstand gangbaren Stellen von den Indianern in ständiger Nachhilfe verbessert und mit Markierungspfählen versehen worden, so daß wir mit Vorsicht überall hindurchkamen. Meine Frau und ihre Gastwirte erzählten uns dann, daß tatsächlich das Unwetter nur teilweise über die Fortgegend gegangen sei, und einige von Süden hergekommene Indianer hatten berichtet, daß südlich wenig Regen, aber sehr heftige Gewitter aufgetreten seien. Letztere Nachricht beruhigte uns etwas und stimmte uns

hoffnungsfreudiger für die Heimreise, zu der die Vorbereitungen schon am nächsten Tage beginnen sollten.

Wir blieben bis zum 31. Juli im Fort, ruhten uns aus, versahen uns reichlich mit Vorräten für den langen Heimmarsch und prüften ganz besonders gut die Wagen und das Geschirrzeug; letzteres aus Mißtrauen gegen Hallunken, die es in einem entfernten Fort ja immer gibt — ob rot oder weiß. Zur Ehre der dortigen Bevölkerung muß aber gesagt werden, daß weder etwas gestohlen noch beschädigt worden war. Am Abend vor unserem Abmarsch gingen meine Frau und ich noch einmal zwischen den vereinzelt stehenden Blockhütten und Lederzelten der Indianer hindurch. Wir hatten für einige Dollars kleine Geschenke eingekauft und verteilten diese dort unter die armen Indianerkinder. Auch einige steinalte Indianer — Männer und Frauen — wurden von uns mit kleinen Geschenken bedacht; den Männern je ein großer Block Tabak, den Greisinnen eine Tafel Schokolade, auf die die Indianerin ebenso erpicht ist wie eine weiße Dame. Nur liegt der Unterschied zwischen „rot und weiß" darin, daß Schokolade für die arme Indianerin eine unerschwingliche Leckerei ist. Als meine Frau die kleinen Geschenke verteilte, konnten die Indianer, ob alt oder jung, ihr Staunen nicht zurückhalten. Derartige „Wohltaten" schienen den armen Teufeln völlig fremd zu sein. Ich mußte es ihnen erst mehrmals einpauken, daß es „gifts" (Geschenke) seien, die wir ihnen deshalb gäben, weil wir Freunde der „Indians" seien. Und als sie es endlich kapiert hatten, dann — Freude auf allen Gesichtern! Für die paar Dollars hatten auch wir unsere große Freude daran. Auch den Juden, dem Bobby und Raudy den speckigen Kittel zerrissen und den sie in die Waden gezwickt hatten, besuchten wir noch einmal und nahmen Abschied von ihm. Er war ja der einzige hier oben, der den deutschen Mutterlaut sprach, obgleich er „deutsch" mit „daitsch" vermischte. Aber das tat ja nichts zur Sache — dann sprach er wenigstens „daitsch", und das freute uns genau so wie seine Sympathie, die er unserem deutschen Heer des Weltkrieges bei unseren heimlichen Gesprächen über diesen Punkt bezeugte. Als wir

ihm die Hand zum „Good bye“ reichten, drückte er sie uns heftig trotz seiner mageren Knochenfinger, trippelte dann schnell zum Ladentisch, ergriff einen vollen Karton mit Schokolade, wickelte ihn mit wieselhafter Geschwindigkeit in Papier, dann mindestens 10 Meter Schnur herum und drückte das Paket meiner Frau in den Arm: „Für die Reise, Mrs. Otto.“ Dann umkrallten seine Knochenfinger nochmal unsere Hände und: „Good bye! Glückliche Reise!“ Innerlich bewegt gingen ich und meine Frau aus dem Laden — das deutsche Wort ließen wir allein in dem einsamen Fort zurück. Wann wird es später dem Juden wieder geglückt sein, dort oben das deutsche Wort mit einem Deutschen austauschen zu können? O liebes, trautes Wort der Heimat! Schande und Schmach über denjenigen, der im Auslande den Mutterlaut hintansetzt und verleugnet, zumal wenn er ein geborener Deutscher ist.

In den Abendstunden verlebten wir als Abschiedsfeier im Hotel noch einige recht angeregte Stunden; erst im engen Kreise mit dem Fortkommandanten und dessen „Mistreß“, sowie dem jungen Ehepaar und S. Der Finnländer saß im „Spuckraum“ (wie der „Sitting-room“ gewöhnlich von uns Deutschen bezeichnet wurde) mit einigen anderen Bewohnern und dem Wirt und schleckte Limonade. Als ich einmal hineinging, um mit dem Finnländer einige Worte zu sprechen, kam mir aus seiner Kehle aber ein Hauch entgegen, der eine verdammte Ähnlichkeit mit Whisky hatte. Trotz strengster Prohibition (Alkoholverbot) „schob“ der Wirt mit seinen Gästen diese Sorte „Limonade“. Als dann die holde Dämlichkeit zu Bett gegangen und auch der Fortgewaltige seinen heimischen Penaten zugewandert war, feierten wir vier — der junge Ehemann, der Wirt, S. und ich — noch einige Stunden besonderen Abschied, und der Wirt kredenzte uns verstohlenerweise einen feinen Tropfen Limonade von demselben „geistigen Gehalt“, wie solcher aus der Kehle des Finnländers mir entgegengeströmt war. Ja, „geschoben“ wird eben überall, und wenn es in einem kleinen Indianerfort ist.

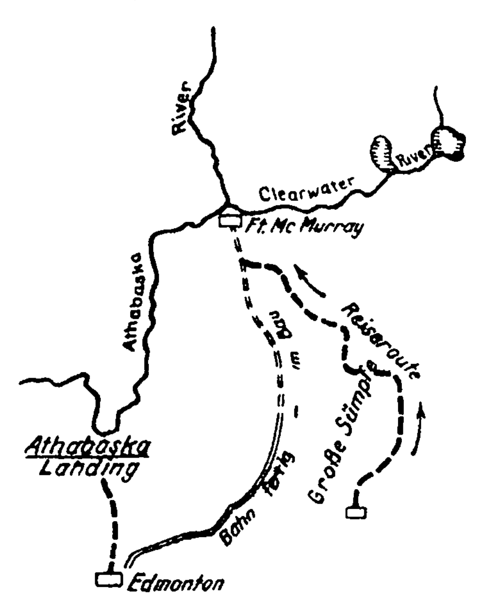
Am 1. August früh um 8 Uhr verließen wir das Fort. Alles,

was gehen oder humpeln konnte, hatte sich am Hotel, wo unsere Karawane aufgefahren war, eingefunden; vor allem fehlte wohl kaum ein Indianer, der noch humpeln konnte. Der Jude stand auf der Straße vor seinem Laden und winkte uns nochmals „Glückliche Reise!" zu. Und als wir die vielen Hände, die sich uns entgegenstreckten, zum Abschied gedrückt hatten, setzte sich unsere Karawane unter unzähligen „Farewell"-Rufen in Bewegung. Da ritten plötzlich in gestrecktem Galopp zwei jüngere Indianer im besten Lederwams hinter dem Hotel hervor, an unserem Zug vorbei und setzten sich an dessen Spitze. Beide waren ohne Waffen, und die Pferde, die sie ritten, waren wohl die besten und stolzesten, die die armen Teufel besaßen. S. und ich wußten, was es bedeutete; sie wollten uns freiwillig ein Stück das Geleit geben. Vielleicht war der Grund dazu in den kleinen Geschenken zu suchen, die meine Frau und ich ihren Angehörigen verabreicht hatten. Wie leicht kann man doch mit Kleinigkeiten, die man mit ehrlicher Absicht dem Indianer gibt, dessen dankbares Herz gewinnen. Vier Stunden lang ritten die beiden Indianer dem Zuge voraus, suchten durch angesammelte Wasserlachen festen Grund, machten uns durch Handzeichen und Winke auf schlechte Stellen aufmerksam, und als wir in der Mittagsstunde an geeigneter Stelle zum Rasten hielten, wollten die Indians ihre Pferde wenden und — uns zum Abschied winkend — zurückreiten. Ich gab das nicht zu, winkte ihnen, abzusitzen und an unseren Packwagen heranzukommen, wo ich dem Finnländer Auftrag gab, den Vorräten einige Blocks Tabak zu entnehmen, die ich den Indianern schenkte. S. gab jedem noch einen Dollar. Mit unverhohlener Freude in den Augen sprangen sie in den Sattel und jagten davon. Was hat die Raubgier der Weißen doch aus dieser hochintelligenten Rasse, die noch niemals so arm gewesen ist, als in unserer heutigen Zeit, gemacht? Bettler, Kümmerlinge!

Auf unserem Rückmarsch wählten wir denselben Weg, den wir zum Hermarsch gebahnt hatten. Seit Verlassen des Forts konnten wir mit der Beschaffenheit des Weges zufrieden sein, denn der Boden hatte den größten Teil der hier niedergegan-

genen Regenmassen schon aufgesaugt, und die großen Wasserlachen, die sich angesammelt hatten, bargen ziemlich festen Grund. Die ersten Reisetage ging es verhältnismäßig gut vonstatten, am 4. August aber stießen wir auf große und mitunter recht gefährliche Wasseransammlungen. Allem Anschein nach näherten wir uns dem Landstrich, durch den das Unwetter von Süd nach Nordost seinen Weg genommen hatte. Einige Sümpfe waren derartig unter Wasser gesetzt, daß an ein Durchfahren nicht zu denken war. Wir mußten uns einen Weg durch den Wald, immer dem Hochland folgend, bahnen und büßten durch die bedeutenden Umwege viel Zeit ein. Zu unserer Beruhigung konnten wir jedoch feststellen, daß der Strich, den das Unwetter genommen hatte, nur schmal war, so daß wir hofften, in zwei Tagen darüber hinaus zu sein. Ein weiterer Glücksumstand kam uns noch zugute: wir hatten in diesem Strich keine Wasserläufe zu kreuzen mit Ausnahme einiger schmaler Rinnen, die allerdings hoch angeschwollen waren, die sich aber auf schnell gelegten Knüppelbrücken ohne Gefahr kreuzen ließen. Unser Glücksstern ließ uns auch in den nächsten Marschtagen nicht im Stich. Wir hatten die Unwetterzone ohne jeden Unfall durchkreuzt und kamen auf Landstriche, wo sogar die Sümpfe gut ausgetrocknet waren. Die Brandfläche, wo bei unserem Hinmarsch alles schwarz gebrannt war, sproßte bereits wieder im jungen Grün des Grases und natürlicher Futterpflanzen, so daß wir auch auf dieser langen Brandstrecke Futter genug für unsere Pferde fanden. Die anfänglichen Schwierigkeiten und den dadurch entstandenen Zeitverlust unserer Rückreise nach Verlassen des Forts glichen wir von Tag zu Tag mehr aus, da wir den alten und von uns markierten Hinweg benutzten, der nun schon geräumt war. Besondere Zeitverluste traten nicht mehr ein, im Gegenteil hatten wir dadurch Zeit gewonnen. An demselben Platz, wo wir auf unserem Hinmarsch zum Fort den Bär gestreckt hatten und wo mein Raudy den Brantenhieb erhielt, rasteten wir wieder für die Nacht und fanden dort unsere damals aufgespannte Bärenhaut noch unberührt vor. Eigentlich ganz „unberührt" nicht; denn die Vögel, besonders die „Lumber-

jacks", hatten ganz gehörig am Feist gepickt, und am Schädelteil der Haut wimmelte es von Maden. Aber die Haarseite war unversehrt. Am 11. August fuhr ich wohlbehalten vor meinem Hause vor, wo ich, dank der Zuverlässigkeit des Österreichers, noch alles in bestem Zustande vorfand. Und doch erzählte mir dieser treudeutsche, aber „gerissene" Mann, daß während unserer Abwesenheit „nur" sechzehnmal die politische Polizei bei mir eingekehrt war und Haussuchungen nach Propagandamaterial abgehalten hatte. — Narren! Ich war doch nicht etwa so dumm —.



Kartenskizze unserer Reiseroute nach dem Klarwasserfluß.

Nun, ich hatte meinen Gefährten S. nach dem Klarwasserfluß begleitet. Er hatte seine Aufnahmen in bezug auf den Reichtum dort oben gemacht. I c h a u c h ! Meine Gefährten ahnten nichts davon, welche Notizen und Skizzen mein Taschenbuch barg. Trotz meiner Abwesenheit hatte auch unsere deutsche Propaganda nicht geschlafen. Einer für alle — alle für einen! Das war und blieb der Wahlspruch unter uns wenigen, die wir dem Vaterlande bis zum letzten Atemzug Treue gelobt hatten. Meine Aufzeichnungen über die dortige, an Bodenschätzen überreiche Gegend sind sicher nach der Heimat gelangt; möchte die Zeit kommen, wo sie zu unseres deutschen Volkes und Vaterlandes Nutzen verwertet werden können.



Zweites Kapitel.

Im Tal des Salmonflusses.

(Britisch-Kolumbien.)



Zwischen unserer Rückkehr vom Klarwasserfluß und dem Winterhalbjahr 1919/20 stand mir in bezug auf größere Streifzüge eine Sauregurkenzeit bevor. Einesteils verboten mir die politischen Verhältnisse, mich weit von meiner Frau und meinem Heim zu entfernen, andernteils hatte ich das monatelange Umherkriechen in der Wildnis zum Ekel satt. Ich wußte für den Herbst eigentlich nicht so recht, wohin. Während eines geschäftlichen Besuches im Fort traf ich dort einige mir gut bekannte Farmer aus einem westlich meines Wohnplatzes gelegenen Distrikt, und zwar einen Schweden und einen Norweger. Trotz strengsten Alkoholverbotes im ganzen Lande wußten wir aber, „wo Bartel den Most zu holen hat", d. h. wir kannten im Fort die verschwiegenen Ecken, wo ein guter Tropfen Bier und Whisky zu erlangen war. Unser Dreiblatt war bald in der bewußten „Ecke" verschwunden, wo wir bei einigen Gläsern Bier unsere gegenseitigen Erlebnisse austauschten und die ganze politische und wirtschaftliche Lage Kanadas durchhechelten. Bei dieser Gelegenheit kamen wir auf die Riesenreklame zu sprechen, die damals von

den kanadischen Zeitungen in bezug auf Besiedelung eines Flußtals in Britisch-Kolumbien betrieben wurde. Es handelte sich um das Tal des Salmonflusses, das der Besiedelung erschlossen werden sollte. Wunderdinge von diesem Tal wußten die Zeitungen zu berichten, und wenn auch ein erfahrener Wildnisforscher wußte und zugeben mußte, daß die noch unerschlossenen Flußtäler manche Reichtümer an Bodenschätzen bergen und daß der Boden solcher Täler — zumal im günstigeren Klima Britisch-Kolumbiens — gute Ernten hervorbringen und dort auch Obstbau betrieben werden kann, so wußten wir Erfahrenen anderenteils ebenso gut, daß die Zeitungen es für ihre Pflicht betrachteten, die „fetten Enten" recht fett zu malen, wenn es galt, Ansiedler nach einem von Gott und aller Welt verlassenen Distrikt zu locken. Immerhin schien das Salmonflußtal eines Besuchs wert zu sein; der Erfahrene konnte sich dann an Ort und Stelle selbst ein Bild davon machen, ob dort einem Ansiedler Lebensmöglichkeit geboten war oder nicht.

Letzterer Ansicht waren auch meine beiden Bekannten, der Schwede und der Norweger. Beide hatten nicht die besten Farmen, und ihre Ernten wurden durch den bei ihnen massenhaft wuchernden und unausrottbaren Wildhafer (ganz schwarzes Korn), der oft 50 v. H. und darüber des gesamten Körnerertrages ausmachte, sehr entwertet. Sie waren deshalb drauf und dran, einen Dummen (Grünhorn) zu suchen, dem sie ihre Farmen für einen guten Preis anschmieren konnten, um mit dem erzielten Gelde in das gelobte Tal des Salmonflusses auszuwandern.

Die Leute fragten mich um meine Ansicht, ob ich ihnen raten würde, nach dem angepriesenen Tal auszuwandern; dort sozusagen von vorn anzufangen, da es ihnen auf ihren unkrautreichen Farmen nicht möglich war, vorwärts zu kommen. Ich kannte den Salmonfluß aber auch nicht. Zur sofortigen Abwanderung riet ich deshalb nicht, wohl aber empfahl ich ihnen, Gewißheit für das beste zu nehmen und sich das Tal erst mal anzusehen. Das Hinkommen war ja nicht sehr schwierig, denn von Edmonton führte die Grand Trunk Pacific-Bahn an der Ein-

mündung des Salmon in den Fraserfluß vorbei, und in der Nähe liegt die Station Fort George (das heutige Prince George). Die 500 bis 600 Meilen Bahnfahrt von Edmonton nach Fort George kosteten damals ungefähr 20 Dollar für die einfache Fahrt, und es war immerhin besser, erst 100 Dollar Reiseunkosten zu opfern und sich über die Lebensmöglichkeiten im Salmonflußtal zu vergewissern, als gleich mit Sack und Pack unter hohen Kosten aufs Geratewohl hinzuwandern.

Die beiden Farmer pflichteten meinem Rat bei, bearbeiteten mich aber, an der Besichtigungsreise teilzunehmen, und wenn es uns im Tal gefiele, dann sollte ich mit den beiden gleichzeitig dorthin abwandern. Der erste Vorschlag, die Besichtigungsreise mitzumachen, gefiel mir. Die Unkosten waren verhältnismäßig gering, ebenso die Vorbereitungen zur Reise. Außer einigen Vorräten für die Bahnfahrt, einigen Wäschestücken und anderen Kleinigkeiten, Decke, dem unvermeidlichen Gewehr und etwas Munition, brauchten wir nichts. Was wir an Lebensmitteln während der Märsche im Salmontal brauchten, lieferte uns zum größten Teil das Wild und der Reichtum des Flusses an Fischen. Das übrige konnten wir uns vor unserem Wildnismarsch in Fort George kaufen. Die großen kanadischen Rucksäcke nehmen viel auf. Die Zeit, die mich ein Besuch des Salmontales vom Hause fernhielt, war mit zwei Wochen sehr reichlich bemessen. Soweit also gefiel mir der Vorschlag, nicht aber der, mit Sack und Pack dorthin abzuwandern und mich dort niederzulassen. Mein Blick war in ein anderes Land gerichtet — nach der deutschen Heimat! Denn sobald mich die Pflicht nicht mehr in Kanada festhalten würde, dann ging es heimwärts ins deutsche Vaterland. Ich wußte zwar, daß meine Frau mich angesichts der für uns politisch recht kritischen Zeit ungern weglassen würde, aber — es durfte eben niemand von meiner Abwesenheit wissen. Wie jedesmal, wenn ich lange vom Hause wegging, die lauernden Aufpasser verdummt wurden, so mußte auch dieses Mal wieder Verdummungspolitik betrieben werden, um die Leute über meine Abwesenheit zu täuschen. Das besorgte meine Frau währenddessen stets in gelungener



Bild 11.
Szene in dem
Felsengebirge.

Zu Kapitel 2.



Bild 12. Transportschiff auf dem Athabaskafluß. Zu Kapitel 1.



Weise, indem sie sich einfach in meinen Anzug steckte und sich entweder zu Fuß oder auf dem Pferderücken so weit in die Nähe der Häuser oder Menschen wagte, daß sie gesehen, aber nicht im Gesicht erkannt werden konnte. Da sie meine Kleidung trug, auch auf den Zentimeter mir an Größe gleicht, gelang die Täuschung immer vollkommen. Wir mußten eben mit allen Schlichen und Kniffen arbeiten, um uns von den ständig lauernden Aufpassern nicht in die Karten sehen zu lassen. Wenn ich nicht gleich den richtigen „Schlich" fand, dann half mir meine, durch die langjährige Verfolgung gerissen gewordene Frau sicher darauf. Ich hatte demnach Vertrauen in mich und meine Frau genug, um mir zu sagen, daß auch die vorgenommene Reise in das Salmonflußtal glatt verlaufen und inzwischen zu Hause nichts passieren würde. Die beiden Farmer erhielten meine Zusage, an der Besichtigung teilzunehmen.

Erst mußte jedoch die Ernte eingeheimst werden, und die Zwichenzeit bis zum Dreschen wurde für die Reise festgesetzt. Die beiden Farmer, die genau wußten, mit welchem Haß ich einzelner Reichsdeutscher in meinem Distrikt verfolgt wurde, und die mit uns Deutschen sehr sympathisierten, versprachen mir fest, niemandem etwas zu verraten, daß ich mit ins Salmontal ginge. Aber selbst wenn sie in ihrem Wohnort dem oder jenem etwas davon erzählt hätten, dann war ein Bekanntwerden meiner Absicht in meinem Distrikt so leicht nicht zu befürchten; sie wohnten zu weit ab.

Es war am 26. September abends, als ich mich mit dem Schweden und dem Norweger in Edmonton im Bahnhof der „Grand Trunk" traf, um von da aus bis Fort George zu fahren. Wir bestiegen den gut ausgestatteten und mit Polstersitzen versehenen Kolonistenwagen, wo die peinlichste Sauberkeit herrschte. Fruchtschalen, Obstreste, Papierfetzen und alle die Dinge, die man auf einigen anderen Linien im Kolonistenwagen den Boden und die Sitze bedecken sah, fand man hier nicht. Die Lederpolster waren gut, und das Rauchen in diesen Wagen war gestattet. Die ersten Stunden der Nachtfahrt verbrachten wir mit Rauchen und Gesprächen. Dann wurde die Sache lang-

weilig, und da uns die Nacht keinen Ausblick durch die großen Aussichtsfenster gönnte, taten wir das klügste, was wir tun konnten — wir streckten unsere Beine auf den Sitzen des nur mit wenigen Personen besetzten Wagens aus und schliefen dem Tag und einer besseren Aussicht entgegen. Je weiter uns der Zug dem Ziel entgegenführte, desto mehr hatten die zwei Maschinen zu keuchen, denn es gab doch ganz gewaltige Steigungen zu überwinden. Als es Tag wurde, konnten wir uns dank der oft recht langsamen Fahrt die immer romantischer werdende Gegend betrachten.

Streckenweise fuhren wir meilenweit nahe am Ufer des mächtigen Fraserflusses entlang, der eine wildromantische Landschaft durchschneidet. Hinter der Station Penny entschwand der Fraserfluß unseren Blicken. Die weit voneinander liegenden kleinen Stationen Lindup, Longworth und Hutton blieben nach stundenlanger Fahrt hinter uns, ohne daß wir den Fraserfluß wieder zu Gesicht bekommen hätten; erst kurz vor der Station Dewey tauchte er wieder auf. Eine beträchtliche Strecke fuhren wir wieder am Ufer entlang, kreuzten den Fluß kurz vor der Station Hansard und nach längerer, hochinteressanter Fahrt verließen wir den nun nach Nordwesten sich windenden Fluß, während sich die Bahnlinie nach südwestlicher Richtung hinzog. Dann fuhren wir nahe an mächtigen Seen vorbei, passierten die Stationen Aleza Lake, Newlands, Giscome und einige kleine Zwischenstationen, deren Namen ich nicht lesen konnte, weil der Zug dort teils durchfuhr oder nur einige Sekunden hielt, und gelangten nach der Station Willow-River, wo wir wieder auf den nun von Norden sich südwestwärts schlängelnden Fraserfluß stießen.

Eigentlich hatten wir an der Station Willow-River unser Reiseziel, den Salmonfluß, erreicht, denn nur eine kurze Strecke hinter der Station mündet der Salmon in den Fraser. Das hätte uns aber um den schönsten und interessantesten Teil unserer Bahnfahrt gebracht — nämlich die Strecke zwischen Willow-River und Fort George, wo die Bahn sich zumeist am Ufer des Fraser hinzieht und einen prächtigen Ausblick auf die gigan-

tischen Riesenberge, die dunklen Wälder und zerrissenen Schluchten gewährt. Zwar hinderte uns auf der Hinfahrt erneut die Nacht, uns die Naturschönheiten zu betrachten, aber wir wollten auch Fort George kennenlernen. Von dort aus konnten wir ja am Tage die Strecke nach Willow-River zurückfahren.

Infolge eines Maschinendefektes mußten wir aber mehrere Stunden in der Nacht auf freier Strecke liegen bleiben. Deshalb erreichten wir erst am 29. September, nachmittags 5 Uhr, Fort George. Diese „Stadt" ist, wie alle kanadischen oder amerikanischen Städte, gleich einem Pilz emporgeschossen. Der größte Teil der Häuschen bestand damals noch aus Baumstämmen, aber es gab auch sehr hübsch gebaute Häuschen und Gebäude in besserer Ausführung; sogenannte „Framhäuser", die aus Balkengestell mit speziell dazu gearbeiteten Bretterverkleidungen gebaut waren. In einem neuen Lande und in einem neu erschlossenen Distrikt ist das nun einmal nicht anders; jeder sucht so schnell als möglich unter Dach und Fach zu kommen.

Im großen und ganzen machte Fort George keinen üblen Eindruck, trotzdem es erst anfing, sich zu heben. Dazu trug die Landschaft das wesentlichste bei. Prächtig in den kolumbischen Bergen und am Fraserfluß gelegen, bietet die Stadt eine Zukunft. Von hier aus entwickelt sich — und wird sich in späterer Zeit noch mehr entwickeln — die Erschließung eines gewaltigen Teiles von Britisch-Kolumbien. Auch wenn man als nüchterner Beobachter der Sache neutral gegenübersteht, muß man in aller Ehrlichkeit sagen, daß Fort George später eine große Zukunft hat. Diese Zukunft beruht — und muß sich auch stützen — auf Einwanderung arbeitsfreudiger Kräfte und auf mitgebrachtes Kapital. Der Landpreisschwindel steht demnach in höchster Blüte und manches „Greenhorn" trägt dort an Landspekulation sein gutes Geld zu Grabe. Ein Gerissener aber, der mit kühlem Kopf und kühlem Verstand vorgeht, jeden Cent, jedes Für und Wider genau abwägt, und der weiß, was er will, der hat alle Aussicht, in Fort George oder in der vielversprechenden Umgegend vorwärts zu kommen.

Nachdem wir uns im Fort bzw. in der Stadt zwei Tage herumgedrückt und uns mehrere Dutzend Grundstücksmakler — eine typische Erscheinung des ganzen amerikanischen Kontinents von Süden bis Norden — ergebnislos bearbeitet hatten, beschlossen wir, vor dem Aufbruch in das Tal des Salmonflusses noch die nähere Umgebung des Fort George zu besichtigen. Meine beiden Begleiter waren als kühl abwägende Nordlandmenschen mit mir der Meinung, daß man erst wägen müsse und dann wagen. Im großen und ganzen stützten sich die beiden Farmer auf mich und überließen es meinem Scharfsinn, hier herauszufinden, was echt und was unecht war. Ich setzte mich nun mit dortigen Regierungs- bzw. Landerwerbsstellen in Verbindung, die mir einen ganzen Stoß Reklame-Literatur in die Hände drückten und sich in zuvorkommendster Weise zu jeder Auskunft bereit erklärten. Alles war eben Propaganda; jeder, ob privat oder staatlich, suchte Ansiedler heranzuziehen, und die „fette Ente" war überall vorherrschend. Im Hotel machten wir uns an die Durchsicht der Reklame, um irgend etwas Brauchbares hervorzukramen. Alles dasselbe, nur mit dem Unterschied, daß manche Ente zu fett gemästet war. Wir warfen deshalb den Krempel in die Zimmerecke und beschlossen, am nächsten Morgen Fort George zu verlassen, aber nicht den Zug bis Willow-River zu benutzen, sondern die Strecke bis zum Salmonfluß zu Fuß zurückzulegen. Die Entfernung sollte ungefähr 15 Meilen (engl.) betragen, und es sollte ein verhältnismäßig guter Weg (trail) dorthin führen.

Am Morgen des 2. Oktober machten wir uns zu Fuß auf den Weg. Das Wetter war prächtig; die Nächte waren zwar schon recht kühl, aber die Tageswärme recht angenehm. Richtiges „Infanterie-Marschwetter". Wir trugen jeder ungefähr 40 Pfund im Rucksack, einschließlich der 8 Pfund schweren Schlafdecke, die wir gerollt und über den Rucksack geschnallt hatten. An Proviant hatten wir nur Brot, Biskuit, einige Fleisch- und Wurstwaren, Tee, Zucker und Kaffee mitgenommen. Auch fehlte in jedem Rucksack für den Notfall der Erschöpfung ein Schluck Feuerwasser nicht. Im Fort hatte man

uns gesagt, daß wir uns nur für einige Tage Lebensmittel mitnehmen sollten, denn wir würden auf unserem Marsch nach dem Salmonfluß auf verstreut liegende Ansiedler stoßen, wo wir Brot und dergleichen erhalten könnten. Auch im Tale des Salmon säßen schon mehrere Ansiedler; diese seien in der Mehrzahl „Germans". Was und wen die Kanadier alles mit „Germans" bezeichneten, wußte ich, und ich habe das auch in meinem ersten Band erwähnt. Ich war also in bezug auf die anzutreffenden „Deutschen" durchaus nicht optimistisch.

Als wir ungefähr eine Stunde gewandert waren — so in ruhigem Schritt, nicht hastend —, bereute keiner von uns, den Fußmarsch der Eisenbahn vorgezogen zu haben. In ruhiger Beschaulichkeit konnten wir die wildromantische gebirgige Landschaft genießen. Der nach dem Salmontal angelegte Pfad erwies sich anfangs ganz passabel, und wenn es auch mächtige Morastlöcher gab, so ließen sich diese von einem Fußgänger leicht umgehen. Mein Hauptinteresse, das ich an der ganzen Sache hatte, war auf den Wildbestand der Gegend gerichtet. Wir dachten selbstverständlich nicht daran, während unserer Besichtigungsreise die Jagd auf irgendwelches Getier auszuüben, trotzdem wir die Gewehre mitschleppten. Das geschah aus Gewohnheit, denn zum Umherkriechen in der Wildnis gehört nun einmal das Schießeisen. Die Umgegend des Fort George schien vom Standwild ausgeräubert zu sein, denn wir fanden bis einige Meilen nördlich des Forts nur vereinzelte Fährten von Schwarzwedelhirsch, Wolf und Coyote, die streckenweise den Pfad entlang gewechselt waren oder ihn gekreuzt hatten. Im weiteren Verlauf unseres Marsches an diesem Tage stießen wir mehrfach auf Ansiedlerhütten, deren Bewohner hier bereits Pionierarbeit zur Kultivierung anbaufähiger Landstellen leisteten. Die Leute, mit denen wir sprachen, waren von den Vereinigten Staaten heraufgekommen, kannten das harte Leben eines Ansiedlers aus dem amerikanischen Urwaldleben und klagten über sonst nichts als — Geldmangel, da hier nicht das geringste durch Arbeit zu verdienen sei. Das, was sie im Winter durch Pelzfang erworben, hatte bei weitem nicht für

die täglichen Bedürfnisse ausgereicht. Sie schlugen sich bei harter Pionierarbeit und unter vielen Entbehrungen eben so lange durch, bis sie das Elend satt bekamen und wieder dorthin zurückwanderten, wo sie Arbeitsgelegenheit und Lohn fanden.

Trotzdem wir uns nicht beeilt hatten, weil uns auf unserem Marsch manches Naturbild oder manche Wildfährte veranlaßte, einige Minuten zu verweilen, hatten wir bis zum Abend doch 10 Meilen (rund 17 Kilometer) zurückgelegt. Da wir es vorzogen, bei Mutter Grün zu übernachten, anstatt bei einem Ansiedler, machten wir gegen halb fünf Uhr nachmittags an einem sehr günstig gelegenen Platz, der dem Befund nach schon öfter als Lagerplatz gedient hatte, halt. Er lag am Fuße eines Bachufers und nur wenige Schritte vom Wasser entfernt; rundum dichter Wald von Mischhölzern. An trockenem Brennholz für das nächtliche Lagerfeuer war kein Mangel, und in einer Viertelstunde hatten wir so viel zusammengeschleppt, daß wir die ganze Nacht über reichten. Viel Arbeit mit dem Herrichten des Lagers hatten wir nicht. Wir hackten uns mit dem Waldmesser eine Anzahl grüner Fichtenzweige ab und schichteten diese als Matratze auf; darüber kam eine dicke Lage Laub, das an manchen Plätzen fußhoch lag. Die Rucksäcke dienten als Kopfkissen und die dicken Hudsonbay-Decken schützten uns während der kalten Nacht. Auch die Abendmahlzeit war schnell fertig. Sie bestand aus einem Stück Brot, einigen Biskuits, einem Stück Wurst und einem Becher Tee, den wir in einer leeren Sirupbüchse, die wir uns im Fort gefochten hatten, kochten. Der Wildnismensch braucht ja, während er wandert, so wenig zum Leben. Wir waren alle drei recht müde von dem beschwerlichen Marsch; denn den ganzen Tag über mit der Last auf dem Rücken und noch dazu auf holprigem Wege über Stock und Stein und durch zähe Morastlöcher strampeln, das siebenpfündige Gewehr noch extra im Arme — da tun auch einem strapazengewöhnten Mann abends die Knochen weh. Viel Federlesens wird da am Rastplatz nicht gemacht; jeder sucht so schnell als möglich zur Ruhe zu kommen. Unbekümmert um das nachts umherstreifende Raubzeug warfen wir uns sofort nach dem

Abendessen auf das Lager, zogen uns die Decken über den Kopf und — gute Nacht, gute Nacht schlaft wohl! — Bald „sägte" der erste, dann tat der zweite seine Schnaufer, das zu unseren Füßen brennende kleine Feuer sank in sich zusammen; da klappten auch mir die Augen zu.

Gegen Mitternacht erwachte ich infolge eines derben Fluchwortes und eines nicht gerade gelinden Stoßes, den ich an den Rücken erhielt. Ich war sofort ermuntert, ebenso unser dritter. Derjenige, der uns so unsanft geweckt hatte, war der Norweger. Er sagte, daß ihm etwas Eiskaltes, Nasses über das Gesicht gewechselt sei, das aber sofort verschwunden war, als er sich aufgerichtet habe. Daß der Norweger nicht geträumt hatte, bewies das tatsächlich feuchte und mit Schmutzstreifen überzogene Gesicht, als wir es im Schein der elektrischen Taschenlampe betrachteten. Wir leuchteten auch die nächste Umgebung des Lagers ab, konnten aber nichts Lebendiges entdecken. Hier und dort raschelte es wohl im trockenen Laub, das konnte aber ebensogut von Mäusen herrühren. Es gab da nur eine Erklärung — ein im Wasser lebendes Tier, Bisamratte oder Mink, war dem nur wenige Meter entfernten Bach entstiegen, um eine Landwanderung anzutreten, und der Zufall hatte das Tier über des Norwegers Zifferblatt geführt. Auch ein nächtliches Abenteuer, aber ungefährlich und humorvoll. Für eine Weile war an Schlaf nicht mehr zu denken. Die Nacht war auch recht kühl, das Feuer abgebrannt, und da taten wir das klügste, fachten das Feuer wieder an, kochten Tee, rauchten die Pfeifen und schwatzten einige Stunden, bis der Schlaf sich wieder meldete. Gegen drei Uhr legten wir uns wieder aufs Ohr, um bis zum Tagesanbruch — gegen 6 Uhr — noch zu rasseln.

Etwas nach 7 Uhr nahmen wir den Weitermarsch auf. Es stellte sich bald ein dicker, dunkler Nebel ein, der uns nicht weiter blicken ließ als höchstens 50 Schritte. Der Nebel hielt an und wurde manchmal derart dick und dunkel, daß wir nur wenige Schritte weit sehen konnten. Hätten wir nicht markierten Weg gehabt, dann wären wir, um uns nicht zu verirren, gezwungen gewesen, den Marsch so lange einzustellen, bis sich

der Nebel hob. Dadurch kamen wir um das Vergnügen, das landschaftlich interessante Bild in uns aufzunehmen. Unser Vergnügen bestand nur darin, auf dem Pfad nach Wild- und Raubwildfährten zu achten. An einer Stelle fanden wir einige Elchfährten, Wapitifährten überhaupt nicht, wohl aber mehrten sich die Fährten des Schwarzwedelhirsches und die Wolfsfährten. Bärenfährten ließen sich nicht feststellen. Nachdem wir unterwegs noch einmal gerastet und gefrühstückt hatten, erreichten wir nach 1 Uhr mittags den Salmonfluß unweit dessen Mündung in den Fraserfluß. Hier stießen wir auf eine kleine Ansiedlung, deren Besitzer einen „Stopping place" (Rasthaus) eingerichtet hatte. Auch dieser Mann, bei dem wir zu Mittag aßen und von dem wir uns die ersten zuverlässigeren Auskünfte über das Salmontal erbaten, war von den Vereinigten Staaten gekommen. Er erzählte uns, daß bereits einige Ansiedler, und zwar „Germans" im Tal seien und wir auf unserem Weitermarsch bald auf die Siedlerhütten stoßen würden. Auf eine Frage meinerseits, ob sich die Leute heimisch fühlten, gab er achselzuckend zur Antwort: „Das m ü s s e n sie eben, denn es ist nicht so leicht wieder abgewandert, wenn kein Geld an Hand ist. Und woher soll hier Geld kommen?" Ich: „Aber im Winter — der Pelzfang; der muß hier doch ergiebig sein?" Der Mann schüttelte den Kopf: „Es ist zu wenig hier und auch schon zu stark ausgeräubert, um vom Pelzfang leben und sich die Siedlung aufbauen zu können. Weiter oben, am Ursprung des Salmon, mag es ja noch besser sein." Ich: „Aber Wild gibt es doch hier noch genug und doch wohl auch Bären und Wölfe?" „Auch nicht so viel als man denken sollte, wenigstens nicht in dieser Gegend. Jump-Deer (Schwarzwedelhirsch) ist ja noch anzutreffen, auch noch einige Elche und hin und wieder ein brauner oder schwarzer Bär, auch ein Luchs. Wölfe und Coyoten gibt es öfter zu sehen. Es ist eben, bis auf eine Anzahl Meilen am Salmon entlang, unter dem Wild und den Pelztieren seit Jahren zu stark geräubert worden."

Die Aussagen des Mannes bestätigten mir, was ich bereits

aus den wenigen Wechselfährten auf unserem Marsch gelesen hatte. Es war jedoch nicht ausgeschlossen, daß es weiter oben am Salmon besser aussah.

In der Mittagsstunde hatte sich der Nebel etwas gelichtet und während wir noch im Rasthaus aßen, wurde das Wetter noch besser. Der Nebel hob sich, wir hatten einen Ausblick auf ungefähr 200 Meter im Umkreis, und die Sonne schien heute noch durchdringen zu wollen. Deshalb beschlossen wir, nach dem Essen wieder aufzubrechen und noch einige Stunden zu wandern. Bei einem dieser „Germans", die sich dort angesiedelt haben sollten, wollten wir übernachten und dabei Weiteres erfragen.

Als wir gegen halb drei Uhr wieder aufbrachen, sahen wir auch den Salmonfluß vor uns liegen, der an dieser Stelle ungefähr 100 Schritte breit war. Dann marschierten wir auf einem von den Ansiedlern notdürftig angelegten und notdürftig von Stümpfen und Rollsteinen geräumten „trail" weiter, der uns immer am Fluß hinauf durch dessen schmales Tal führte. Der Boden war hier gut; das sah man auf den ersten Blick an dem üppigen Bestand von Laubhölzern, und die Prüfung des Erdreiches zeigte uns tiefgründigen schwarzen Boden, stellenweise mit leicht-sandigem Lehm vermischt. An dem Boden war also nichts auszusetzen; nur der Umstand blieb, daß das Tal nur schmal zu sein schien und infolgedessen keine größeren Ackerbauflächen — nach amerikanischen Begriffen — in geschlossener Form lieferte, wie solche der Prärie- oder Flachlandfarmer gewöhnt ist. Den ersten Eindruck, den ich vom Salmontal hatte, war: Kleinbauernwirtschaft, Gartenbau, Obst- und Beerenbau, Geflügelzucht und wenig Großvieh, weil zu letzterem die natürlich wachsenden Futtermittel nicht ausreichten und der Anbau von zahmen Futtermitteln zuviel Land verschlungen hätte. Diese Auffassung wurde auch sofort von meinen Begleitern geteilt und später wurde es uns auch von einem dortigen Ansiedler — einem alten ehemaligen Präriefarmer — voll bestätigt.

Auf unserem Weitermarsch am Fluß entlang stießen wir

auch auf die ersten Ansiedlerhütten, deren Fenster und Türen aber zugenagelt und deren Erbauer jedenfalls wieder dorthin zurückgekehrt waren, wo sie Erwerb hatten. Aber auf dem ganzen Wege sahen wir mit Ausnahme eines „mausenden" Wolfes, der bei unserem Anblick sofort verschwand, nicht ein einziges Stück Wild. Dagegen sahen wir am Fluß, der sich oft bis zu 40 Meter verengte, massenhaft Fische aller Arten. Kurz vor Eintritt völliger Dunkelheit erreichten wir ein bewohntes Siedlerhaus, dem sich mehrere primitive Blockgebäude als Ställe und Remisen anschlossen. Stimmen eines Mannes und einer Frau drangen zu uns herüber, und was sie sprachen, war in deutschen Mutterlauten. Die Siedlung lag einige hundert Schritte abseits vom Fluß und zeigte stellenweise ebene Ackerbauflächen von 40 bis 60 Morgen, die teilweise schon urbar gemacht waren, teilweise noch in Räumungsarbeit standen. Es schien uns, als ob weiter nach dem Ursprung des Salmon zu sich dieses Tal verbreiterte, auch ging das bergige Gelände rechts und links des Flusses mehr ins hügelige über.

Vom Flußufer abbrechend, gingen wir über ein Ackerstück direkt auf das Siedlerhaus zu, wo uns die Hunde bald eräugten und Lärm schlugen. Infolgedessen beeilten sich die Bewohner, vor dem Hause aufzumarschieren und nach den drei Kerls, die da über den Neubruch angewackelt kamen, Ausschau zu halten — ein Mann, eine Frau, ein größerer Bengel von ungefähr 20 Jahren und noch ein halbes Dutzend jüngere Göhren. Kein Wunder, wenn der Ansiedler auf seinem Lande schon soweit vorgeschritten war; viele Hände, und seien es nur fleißige Kinderhände, machen ein Viel, vereinte Kräfte führen zum Ziel.

Trotzdem ich wußte, eine deutschsprachige Familie vor uns zu haben, grüßte ich mit englischen Worten und gab mich vorerst überhaupt nicht als Deutscher zu erkennen. Schon der erste Blick auf die Familie sagte mir, welche Art „Germans" ich vor mir hatte — deutsch-russische Mennoniten! Jeder Leser meines ersten Bandes (In kanadischer Wildnis) weiß, welch trübe Erfahrungen wir Reichsdeutschen während des Weltkrieges mit den in Kanada lebenden Deutsch-

Russen gemacht und welch Urteil ich über die Mehrzahl dieser gefällt habe, und daß ich auch d i e s e m Ansiedler deutschrussischer Herkunft anfangs nicht gerade sympathisch gegenüberstand, kann mir niemand verdenken.

Nachdem wir der Familie mit einigen Worten erklärt hatten, daß wir uns auf „Landjagd" im Salmontal befänden, und wir gefragt hatten, ob wir hier übernachten könnten, wurde uns in der gastfreundschaftlichsten Weise Tür und Tor geöffnet. Gastfreundschaft wird ja unter den Ansiedlern immer hochgehalten, aber hier wurden wir ganz besonders freundlich und herzlich eingeladen. Wir wurden in das Haus geführt, jeder war behilflich, uns die recht schwer gewordenen Rucksäcke abzunehmen, dann wurde uns die Küche zur Verfügung gestellt, wo wir uns waschen konnten. Hausfrau und Kinder flogen hin und her, um uns eine warme Abendmahlzeit zu bereiten, und der Sohn mußte einen kleinen Nebenraum mit einigen Bunden Heu versehen, die uns als Lagerstätte dienen sollten. Das ging alles so schnell vor sich, daß man den in tiefster Einsamkeit und Abgeschiedenheit lebenden Leuten die Freude anmerkte — Freude darüber, daß wieder einmal anständige Menschen bei ihnen einkehrten, mit denen sie sich einige Stunden unterhalten konnten, so daß sie die geisttötende Einsamkeit der Wildnis für eine Weile vergessen durften.

In überraschend kurzer Zeit hatte die Farmersfrau für uns und die ganze Familie das Abendessen hergerichtet, das nach vorangegangenem Gebet seitens des Hausvaters fast schweigend eingenommen wurde. Nach dem Abendessen mußten die Kinder bis auf den ältesten Sohn und ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren sofort ins Bett, während wir uns mit den Leuten über das Salmontal unterhielten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den deutsch-russischen Mennoniten als einen ehrenhaft denkenden Menschen kennen, der in ehrlicher und offener Weise uns Fremdlingen Aufschluß über die Lebensmöglichkeiten eines Ansiedlers in diesem Tal gab, die Schatten- und Lichtseiten erklärte und uns in stundenlanger Erzählung ein Bild gab, auf welche Weise er mit seiner zahlreichen Familie in dieses gott-

verlassene Tal gekommen sei. Um dem Leser vor Augen zu führen, durch welche verderbliche Propagandamittel skrupellose Gesellschaften und geldhungrige Agenten sogar erfahrene, aber vertrauensselige alte Farmer in eine gottverlassene Ecke locken, nur um Geschäfte dabei zu machen, will ich versuchen, so wahrheitsgetreu wie möglich die Ausführungen des mennonitischen Ansiedlers wiederzugeben.

Demnach hatten bereits im Frühjahr 1914 verschiedene Landspekulanten und Landgesellschaften, hinter denen offensichtlich die behördlichen Einwanderungsstellen standen, eine großangelegte Propaganda für den mittleren Teil von Britisch-Kolumbien gemacht. Diese Propaganda hatte sich vornehmlich in den Vereinigten Staaten, sowie unter den Farmern der Prärieprovinzen Saskatchewan und Manitoba (Kanada) leicht anbringen lassen. Die Gesichtspunkte, von denen diese „Taktik" ausging, waren mehrfache. Soweit die Vereinigten Staaten in Betracht kamen, waren d i e Gesichtspunkte angezogen worden, daß der amerikanische Farmer infolge der ganz faulen Wirtschaftslage kurz vor dem Kriege das amerikanische Farmerleben satt hatte, aber doch gewöhnlich über beträchtliche oder so viel Geldmittel verfügte, daß er diese auf den kanadischen Bahnen verfahren und mit dem Rest sich in dem gepriesenen Britisch-Kolumbien ankaufen und notdürftig neu einrichten konnte. Die g r ö ß e r e Freiheit in Kanada gegenüber den Vereinigten Staaten wurde bei dieser Propaganda ganz besonders hervorgehoben. Und das war für den Amerikaner in seinem überfüllten Lande ein wichtiger Gesichts- und Anziehungspunkt. Fast in der gleichen Weise verfuhr die Propaganda mit den Farmern in den kanadischen Prärieprovinzen Saskatchewan und Manitoba. Dort herrschte unter den Farmern infolge fast alljährlicher Mißernten durch Trockenheit, Frost und sommerliches Unwetter schon lange tiefe Niedergeschlagenheit und Abwanderungslust. Aber während die amerikanischen Farmer Kanada als das „Land ihrer Zukunft" ansahen, zog es im Gegenteil die abwanderungslustigen Elemente der Provinzen Saskatchewan und Manitoba nach den

Vereinigten Staaten und südlicheren Ländern. Diese Abwanderung aus Kanada paßte den Behörden und kanadischen Landspekulanten nicht. Die Geldsummen, die die halbbankerotten Farmer und finanziell noch besser Dastehenden immerhin noch aus Kanada hinausnehmen wollten, mußten im Lande bleiben; richtiger gesagt die „Aasgeier", Spekulanten und Bahngesellschaften, wollten den letzten Rest des geretteten Geldes in ihre eigenen Taschen stecken. Über das „Wie" ist sich jeder dieser „Aasgeier" sofort klar — Riesen-Reklame! „Erstklassiges Ansiedlungsland! Spottbillige Baugelegenheit! Riesenfrüchte und Riesenernten zu erzielen! Bequeme Verbindung des Siedlungsdistrikts zu Wasser und zu Land! Kommt und seht euch das Land an! Ihr werdet sofort kaufen und in einigen Jahren zum Wohlstand gelangt sein!" usw. —

Eine derartige Reklame zieht immer bei den Dummen oder Halbverzweifelten; das Interesse an der neuen Siedlungsgegend ist damit geweckt. Der Agent, der als Strohmann dieser Aasgeier vorgeschoben ist, erhält alsbald Hunderte und Tausende von brieflichen Anfragen. Sofort erfolgt die Antwort, „daß bereits so viel Land in der »neuen Siedlung« aufgenommen bzw. verkauft worden ist, daß der Agent nur raten kann, schnellstens zu kaufen, ehe das letzte und beste Stück Land vergeben ist". — Es wird dann noch hinzugefügt, daß an diesem und jenem Tage im neuen Siedlungspunkt eine Ausstellung landwirtschaftlicher und gärtnerischer Erzeugnisse stattfindet; alles, was ausgestellt ist, sei „seit Jahren auf Probeländereien" in dem betreffenden Distrikt gezogen worden.

Und die Dummen und Leichtgläubigen opfern ihr gutes Geld für die lange und „verbilligte" Bahnfahrt, scharen sich an einer vorher vom Agenten bestimmten Treffstation um den Agenten und eine Anzahl „Landsucher-Führer", jeder verproviantiert sich für schweres Geld auf längere Zeit, hockt den Krempel auf den Buckel und keucht einen langen Weg durch die Wildnis bis zu dem „erstklassigen" Siedlungspunkt. Dort ist bereits ein größeres Blockhaus errichtet, wo die Landsucher übernachten, essen, sich mit Tagesproviant versehen können und dafür

Wucherpreise bezahlen dürfen; z. B. ein Ei 30 Cents, ein Pfund Brot oder Mehl 30 Cents usw. In demselben Hause befindet sich gleichzeitig die „Ausstellung der Riesenfrüchte", die „seit Jahren hier gezogen worden sind". Da findet man tatsächlich den prächtigsten Weizen, Hafer, Gerste mit den größten und körnerreichsten Ähren, die man jemals gesehen hat. Da sind Kartoffeln von mehreren Pfund im Gewicht pro Stück, Riesengartenfrüchte und allerhand Dinge von überraschender Größe. Und wirklich ist jeder, der den Schwindel nicht kennt, überrascht. Nach der Besichtigung der Ausstellung geht es auf das Stück Land, wo diese „Proben" gewachsen sind. Eine kurze Prüfung ergibt, daß der Boden „Gold wert" ist. Auch in der weiteren Umgebung ist der Boden gut. Das genügt den Halbverzweifelten. Hoffnungsfreudig zahlt er den ersten Obolus — gewöhnlich 10 Prozent des Gesamtwertes der Farm — an. Der Rest ist innerhalb 10, 15 oder 20 Jahren abzuzahlen und zu sechs oder mehr Prozent zu verzinsen. Das hört sich nicht gefährlich an, ist es aber im höchsten Grade, denn woher soll der Ansiedler jedes Jahr die Rate abbezahlen und wovon soll er jährlich so an 200 Dollar und mehr Zinsen nehmen, und wovon soll er das wilde Land aufbauen? Und wovon leben und sich kleiden? Das Rätselraten beginnt erst, wenn der Ansiedler auf den Leim gegangen ist. Und daß die meisten darauf hopsen, dafür sorgt schon die Zungenfertigkeit und Gerissenheit des Agenten, der ein gutes Geschäft mit jedem Leimvogel macht.

Doch wieder zurück zu den „Riesenfrüchten" in der Ausstellung. Wo sind diese gewachsen? Überall in bereits kultivierten Ackergegenden! Da und dort werden bei den Farmern ganze Bündel von ausnahmsweise großen und körnerreichen Ähren sowie anderen Feld- und Gartenfrüchten gesammelt und in die neue Siedlungsgegend zum Zwecke der „Ausstellung" und als Lockmittel gebracht. Und das „Probeland" (Versuchsland), auf dem die ausgestellten Riesenfrüchte angeblich gewachsen sind, hat diese Früchte nicht hervorgebracht. So wird durch Schwindel derjenige eingeseift, der sich darin nicht auskennt, derjenige, der zu leichtgläubig und schlafmützig war,

um einmal einen tiefen und scharfen Blick hinter die Reklame zu tun.

Doch weiter! Unser gastfreundlicher Mennonit erzählte uns, daß schon im Frühjahr 1914 eine derartige Riesenreklame eingesetzt hatte, um das damals noch ohne Bahn tief in der Wildnis liegende Fort George (das heutige Prinz George) zu bevölkern. In den glühendsten Farben wurde auf das „rapide Wachsen" der Stadt hingewiesen und die „besten" Farmgelegenheiten in deren Umgegend in das hellste Licht gerückt. Der Erfolg blieb auch nicht aus, trotzdem keine Bahn nach dort führte. Viele gelüstete es, sich die Geschichte anzusehen und mancher trug sein gutes Geld dorthin, kam mit knapper Not wieder zurück, aber völlig „blank", und freute sich, wenigstens noch das Leben gerettet zu haben, denn gar viele kamen *nicht* mehr zurück; ihre Knochen bleichen in der Wildnis. Damals mußten diese Leimvögel noch von der kanadischen Pacific-Bahn aus ihre aufreibende Reise über das Karibu-Gebirge antreten und alles, was sie brauchten, auf dem Rücken mitschleppen, denn die Grand Trunk Eisenbahn nach Fort George ist erst in der letzten Kriegszeit fertiggestellt worden. Die Fußreisenden haben schwere Strapazen erlitten und viele harte Kämpfe mit wilden Tieren ausgefochten; nicht minder auch mit räuberischen Menschen, die den Landsuchern auflauerten, sie überfielen und beraubten, wodurch mancher ums Leben kam.

Auch unser Mennonit hatte den Marsch nach Fort George im Frühjahr 1914 ins Auge gefaßt gehabt, hatte aber im letzten Augenblick von einer ihm befreundeten Stelle den guten Rat erhalten, ruhig auf seinem Lande in der Provinz Manitoba sitzen zu bleiben, sich das Geld zu sparen, *da es bald Krieg gäbe*. Der Mennonit war über diese Krieg-Vorhersage ganz erstaunt gewesen, weil doch die ganze Welt anscheinend im tiefsten Frieden schlief. Er hatte die „befreunde Stelle" gefragt, woraus auf einen *nahen* Krieg zu schließen sei; darauf habe ihm „der andere" geantwortet, daß die Banken ganz plötzlich die Gelder zurückhielten, keine oder nur ganz geringe Kredite gewährten und daß er (die „befreundete Stelle" nämlich) ganz

genau wisse, daß die kanadische Regierung im geheimen sich auf Krieg „einstelle". (Anmerk. des Verfassers: Also wohlgemerkt — schon im Frühjahr 1914 wußten gewisse Stellen aus Bankkreisen von der Kriegseinstellung der kanadischen Regierung. Stellte Deutschland sich nicht erst auf den Krieg ein, als alle Versuche Deutschlands, einen Krieg zu vermeiden, fehlschlugen? Wo bleibt die Kriegsschuldfrage?)

Doch weiter in der Erzählung des Mennoniten: Im Jahre 1915 wurde erneut eine Riesenpropaganda für den Fraserdistrikt, in dem Fort George liegt, gemacht, und zwar von einem ehemaligen Farmer aus der Hungerprovinz Saskatchewan, einem gewissen K . . . .r, deutscher Abkunft. Dieser propagierte zumeist unter den Deutschsprachigen in den Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta, und veranlaßte durch seine übertrieben günstigen Beschreibungen eine ganze Anzahl derjenigen Farmer, die — vornehmlich in der Hungerprovinz Saskatchewan — die Prärie zum Ekel satt bekommen hatten, in das von ihm so hochgelobte Land abzuwandern. Die Flüche und Verwünschungen, die diese Geleimten nach ihrer Ankunft mit Sack und Pack und Kind und Kegel auf ihn regnen ließen, werden sich wohl kaum in Segenssprüche verwandelt haben. Denn später kam es zutage, daß K. ein Agent der Aasgeier war, der im guten Sold der letzteren stand. Ehe aber K. von seinen deutschsprachigen Landsleuten als bezahlter Zutreiber der Aasgeier entlarvt wurde, gelangte er noch zur Ausführung erneuter Propaganda; diesmal für das Salmonflußtal, denn die Begeisterung für Fort George und dessen nähere Umgegend hatte sich infolge der trostlosen Aussichten, die die Gegend zum Vorwärtskommen bot, und infolge der gänzlichen Verarmung der dorthin Zugewanderten mit einem Male verflüchtigt. Also suchte der später als Zutreiber entlarvte K. nach einer neuen Ansiedlungsgegend. Von den Aasgeiern und der Bahngesellschaft, die K. mit Freifahrtscheinen ausrüstete, aufs beste unterstützt, suchte er das Salmonflußtal auf, fuhr darauf wieder auf Kosten der Bahngesellschaft in die Prärieprovinzen und brachte durch seine Schwindelreklame eine ganze

Anzahl von Familien zum Abwandern nach dem Salmonfluß. Unter diesen befand sich auch unser Mennonit. Er erzählte, wie entsetzt die meisten Familien gewesen waren, als sie im Salmontal ankamen, wo es sonst nichts gab als harte, aufreibende Arbeit bei völliger Aussichtslosigkeit zum Vorwärtskommen. Wer noch genügend Geld besaß, um dem Elend zu entfliehen, schleppte mühselig Sack und Pack und Kind und Kegel wieder zur Bahn und fuhr wieder dorthin, wo er hergekommen war. Unser Mennonit hatte nicht zurückfahren können aus Mangel an Geld. So war er mit seiner starken Familie dortgeblieben, und da er in seinem Sohn und anderen halberwachsenen Kindern fleißige Hilfe hatte, wurde die Ansiedlung begonnen. Später hatte ihm ein vermögender Glaubensbruder mit einem ansehnlichen Darlehen unter die Arme gegriffen, das es ihm ermöglicht hatte, sich ein paar Pferde und sonstige Haustiere anzuschaffen. Nun wollte er den Aufbau seiner Farm vollenden; was er in Zukunft tun würde, ob hierbleiben oder gelegentlich an einen anderen Ansiedler verkaufen, das wußte er selbst noch nicht.

Soweit gingen also die Ausführungen des Mennoniten, die den Schweden und den Norweger nicht gerade begeisterten. Wir erfuhren noch, daß das Tal sich am Flusse aufwärts an manchen Strecken bis zu zwei englischen Meilen verbreitert und daß ebenso der Fluß an manchen Stellen eine ziemliche Breite hat. Jedoch erklärte uns der Farmer, daß an solch breiten Talstellen wenig Aussicht für Getreide- und Gemüsefarmerei bestehe, da es dort mitten im Sommer öftere und stärkere Fröste gäbe; der einzige Farmbetrieb sei dort die Vieh- und Pferdezucht sowie Schafzucht. In bezug auf Wild erklärte er, daß davon ja allerhand anzutreffen und daß auch der Fischreichtum des Flusses sehr gut sei. Von Pelztieren habe er nicht viel Kenntnis, aber Wölfe und Coyoten gäbe es manchmal reichlich.

Bis in die späte Nacht hinein saßen wir und hörten den einfachen und ehrlich gemeinten Ausführungen unseres Wirtes zu. Er wußte noch immer nicht, daß er in mir einen Deutschen vor sich hatte, und erst als wir uns schlafen legen wollten, gab ich

ihm die Hand und sprach ihn mit deutschen Worten an. Nun war die Freude groß, und anstatt mich mit dem Schweden und Norweger ins Heu zu schieben, ließ ich die beiden abziehen und blieb noch eine Weile mit den Familienmitgliedern zusammen. Als wir dann endlich zur Ruhe gingen, hatte ich die Herzen der braven mennonitischen Familie gewonnen, und wir wurden nun erst recht eingeladen, die Nächte, die wir dort am Salmon weilten, in der Familie zu verbringen.

Am nächsten Morgen machten wir drei uns zu einem Streifzug am Flusse entlang auf. Der Morgen war — noch dazu in der Nähe des Flusses — sehr kühl. Wir stießen auf Waldflächen, die vor sehr langer Zeit vom Feuer vernichtet worden waren, und zwischen den am Boden liegenden vermorschten Stämmen wuchs eine neue Generation von Pappeln, Espen und Weiden heran. Wir sahen auch große Stücke Kahlgelände, meistens Hügel und Höhenzüge, die sich aber noch weniger zum Ackerbau eigneten; denn der Boden bestand zumeist aus einer weißlehmigen Masse, untermischt mit großen Steinquadern und überhaupt mit viel Steinen. Dieser Boden wird schon nach mehrtägigem trockenen Wetter hart wie Zement, das darauf gesäte Getreide bleibt ganz dünn im Halm und so niedrig, daß es beim Schneiden nur „Spitzen" liefert und nach dem Trocknen mit dem Rechen zusammengekratzt werden muß. Die Vegetation auf diesen großen Kahlhügeln bestand aus Steinmoos, zwischen dem einiges Gras sproß, sowie aus Brombeergerank und kümmerlichem, kniehohem Haselgebüsch. Man hätte auf einem solchen Platz von 160 Morgen nicht eine Ziege füttern können. Hingegen stießen wir in der Talmulde wieder auf Stellen, wo kräftiges, hohes und dichtes Gras wuchs, das aber auf einer Farm durchaus nicht ausreichte, um die Arbeitstiere das ganze Jahr hindurch zu füttern. Um hier Viehzucht, auch nur in kleinem Maßstabe zu treiben, mußte Gras angebaut werden, und das Land dazu verschlang voraussichtlich den weitaus größten Teil der anbaufähigen Bodenfläche. Überall, wohin wir im Salmonflußtal auch kamen, fanden wir unseren ersten Eindruck bestätigt; nämlich — Kleinbauernbetrieb, der den

Farmer und dessen Familie trotz schwerster Arbeit nur von der Hand in den Mund leben und ihn aus Schulden nicht herauskommen ließ.

Meine beiden Begleiter hatten sich angesichts der Sachlage schon darüber geeinigt, auf keinen Fall nach hierher abzuwandern. Am liebsten wären sie schon nach der zweiten Nacht, die wir bei den Mennoniten zugebracht hatten, wieder heimwärts gefahren. Da wir aber einmal hier waren, schlug ich vor, noch einige Tage hier zu bleiben und den Fluß aufwärts zu wandern, bis zu seinem Ursprung, uns die Gegend dort zu besehen und dabei nach Wild Ausschau zu halten. Wenn wir auch nicht jagen wollten und auch, weil wir für Britisch-Kolumbien keinen Jagdschein besaßen, nicht jagen durften, konnte es doch immerhin möglich sein, daß wir auf ein Stück Raubwild zu Schuß kamen. Mir lag auch viel daran, mich über den Wild- und Pelztierbestand weiter nach Norden zu unterrichten. Wir hatten bisher noch kein Stück Hochwild oder Großwild zu Gesicht bekommen, trotzdem wir viele lichte Waldbestände und übersichtliches Gelände fanden. Fährten von Elch und Hirsch fanden wir allenthalben, aber bei weitem nicht so viel wie im Norden Albertas. Erst am dritten Tage unseres Umherstreifens stießen wir auf einen wildreichen Distrikt, wo wir bald da, bald dort Elche und Hirschwild sahen, die wir aber nicht störten.

Was uns ferner auf unseren Streifzügen am Salmonfluß auffiel, das waren dessen viele Zuflüsse, die er rechts und links seines Laufes erhielt. Fortwährend stießen wir auf Bäche und größere Wasserläufe, die sich in den Salmon ergossen. Ich stellte auch fest, daß weiter nördlich noch ein gut Teil Pelztiere vorhanden waren. Der Bestand hielt aber nicht im entferntesten einen Vergleich mit Nord-Alberta aus. Das mochte einesteils seinen Grund in jahrelanger Ausbeutung haben, andernteils war meiner Beobachtung nach dieser Landstrich Britisch-Kolumbiens weniger für Pelztiere günstig. Es fehlten die großen Seengebiete des Flachlandes, des beliebtesten Aufenthaltsortes für Pelztiere. Wohl stießen wir auch am Salmon und dessen Umgegend auf

8*

Seen, Teiche und Wassertümpel, aber es war auch in diesem Punkte kein Vergleich mit Nord-Alberta.

Drei Tage waren wir nun im Salmontal umhergewandert, waren weit hinauf, dem Flußursprung entgegen, gekommen, hatten insgesamt 35 bis 40 Elche und ungefähr 30 Stück Schwarz- und Weißwedelhirsche — Weißwedel, in Britisch-Kolumbien anzutreffen, sind das ganze Jahr geschont — gesehen, hatten auch zwei Bärenfährten gefunden, die ziemlich frisch waren, insgesamt ein Dutzend Wölfe gesehen, ohne zum Schuß zu kommen, weil diese bei unserer Annäherung sich verzogen — hatten uns mit Interesse das zahlreiche Wasser- und sonstige Flugwild betrachtet und genug gesehen. Wozu wollten wir noch länger hier bleiben; wir konnten wieder abdampfen. Als wir abends bei unserem Mennoniten saßen, regte dieser an, daß wir mal über den Fluß setzen und uns auf der anderen Seite umsehen sollten. Diese war mehr bewaldet und zeigte bergigeres Gelände mit augensichtlich schmalen Mulden und Rillen. Derartiges Gelände wird vom Bär besonders bevorzugt, und der Farmer meinte, daß wir dort vielleicht Gelegenheit fänden, wenigstens einen Bären zu schießen, damit wir ein Andenken an das Salmontal mitnähmen. Der Farmer hatte sich ein Boot gebaut, und sein Sohn war schon mehrmals auf der anderen Seite gewesen, er selbst war aber noch nicht hinübergekommen. Auf einen Tag länger kam es nun nicht an. Wir gingen auf den Vorschlag des Farmers ein, und als es am andern Morgen hell genug war, machten wir das Boot fertig und ruderten nach der anderen Seite des Flusses, wo wir das Boot festlegten.

Schon die erste Viertelstunde nach Beginn unserer Wanderung in das „Innere" zeigte uns ein ganz anderes Landschaftsbild diesseits des Flusses. Abgesehen von einigen guten Anbauflächen fanden wir nur hohe Hügel und Höhenzüge mit schmalen Mulden, in denen sich eine ganze Anzahl kleinerer und größerer Teiche befanden. Auch der Wald war uriger, stellenweise undurchdringlich. Der Wildstand schien hier auch besser zu sein als jenseits des Flusses, und nachdem wir ungefähr eine Stunde weit in das Innere vorgerückt waren, sahen wir mehrere Rudel

Elche von 10 bis 23 Stück. Das war der erste gute Anblick, den ich im Salmontal genoß. Hirschwild war, wie die Fährten zeigten, ebenfalls in guter Zahl hier, und einige ältere und frische Karibufährten zeigten uns, daß sich auch von diesem scheuen Wilde noch einige Vertreter hier befanden. Bisamratten gab es reichlich; die vielen Bisamhaufen an den Teichrändern legten gutes Zeugnis dafür ab, und überall sahen wir die schädlichen Nager schwimmen. Wo viel Bisamratten, dort viel Füchse und Wölfe. Das ist eine alte Erfahrung. Es schien wirklich, als ob diese Seite des Ufers viel reicher an Wild und Pelztieren sei als die jenseitige. Eine Wolfssippe von neun Stück konnten wir recht lange beobachten, als diese bummelnd auf einem kahlen Höhenrücken entlangzog. Um wenigstens einmal einen Schuß abzugeben, krachten wir drei zugleich auf die unvernünftige Entfernung von über 300 Schritten auf die Rotte los; natürlich ohne Erfolg, denn die Körper der Tiere verschwanden im grauen Gelände hinter dem Büchsenkorn. Interessant aber war es, die Wirkung der Schüsse auf die Wölfe zu beobachten. Wir konnten deutlich sehen, wie nach den Schüssen zwei Wölfe eine Seitenflucht machten, einen Moment verhofften, und wie sich dann jeder auf eine gewisse Stelle stürzte und wie ein „mausender" Fuchs das Erdreich aufscharrte, während die anderen Wölfe verhofften. Die Erklärung für dieses Benehmen war leicht. Wahrscheinlich hatten zwei Geschosse in nächster Nähe der beiden Wölfe eingeschlagen und den Erdboden aufgewühlt — Neugierde, was hier in den Boden gefahren sei, mochte die Ursache sein, die die beiden Wölfe veranlaßte, die Einschlagstellen aufzuscharren. Der Knall der Schüsse schien auf die Rotte weniger Eindruck gemacht zu haben, wiederum ein Zeichen, daß hier das „Feuerrohr" noch nicht zu oft seine Stimme hatte erschallen lassen. Da die Wölfe anhaltend scharrten und sich noch einige andere zu den Scharrenden heranmachten, wurde noch eine Salve losgeballert und diesmal mit Erfolg. Die Gruppen stoben auseinander, bis auf einen, der sich am Boden hin und her schnellte. Wer von uns dreien getroffen hatte, war egal — einer lag! Wir beeilten uns, hinzukommen, in der Hoffnung,

die über den Höhenrücken verschwindenden Wölfe in der dahinterliegenden Senkung noch einmal beschießen zu können. Als wir bei dem inzwischen verendeten Wolf ankamen, rannten wir zuerst über den Höhenrücken hinaus, nach den Wölfen Umschau haltend. Leider dehnte sich in der Senkung dichtes Weiden- und sonstiges Gestrüpp aus, in dem die hochläufigen Räuber verschwunden waren. Der Gestreckte, ein „heuriger", war durchaus keine Trophäe zu nennen. Abgesehen von dem noch schlechten Balg, war dieser durch den Schuß — weidwund, etwas spitz von hinten mit Ausschuß Lungengegend — derart von dem Kupfer-Nickelmantelgeschoß zerfetzt, daß zwei faustgroße Löcher vorhanden waren. Immerhin — wir nahmen ein Andenken von hier mit. Auch durch wessen Kugel der Wolf sein Leben verloren hatte, ließ sich nicht feststellen; denn wir schossen alle drei e i n Kaliber: die beiden Farmer Kal. 32 Winchester (Nickel-Kupfer-Mantelgeschoß), und ich schoß notgedrungen dasselbe Geschoß aus meinem Mauser, Kal. 7,9 mm (Kal. 32 = 7,95 mm). Doch der Wolf sollte abgebalgt werden, und zwar von dem, der ihn zugesprochen erhielt. Ich schlug vor, zu losen. Die beiden Farmer verzichteten auf das Los und sprachen mir einstimmig den Wolf zu. Ich wußte, weshalb sie es taten — sie scheuten sich, den zerrissenen Kadaver, dem die Eingeweide durch den Ausschuß hingen, anzugreifen. Abwehrend, schlug ich nochmals ein „Plebiszit" nach Wilsonschem Abstimmungsmuster vor. Vergebens! Der Wolf bleibt mein. Nun denn — Nicker heraus und los! Eins, zwei — die „Hosen" frei! Ruck, ratsch — mit e i n e m Zug die „Jacke" bis zu den Ohren runtergezogen, dann mit Galoppschnitten den Schädel abgeschält, den Balg zusammengerollt und in den Rucksack. Good bye! Mit einem mächtigen Fußtritt flog der Kadaver die Lehne hinab.

Weiter ging die Wanderung in das Innere. Im großen Bogen nach Osten ausholend, wandten wir uns — der schönen Aussicht wegen zumeist die Höhenzüge benutzend — allmählich nach Norden. Überall fanden wir zahlreiche Wildfährten aller Arten, aber der von uns gewünschte Bär ließ sich nicht blicken, obwohl

wir einige frische Fährten dieser brummigen Gesellen fanden. Als wir im Begriff standen, einen ausgedehnten Windbruch zu umgehen, wurde es plötzlich in dem Wirrwarr gestürzter Bäume allerorts lebendig. Gleich am Anfang des Bruches erhoben sich mehrere Elche, unter denen ein kapitaler Schaufler derart meine Blicke fesselte, daß ich gar nicht darauf achtete, was die anderen Elche „auf" hatten. Das Rudel brach sofort flüchtig durch den Wirrwarr des Bruches in dessen Inneres, und das gewaltige Krachen des Dürrholzes alarmierte den ganzen Bruch. Überall sahen wir die massigen dunklen Körper der Elche durch den Wirrwarr flüchten, und auch mehrere Rudel Hirschwild konnten wir flüchtig wahrnehmen. Donnerwetter, war das ein guter Anblick! Hier war eine ausgezeichnete Wildecke, und ich wünschte nur, daß Jagdzeit und wir im Besitze eines Jagdscheines der Provinz gewesen wären, dann hätten die gewaltigen Schaufeln des Kapitalen meinen Wigwam geschmückt. So standen wir alle drei da wie die Topfstricker, denen der Draht ausgegangen ist.

Als wir dann den Windbruch seitwärts gelassen hatten, sahen wir in einer Mulde nochmals fünf Elche, bei denen ebenfalls ein sehr guter Schaufler stand. Hier war jedenfalls noch nicht oder erst einige Male gejagt worden, sonst wären die Rudel vorsichtiger gewesen und sie hätten uns — die wir nicht gerade lautlos uns bewegten — nicht bis auf Schrotschußnähe ankommen lassen. Später stellte ich an einem schmalen, mit uralten und fauligen Weiden bestockten Wasserlauf ungewöhnlich viel Baue, Röhren und Rutschen des Mink (Nerz) fest, und daß dergleichen Röhren dem Fänger auch andere kostbare Beute lieferten, daran war kein Zweifel. Auch Biberbaue fanden wir, und Bisamratten gab es überall. Ein Fänger, der sich nicht gerade darauf versteifte, nur wertvolle Füchse zu erbeuten und sich mit kleinem Pelzwerk und einigen Wölfen zufrieden gab, konnte hier immerhin gute Beute machen. Und daß hier der Luchs nicht fehlte, bewiesen die Kletterzeichen, die wir hin und wieder an Bäumen fanden. Wenn wir den letzten Tag, den wir hier oben verlebten, auch nicht mehr zum Schuß auf ein Stück

Raubwild kamen — mit Ausnahme des Wolfes — kehrte ich dennoch hochbefriedigt über das Gesehene in unser Quartier zurück.

Noch einen interessanten Fund möchte ich erwähnen. Als wir, dem Laufe des Flusses folgend, wieder in unser Quartier zuzückkehrten, stießen wir auf große Gruppen — ich könnte es Remisen nennen — von Holunderbäumen. Diese waren derart mit kohlschwarzen Beeren behängt, daß ein einziger Baum wohl an 20 Zentner geliefert hätte; Trauben von unglaublicher Größe und im Gewicht von 10 Pfund waren zumeist vorherrschend. Das mag manchem Leser als übertrieben oder gar als „Latein" scheinen, es ist aber volle Tatsache. Derjenige, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich eben keine oder nur eine geringe Vorstellung davon machen. Um einen Begriff davon zu haben, will ich nur anführen, daß die Blütendolden bis zu einem halben Meter im Durchmesser aufweisen. Dementsprechend ist auch der Wuchs des Baumes, der — im Gegensatz zu unserem heimischen Holunderstrauch — ins Riesige geht. Leider dürfte sich der kanadische Holunder nicht zur Anpflanzung in Deutschland eignen, da er wohl sehr strenge, aber nur trockene Kälte verträgt. Die feuchte oder sogenannte Glatteiskälte macht ihn tot.

Großes Interesse — vom jagdlichen Standpunkt aus — erweckten in uns auch die massenhaften Buschhühner, die in den Holunderbüschen steckten oder im Gezweig saßen und die Beeren ästen. Sie blieben so ruhig sitzen, daß wir die untersten mit dem Stock erlegen konnten, wenn wir es nötig gehabt hätten. Auf einem einzigen Ast zählten wir allein 16 Stück, unter denen wir hindurchkrochen, ohne daß auch nur ein Huhn abgestrichen wäre.

Als wir mit unserem Boot wieder am jenseitigen Ufer anlegten, fing es bereits an zu dämmern. Der Sohn des Farmers erwartete uns am Bootsplatz und sagte uns, daß er heute am Fluß beobachtet habe, daß der „Salmon" (Lachs) sehr stark ziehe. Infolgedessen wollten er und sein Vater heute Abend fischen, teils mit dem Senknetz, teils mit dem Speer. Wir

könnten heute Abend noch frischen Salmon essen. Das war eine gute Nachricht, besonders für mich als passionierten Fischer und Fisch-Esser. Im letzteren Punkte bin ich ziemlich unbescheiden, denn Fische sind mein Leibgericht, und der größte „Bengel" erscheint für mich noch zu klein, Hai- und Walfisch ausgenommen.

Selbstverständlich waren wir drei sofort mit bei der nächtlichen Fischerei. Der Farmerssohn hatte bereits mit den Pferden einen ganzen Haufen trockene Stangen und dürres Gesträuch an die zur Aufstellung des Senknetzes geeignete Uferstelle geschleppt, auch der „Dreibaum", an dem der lange Hebebaum mit dem Senknetz befestigt wurde, war schon aufgestellt. Es brauchte nur völlige Nacht zu werden, dann konnte beim hellen Feuerschein das Fischen und „Speeren" beginnen. Während wir drei schleunigst ins Farmerhaus gingen, um zu essen, ruderte der Farmerssohn das Boot an den Platz, wo gefischt werden sollte, denn es ist immerhin von Vorteil, wenn an einem größeren Gewässer ein Boot sofort zur Hand ist. Als wir mit dem schnell eingenommenen Abendessen fertig waren, kam auch der Sohn zurück. Es war inzwischen völlig Nacht geworden, so daß wir ohne weiteres Verweilen zum Fluß hinübergingen. Da der Farmer über eine ganze Anzahl Speere verfügte, nahmen wir jeder ein derartiges Mordinstrument mit. „Speeren" der Fische ist in Kanada zwar verboten, aber —.

An der Stelle, wo gefischt werden sollte, schob sich eine trockene Uferzunge ungefähr 3 Meter in den Fluß hinein. Auf dieser war der Dreibaum aufgerichtet. Von der Zunge aus flachte sich das Ufer allmählich zu einer tiefen Stelle im Wasser ab, und in diese wurde das an einer langen und kräftigen Stange befestigte Senknetz — letzteres ungefähr 150 Zentimeter im Quadrat — gesenkt. Diese Arbeit geschah beim Schein der Windlaterne. Als das Netz gestellt war, zündeten wir auf der vorstehenden Zunge ein Feuer an, nahmen die Speere zur Hand und warteten auf Lachse, die im seichten Uferwasser vorbeistrichen. Schon nach wenigen Minuten speerte ich einen gewaltigen Lachs, und auch der Schwede hatte einen fest. Der

Farmerssohn und der Norweger speerten nicht mit; sie standen am Ende des Druckbaumes, die Hände an das Druckende gelegt und „fühlend", wenn die Stange Stöße erhielt oder zitterte. Das war das „Signal", daß das sackähnliche Senknetz gut gespickt war. Auf einen Ruf des Farmerssohnes warfen wir die Speere beiseite, hingen uns alle vier mit einem Ruck an das in die Luft ragende Ende des Druckbaumes, hoben das Netz, in dem es gewaltig plätscherte und zappelte, hoch und schwenkten es an den Uferrand. War das ein Vergnügen! Vierzehn Lachse und eine ganze Anzahl anderer Fische, sowie ein großer Hecht von 14 bis 15 Pfund waren die Beute des ersten Zuges. Wir setzten das Netz sofort wieder ein, und während der zehn Minuten, während welcher wir es ruhig stehen ließen, speerte ich vier weitere Lachse und zwei große Hechte. Auch der Schwede speerte einige Hechte und Lachse. Als wir das Netz zum zweiten Male hoben, hatten wir wieder fünf Lachse und einige Hechte sowie eine ganze Anzahl anderer Fische im Netz. Und so ging es bis 10 Uhr abends. Dann sagte der Farmerssohn, daß die Menge der gefangenen Fische mehr als zureichend sei, um die zum Einmachen vorhandenen Gefäße zu füllen.

Während zwei von uns am Fischplatz blieben, das Netz und die ganze „Betriebsanlage" abbauten, gingen die anderen zum Farmhaus hinüber, nahmen einige Lachse zur sofortigen Zubereitung mit und kamen dann mit dem Gespann zum Fluß, um die Fische heimzuholen. Als wir mitten in der Nacht den gut zubereiteten Lachs schleckerten, tat es uns leid, daß wir nicht jeder einen Zentner davon mit nach Hause nehmen konnten. Wenn wir daheim auch massenhaft Fische hatten, aber „Salmon" gab es dort doch nicht oder höchst selten. Immerhin freuten wir uns, noch am letzten Abend unseres Aufenthaltes im Salmontal ein recht schönes Fischvergnügen mitgemacht zu haben.

Am nächsten Vormittag nahmen wir Abschied von der Mennonitenfamilie. So schwer diese auch finanziell zu kämpfen hatte, wiesen sie doch jede Bezahlung von uns mit dem Hinweis zurück, daß sie sich gefreut hätten, wieder einmal einige anständige Menschen um sich zu sehen und daß es ihre christliche

Pflicht sei, Gastfreundschaft zu bieten und den letzten Bissen mit dem Fremdling zu teilen. Das nahmen wir selbstverständlich nicht an und drückten der Farmersfrau beim Abschied ein angemessenes Geschenk in die Hand. Diese deutsch-russischen Mennoniten waren doch ein ganz anderer Schlag als die Mehrzahl jener Deutsch-Russen, die ich in meinem ersten Band so scharf brandmarken mußte.

Von meinen beiden Begleitern dachte keiner ferner daran, in das Salmontal abzuwandern. Ich gebe zu, daß die genannte Gegend später, wenn die Verkehrswege besser ausgebaut sein werden, einem Ansiedler bescheidene Lebensmöglichkeit bieten kann; aber darüber können noch viele Jahre vergehen, ehe Kanada die Folgen des Krieges so weit überwunden haben wird, daß es an den Ausbau derartig abgelegener Siedlungsdistrikte denken kann.

Als ich wieder zu Hause angelangt war, erfuhr ich viel Neues von meiner Frau. Demnach war während der kurzen Zeit nicht weniger als dreimal die politische Polizei bei mir gewesen und hatte sich erkundigt, wo ich und mein Bruder sei. Meine Frau hatte angegeben, ich sei im „Busch", Brennholz für den Winterbedarf zu schlagen und einen Bruder hätte ich nicht. Darauf war ihr von dem Führer der drei Köpfe starken Mannschaft vorgehalten worden, daß unbedingt noch ein zweiter Mann bei mir sei, der genau so gekleidet ginge wie ich, auch meine Größe und Figur habe und der von anderen Leuten gesehen worden sei. Meine Frau hatte sofort gewußt, daß mit diesem zweiten Mann, der — vermutlich — mein Bruder sein sollte, sie selbst gemeint war, und zwar auf Grund des Umstandes, daß sie, um meine Abwesenheit zu verdecken, sich in meinen Anzug steckte und sich von weitem sehen ließ. Meine Frau hatte aber durch kaltblütiges Benehmen die Polizeipatrouille, als sie das letzte Mal dagewesen war, glatt getäuscht. Mit ruhigem Gewissen hatte sie — und konnte sie dieses auch — behauptet, daß weder ein zweiter Mann bei uns sei, noch daß ich einen Bruder in Kanada hätte. Der angebliche zweite Mann sei ich selbst gewesen. Sie hatte dem

Patrouillenführer noch gesagt, er möchte es dem betreffenden „Spitz" sagen, er solle sich eine Brille zulegen, damit er die Menschen besser unterscheiden könne. Die Täuschung der Polizei war ihr, als die Rotjacken das letzte Mal dagewesen waren, derart gut gelungen, daß der Führer sich bei meiner Frau wegen der fortwährenden Störung in meinem Heim entschuldigt und hinzugefügt hatte, daß von dem betreffenden „Spitz" falsche Informationen an die Polizei gelangt seien; sie (die Polizei) würden nicht mehr zu mir kommen.

Aus diesen Mitteilungen meiner Frau ersahen wir den Beweis, daß ich andauernd von politischen Spitzeln belauert wurde, und einer dieser Spitzel mußte meiner Behausung am nächsten wohnen. Diese Vermutung bestätigte sich kurze Zeit später, als ich des Nachts wieder einmal durch das Knurren meiner Hunde darauf aufmerksam gemacht wurde, daß sich jemand um mein Haus herumschlich. Das war 1 Uhr nachts. Ich saß am Tisch und schrieb, als die Hunde, die sich bei mir in der Stube befanden, unruhig wurden. Aus ihrem Benehmen wußte ich sofort, daß Menschen da waren. Draußen war es stockfinster, ich konnte mich demnach nur auf das Gehör verlassen. Die in der Nacht bessere Wirkung als die Büchse erzielende Schrotspritze stand geladen neben dem Tisch. Diese ergreifen, das Licht auslöschen, die Tür aufreißen und mit einem Sprung draußen stehen, das war eins. Und da schlich es hin auf den weichen Sohlen indianischer Mokassins — der Kerl riß aus! Bautz! Bautz! Prasselnd schlugen die Ladungen 4½-mm-Schrot in der Richtung des Schleichers hinaus. Ich repetierte die Remingtonflinte zum dritten Schuß, da hörte ich, daß sich der Kerl in die Büsche schlug. Ich hinterher! Er hatte es aber eilig, denn ich hörte ihn unaufhaltsam durch das Gebüsch streifen. Ich folgte dem Geräusch; der Kerl war geländekundig, bog jedem Wasserloch rechtzeitig aus und nahm dann seinen Weg nach einem Farmhaus — fast dem nächstgelegenen zu meiner Behausung. Den Kerl hatte ich bereits im Verdacht gehabt, der Hauptspitzel zu sein. Natürlich — wieder ein Deutsch-Russe,

ein noch ziemlich junger Kerl! Als ich diese Vermutung soweit bestätigt fand, folgte ich seinen Winkelzügen nicht weiter, sondern ich schlug mich an ihm vorbei, direkt bis zu seinem Farmhaus. Ich kannte ja in der nächsten Umgebung auch in dunkelster Nacht jeden Pfad, und auf diese Weise gelang es mir, so zeitig vor seinem Hause einzutreffen, daß fast noch zehn Minuten vergingen, ehe er auftauchte und auf kaum Meterbreite an mir, der ich am Boden lag, vorüberging. Ja, es war wirklich der Kerl! Na, warte, alter Junge, dich kaufe ich mir! Aber — es dauerte fast drei Wochen, ehe ich ihn das erstemal nach jenem Abend wieder auf seinem Feld umherhumpeln sah. Durch vorsichtige Fragen bei anderen Farmern erfuhr ich, daß der Betreffende „krank" gewesen sei. Ja — Schrotkrankheit, 4½ Millimeter! Den ersten Denkzettel von mir hatte er weg; einen b e s s e r e n hatte ich ihm noch zugedacht.

Diese elende Bespitzelei würde eben nicht eher aufhören, bis der Kriegszustand zwischen Kanada und Deutschland aufgehoben sein würde. Das schien 1919/20 aber noch gute Weile zu haben, denn Kanada weigerte sich ebenso wie die Vereinigten Staaten den Völkerbundvertrag, der ja mit dem Friedensvertrag von Versailles verknüpft ist, wegen Artikel 10 zu unterschreiben. Infolgedessen waren Kanada und die Vereinigten Staaten im Herbst 1921 „technisch" noch mit Deutschland im Kriegszustande.

Meine Frau konnte sich nicht entsinnen, irgendwie aus der Rolle gefallen zu sein, als sie meine Abwesenheit durch das Tragen meiner Kleidung deckte. Aber ein verräterischer Schuft, der andauernd auf der Lauer liegt und scharf beobachtet, wird auch auf jede Bewegung meiner verkleideten Frau geachtet haben, und manches mag ihm aufgefallen sein, was mit m e i n e r Person nicht ganz übereinstimmte. Immerhin — die Komödie meiner Frau war nicht entdeckt worden, die Polizei war auf die Nase geschlagen, der „Spitz" infolge der „falschen Information", die er den Rotjacken hatte zukommen lassen, für einige Zeit in Mißkredit gekommen und obendrein war er durch mich ent-

larvt, und die „Schrotkrankheit" mag auch nicht von Pappe gewesen sein. Hoffentlich blieb er uns einige Zeit vom Leder; er wußte ja, daß mit mir nicht zu spaßen war und daß nötigenfalls „verschwiegene Sümpfe und gefräßige Wölfe" in der Nähe waren. Wir selbst aber hatten durch das Vorkommnis eine neue Warnung erhalten, noch viel schärfer auf der Hut zu sein und noch viel mehr Komödie zu spielen, damit uns auch gar niemand in die Karten gucken konnte.





Drittes Kapitel.

In meinen „Hills“.

Der Winter 1919/20 schien recht zeitig seinen Einzug halten zu wollen, denn bereits in der ersten Hälfte des September hatten wir nach einem heftigen Temperatursturz eines Morgens eine mehrzöllige Schneedecke. Tagelang schien es, als ob der Himmel große Massen dieser kalten Federn herabwerfen würde — viel zu früh in der Jahreszeit. Mit gemischten Gefühlen blickte ich mit meiner Frau in die Winterlandschaft hinaus — wir rechneten — September bis einschließlich April gleich 7 bis 8 Monate ein ödes, weißes Leichentuch vor uns. Wir schauderten vor der geisttötenden Langeweile, die sich infolge des langen Winters jedesmal in den letzten Wintermonaten einstellte. Dafür hatten wir aber die Genugtuung, „das Land der Zukunft“, oder wahrheitsgemäß gesagt, das Eisloch Kanada so richtig kennen gelernt zu haben.

Unser Herrgott hatte es aber besser mit uns vor, als wir annahmen. Nach mehreren Tagen schlug die Temperatur wieder um, und wenn auch des Nachts leichter Frost eintrat — am Tage leckten Wind und Sonne den Schnee wieder fort. Es stellte sich eine Atmosphäre ein, die ständig hängen blieb und die ich schon früher zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte.

Damals fiel der erste Schnee ebenfalls sehr zeitig, verschwand bald wieder, und dann trat dieselbe „Luft“ in die Erscheinung, die wir im Spätherbst 1919 hatten; also zu der in den vorstehen-Zeilen beschriebenen Zeit. Damals war die Folge dieser eigenartigen Erscheinung ein fast völlig schneeloser Winter bis Weihnachten gewesen. Dafür kam die weiße Masse nachher aber derart dick, daß man zu Fuß nur mit Schneeschuhen vorwärts kam und die Pferde bei einer Fahrt alle paar Minuten freigeschaufelt werden mußten. Bis in die letzten Tage des April hinein wich oder schmolz die gewaltige Schneemasse nicht, bis ganz plötzlich ein warmer Wind einsetzte und binnen einigen Tagen die Äcker und sonnigen Lehnen schneefrei lagen.

So schien es den Anzeichen nach auch diesen Winter zu werden. Die Folgezeit lehrte, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Der Oktober brachte uns wohl harten Frost, aber kein Flöckchen Schnee. Alte Jagdkameraden drangen in mich, die alljährlich gewohnte Jagdreise in unbekanntes Gebiet zu machen, um sich mir anzuschließen bzw. mit mir gemeinsam zu jagen. Ich trug kein Verlangen danach. Hatte ich in den früheren Jahren die Tage gezählt bis zu der Zeit, wo es wieder hinausgehen konnte in die unendliche, menschenleere Wildnis, mitten hinein unter das urige Wild — jetzt wurde mir das alles zum Ekel, denn unser ganzes Sinnen und Trachten war nur auf die ferne deutsche Heimat gerichtet. Es gab für einen geübten Jäger ja noch genug Wild aller Art um mein Heim; und besonders in einem wilden Distrikt, den man zu Wagen oder im Sattel in ungefähr 8 Stunden erreichen konnte, wußte ich noch einige gute Elchschaufler stehen, ohne andere Geweihte. Und die Pelztiere reichten in nächster Nähe für meine recht bescheiden gewordenen Ansprüche ebenfalls noch zu. Mit einem Wort — ich hatte mich abgekämpft und wollte, wenn mich nicht ein ganz besonderer Fall wegrief, diesen Winter „zu Hause“ jagen und trappen.

Einige Tage vor Aufgang der Jagd auf „Big game“ (Großwild) und Pelztiere am 1. November machte ich eine Tagesstreife in meine Hills, die sich viele Meilen weit ausdehnten, um



Bild 15. Fahrweg im Felsengebirge. Zu Kapitel 2.



Bild 16. Ansiedlungsplatz im Salmonflußtal nahe Prince George. Zu Kapitel 2.



Bild 17. Im öden Winter. Zu Kapitel 2.



mich von den beliebtesten Standorten des Wildes nochmals zu unterrichten und die mir seit Jahren bekannten Fangplätze für Pelztiere nachzusehen, ob sich diese auch für die kommende Fangzeit des Erfolges wegen eignen würden. Als ich abends nach Hause kam, wußte ich, daß ich auch diesmal wieder einige gute Trophäen erwischen würde, ohne weite und wochenlang dauernde Reisen und Aufenthalte in der Wildnis. Im schlimmsten Falle blieb ich gelegentlich eine Nacht in einem der von mir und früheren Jagdgefährten errichteten Unterstände, von denen aus wir früher die Ansitzjagd auf Wölfe am Luder ausgeübt hatten. Diese überdeckten Löcher waren von mir immer in brauchbarem Zustande erhalten worden, da es oft bei meinen Streifzügen vorkam, daß ich wegen schweren Unwetters in der nächstgelegenen Erdbude Unterschlupf nehmen mußte.

Vom Aufgang der Jagd begann ich zuerst mit dem Versuch, gleich zu Anfang in den Besitz des mir auf Grund des Jagdscheines zustehenden Wildes zu kommen und ging Tag für Tag hinaus. Nachdem ich mehrere Tage vergebens versucht hatte — und zwar im beträchtlichen Umkreise meines Heims —, ein Rudel Schwarzwedelhirsche, bei denen ich einen kapitalen 14- bis 16-Ender und einen schwächeren Hirsch, anscheinend 8- bis 10-Ender, festgestellt, einzukreisen, um das Rudel nach einem übersichtlicheren Gelände zu drücken, gab ich den Hirsch vorläufig auf. Am darauffolgenden Morgen, und zwar bei hellem Tage, wanderte ich von meinem Heim aufs Geratewohl in die Hills. Ungefähr 300 Schritte vom Hause entfernt erklomm ich einen vom Feuer kahlgebrannten Hügel, und als ich meinen Blick in eine vor mir liegende Mulde schweifen ließ, sank ich blitzschnell in die Knie. Über die Mulde hinweg, ungefähr 300 Schritt entfernt, stand das seit mehreren Tagen vergebens eingekreiste Rudel mit den beiden Hirschen. Kein Zweifel — alles stimmte; drei Stück Kahlwild, der starke und der schwache Hirsch. Die einzelnen Stücke standen nahe beieinander, jedes sicherte, aber glücklicherweise nicht zu mir herüber. Aber wie ankommen? Ich hatte nicht die geringste Deckung zwischen mir und dem Wilde. Auf diese Entfernung den Schuß zu tun,

wollte ich trotz der günstigen Stellung, die der Hirsch mir bot, nicht riskieren, denn scharf an die Grenze der Mulde schloß sich hohes und dichtes Holz an. Der Teufel konnte sein Spiel treiben, der Hirsch die Kugel schlecht sitzend erhalten und dann ging er sicher in das Holz, wo er vielleicht trotz regelrechter Nachsuche verlorengehen konnte. Da machten einige Stücke eine Bewegung, als ob sie flüchten wollten, nur der Hirsch stand noch unbeweglich, mir fast die volle Seite zeigend. Dieser Moment gab den Ausschlag — warum sollte gerade dieser Schuß schlecht sitzen. Und wenn doch, wozu hatte ich gute Hunde zu Hause. Ich streckte mich vorsichtig zu Boden und visierte ihn liegend an. Jetzt flog der Schuß hinaus — ein etwas dumpfer Kugelschlag, ein hoher „Sprung" und weg ist der Hirsch samt dem Rudel ins hohe Holz. Ich wartete zehn Minuten, umschlug dann die Mulde bis zum Anschuß, der mir an den dort liegenden Schußzeichen genug verriet, und stand 10 Minuten später vor dem durch Lungenschuß bereits verendeten Hirsch — 50 Schritte vom Anschuß entfernt. Ich brach ihn sofort auf und schritt dann die genaue Entfernung ab — 312 Schritt; meine alte gute Mauserkarline, aus der ich schon Hunderte von Stahl- und Nickelkupfer-Mantelgeschossen abgefeuert hatte, tat noch immer ihre Schuldigkeit. Das Geweih, das mit Schädel bis zum Nasenbein 11 Pfund (engl.) wog, zeigte 14 Enden, und einen kleinen Sprossenansatz konnte man als 15. rechnen, so daß es als ungerader Sechszehnender anzusprechen war, sehr schön geperlt und ebenmäßig in der Stellung der Stangen; ein sehr gutes Geweih.

Hier hatte ich wieder einmal Glück gehabt, und für diesen Tag war die Jagd zu Ende. Vergnügt schmunzelnd bummelte ich heimwärts, spannte die Pferde an den Wagen, nahm „Mutter" mit, und dann holten wir den Hirsch nach Hause. Er wog mit Decke 236 Pfund, war also nur mittelmäßig bei Wildbret. Das Geschoß, das ich verwendete, war das von mir bereits erwähnte amerikanische N. K. M.-Geschoß (Teilmantel), Kal. 32 gleich 7,95 mm. Damalige Ladung 2 g Rottweiler Blättchenpulver Nr. 5.

Für den nächsten Tag ließ ich Jagd Jagd sein und ruhte

mich aus, denn ich war wirklich nicht mehr so stark passioniert. Dann bummelte ich tagelang auf Elche umher, stieß auch auf mehrere Stücke Kahlwild und einen sehr geringen Schaufler, aber die starken Elchhirsche, die ich suchte, fand ich nicht; dafür Wapitis in starken Rudeln, die ich allerdings der Schonzeit wegen „für heute" in Ruhe ließ. Erst gegen Mitte November, und nachdem das Wild durch andere Jäger in Unruhe gebracht und hin und her getrieben worden war, kam ich auf einen sehr guten Elchschaufler zum Schuß; nur drei Meilen (gleich 5 km) von meinem Heim entfernt. War es mein „Saudusel" oder war es Zufall? Gegen die Mittagsstunde des betreffenden Tages birschte ich am Rande einer sich lang hinziehenden „Slough" (Sumpfwiese) entlang. Rechts von mir stiegen sanft Hügel hinan, deren Holzbestand durch die alljährlichen Brände fast vernichtet war. Nur die zähe Weide war nicht tot zu kriegen gewesen und wucherte überall in dichten Gebüschgruppen empor. Hinter einer solchen Gruppe sah ich plötzlich einen großen schwarzen Schatten stehen. Ich selbst stand sofort unbeweglich. Donnerwetter — ein Elch! Aber die Schaufeln — ich sah das Haupt nicht; es war vom Gesträuch verdeckt. Da machte das Stück eine Wendung und bot mir das Haupt. Leer, eine „Cow". Die trieb sich a l l e i n nicht herum, das wußte ich. Wo waren die andern? Ah — dort lagen drei weitere Stücke, aber soviel ich im ersten Moment sehen konnte, alles Mutterwild, kein Schaufler war zu sehen. Und doch wußte ich, daß mindestens einer, wenn nicht zwei dabei oder ganz in der Nähe sein mußten, denn in d i e s e r Gegend, wo alljährlich gejagt wurde, waren die Elche rar geworden, und infolgedessen hielten sich die wenigen guten Schaufler zum Mutterwild.

Ich mußte versuchen, das am diesseitigen Hang befindliche Kahlwild zu umschlagen, bis es mir gelang, einen Blick hinter die Hügel zu tun, wo, wie ich wußte, eine ungefähr 40 Morgen große und mit viel altem Weidengebüsch bestockte Sumpfwiese war. Sollten die Schaufler nicht etwa von anderen Jägern erlegt worden sein, dann war es fast sicher, daß diese in der Sumpfwiese standen oder ruhten. In dieser Annahme wurde ich

noch bestärkt durch das Benehmen desjenigen Stückes, das aufrecht stand. Ich sprach es als sehr altes Tier an, das wahrscheinlich als Leittier im Rudel galt. Ich beobachtete die sichernde Stellung des Stückes, und mehrere Male äugte es recht angelegentlich in einer bestimmten Richtung nach der jenseitigen Sumpfwiese. Dieses Äugen hatte nichts gemein mit „sichern"; ich hatte aber schon unzählige Male dieses Verhalten eines gleichsam wachenden Stückes beobachtet, wenn sich auch Wild auf der abgewendeten Seite befand. Lange überlegte ich nicht, denn es hieß handeln. Ich mußte vor allem auf die Knie herunter und dann versuchen, den am Hang befindlichen Elchen Wind und Gesichtsfeld rutschend abzugewinnen. Es gelang mir, einen anderen Hügel zwischen mich und das Wild zu bringen, so daß ich mich aufrichten und mit größerer Schnelligkeit so weit kommen konnte, bis mir ein Blick über die Sumpfwiese gestattet war.

Vorsichtig lugte ich über die Hügelkante, die mich noch deckte, sah aber kein Wild, weil die massenhaften Weidensträucher der Wiese eine genaue Prüfung nicht gestatteten. Ich mußte hinein in die Kusseln. Das wachende Alttier konnte mich vorerst noch nicht eräugen; wie es späterhin werden würde, mußte ich abwarten. Das kurze Sauergras und Moos gestatteten mir ziemlich geräuschloses Birschen, Deckung fand ich nach allen Seiten hinter Gesträuch, es erschwerte aber auch den Ausblick. Kaum war ich zwischen den ersten Gesträuchgruppen hindurch, da sah ich es weit vor mir schwarz schimmern; links davon zwei andere schwarze Flecke hinter Gesträuch. Jetzt hieß es aufpassen — rechts vor mir auf dem Hügel die wachende Alte, vor mir Wild und halb links zwei weitere Stücke. Hoffentlich erreichte ich fast die Mitte der Wiese, ehe ich in den Gesichtskreis des Alttieres kam und dann war mir soweit geholfen. Ob die drei in der Wiese stehenden „auf" hatten, konnte ich nicht sehen, ich zweifelte aber nicht daran. Denn wäre es Kahlwild gewesen, dann standen sie gewiß mit bei den anderen am Hang. Das konnten nur Schaufler sein. Manchmal sprungweise, dann wieder nur um Fußlänge wand ich mich durch das Ge-

sträuch, bis ich plötzlich innehalten mußte, denn die beiden Elche halblinks vor mir tauchten in meinem Gesichtskreis auf. Ich sah, daß sie sicherten, und zwar nach dem Hügel, wo das Kahlwild stand. Ich wandte vorsichtig den Kopf dorthin und — o, du alte Schachtel! Dort stand sie wie eine Scheibe und äugte scharf zu mir herüber. Sie mußte soeben erst vorgeprellt sein, denn einige Minuten zuvor hatte ich sie noch nicht gesehen. Und die zwei Stück halblinks, die mir völlig schußfrei standen, waren Schaufler, darunter ein sehr guter von sicherlich über 30 Enden. Was nun? Ich stand unbeweglich auf einem Bein, das andere ruhte auf der Zehenspitze, denn ich war mitten im Schritt stehengeblieben. Nachziehen konnte ich den Fuß so lange nicht, als die Alte — noch dazu von der Höhe aus — mich beäugte. Also auf einem Bein stehenbleiben wie ein Storchpapa. Glücklicherweise dauerte die Geschichte nur eine bis zwei Minuten, dann wandte die Alte einen Moment ihr Haupt den Schauflern zu. Mit kurzem Ruck zog ich das Bein an und hatte nun wenigstens festen Stand. Inzwischen zogen die drei Schaufler zu dem dritten Stück, das immer noch stark verdeckt in fast gerader Linie vor mir stand. Das Alttier äugte noch einige Minuten zu mir herüber, da ich aber wie aus Erz gegossen stehen blieb, beruhigte es sich und drehte halb ab. Gott sei Dank: für den Augenblick war die Gefahr des Abtrollens vorüber. Die Stellung des Tieres gestattete mir, mich schnell in Deckung zu bringen, und da die Situation für mich weiter gut blieb, birschte ich wieder vor, ließ aber die Alte nicht aus den Augen. Da tauchten in einem ziemlich gebüschfreien Streifen die in der Wiese befindlichen Elche wieder auf, auch der dritte, der ebenfalls ein Schaufler war, aber nur ungefähr 20 Enden tragen konnte. Der starke Schaufler war in der Mitte, sein Hinterteil bis zum Pansen von dem schwachen Elch verdeckt, Hals und ein Teil des Blattes zwar frei, aber der Schuß auf die Entfernung — annähernd 200 Schritte — zu unsicher wegen des schwachen Hirsches, der fortwährend mit dem Haupt schüttelte, als ob er Fliegen jagte. Dadurch kamen einer auf das Blatt gerichteten Kugel die Schaufeln in die Quere. So ging die Geschichte nicht.



Ein Blick von mir zum Hügel hinüber — das Alttier drehte mir den Spiegel zu und äste. Mit einem Sprung war ich hinter einem Strauch, der mich den Schauflern verbarg, dann wandte ich mich etwas seitwärts, um den Starken frei zu bekommen. Und jetzt stand er allein, Hinterteil verdeckt, volles linkes Blatt und Hals frei, die Entfernung aber wenig verringert. Es ging ohnedies. Das Korn faßte linkes Blatt — Klärrr! Harter Kugelschlag, aber kein Zeichnen des Hirsches; er bleibt unbeweglich stehen. Im nächsten Moment ist die zweite Kugel, auf den Hals gerichtet, hinaus. Der tödlich Getroffene torkelt einige Male und bricht dann zusammen. Mit lautem Gedonner verschwinden die andern Elche.

Während ich sonst immer, wenn ich auf weitere Entfernung schoß, bei blitzschnellem Zusammenbrechen des Wildes mich mit größtmöglicher Schnelligkeit an den Gestreckten heranmachte, um im Fall eines Krellschusses, der oft blitzschnelles Zusammenbrechen bewirkt, das Stück aber nur vorübergehend betäubt oder lähmt, mit einer zweiten Kugel zur Stelle zu sein, nahm ich mir jetzt Zeit. Jeder beobachtende Jäger weiß ja, was harter Kugelschlag aufs Blatt und einiges „Torkeln" des Wildes nach dem Schuß zu bedeuten hat: unbedingt tödliche Wirkung der Kugel. Ich war sicher, daß sich der Schaufler nicht mehr erhob, und langsam ging ich, die Schritte zählend, auf den Gestreckten zu; 173 Schritte! Ach — Donnerwetter! Hatte der Schaufler „geprahlt". Ich hatte ihn weit über 30 Enden tragend geschätzt, und als ich sie zählte, wurde ein ungerader 28-Ender daraus. Und doch waren die Schaufeln wirklich kapital an Größe und Masse und wogen mit normal abgeschlagener Schädeldecke 36 Pfund. Der Hirsch selbst wog aufgebrochen 1055 Pfund.

Zwei Stück des mir auf Grund des Jagdscheines erlaubten „Big game" hatte ich nun erlegt und sozusagen vor der Tür meines Hauses. Bergziegen und Bergschafe, die mir zustanden, gab es hier nicht, sondern nur im Gebirge, und ich hatte übrigens nicht den geringsten Wunsch, diese schmucklosen Hörner zu erbeuten; sie schieden also aus. Blieb für mich noch der Karibu-

hirsch. Auch auf den würde ich eine Tagereise weit fahren oder reiten müssen, um dahin zu gelangen, wo sich noch einige aufhielten; dieses scheue Wild war bereits weiter nach Norden geflüchtet. Ich brannte auch nicht darauf, dieses Wild zu erlegen; mir war es gleich, ob jetzt noch eine Trophäe erbeutet wurde oder nicht. Ich war zufrieden, und nun sollte mir der Pelztierfang den gewohnten „Sport" verschaffen.

Gegen Ende November legte ich die ersten Eisen auf Wölfe und Kleinzeug. Viel war nicht mehr übrig geblieben, denn ich hatte in den Jahren gewaltig aufgeräumt, besonders unter den Wölfen. Aber immer erhielt der Restbestand neue Rotten durch Zuwanderung, und wenn mal ein Fremder bei mir übernachtete und er hörte das vielstimmige Geheul von allen Seiten, dann meinte er, wir säßen ja in einem förmlichen Wolfszwinger. Ha — wie ging es dagegen zu, als ich 1912 hierher gekommen war, und in den ersten Jahren, bis ich es so weit gebracht hatte, daß diese hochläufigen Isegrimme stark gezehntet waren. Jetzt wollte ich nicht mehr „räubern", und der Pelztierfang sollte mir nicht große Strapazen und schwere Frostschäden wie in den früheren Jahren bringen, sondern gemütlichen Sport; ähnlich wie im heimatlichen Revier der Fänger, der sein Heim am Morgen verläßt, seine Fallen revidiert und dann gemütlich den heimischen Penaten zuwandert. Ich arbeitete auch nicht mehr mit fünf bis sechs Dutzend Wolf- und Fuchseisen, sondern mit kaum anderthalb Dutzend und nur einigen Dutzend kleiner Eisen für kleinere Pelztiere. Der Fang war bis Weihnachten zufriedenstellend. Trotz schneeloser Zeit hatte ich 18 Wölfe — einige davon mit der Kugel — erbeutet, ferner einen Kreuz- und zwei Rotfüchse, und einen Griesfuchs schoß ich von der Haustür aus auf 120 Schritte, als er gegen Abend über eine „Slough" wechselte. Außerdem fielen zwei Luchse — einer im Eisen und einer mit der Kugel. An Kleinzeug erbeutete ich bis Weihnachten etwas über 200 Bisamratten, ein halbes Dutzend Nörze (Mink), ein Viertelhundert Hermeline und verschiedene andere Einzelarten. Das war mehr, als ich bei meinen sehr bescheiden gewordenen Ansprüchen — noch dazu bei schneelosem Gelände —

erwartet hatte. Und bei all den verhältnismäßig guten Erfolgen hatte sich mein „Sport" so gemütlich abgespielt, als wäre ich daheim im deutschen Walde gewesen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr fiel endlich Schnee, und zwar in einer Nacht gleich 12 bis 15 Zoll bei ruhiger Luft, so daß er überall gleichmäßig die Fluren deckte. Das war ausgezeichneter Spürschnee, und die nächsten Tage machte ich zu Fuß und zu Pferde weite Streifzüge in die Umgegend, um mich über den noch vorhandenen Bestand an Pelztieren zu unterrichten. Ich stellte fest, daß wohl noch mancherlei vorhanden war, aber das mochte leben bleiben. Deshalb ritt ich eines Morgens schnurstracks nach einem Teil, der mehrere Stunden von mir entfernt begann und der von der Regierung als „reserviertes Regierungsland" der Besiedelung und zur Ausbeutung der Wälder n i c h t freigegeben, wo aber Jagd und Pelzfang gestattet war. In dem ungefähr 75 englische Quadratmeilen großen Distrikt kannte ich jeden Hügel, jeden Windbruch und jedes Gewässer. Obwohl ich und andere dort schon oft „getrappt" hatten, wußte ich, daß noch etwas zu holen sei. Zugleich war dort das Großwild weniger mitgenommen worden als in meiner Ecke. Wapiti und Elch, Springhirsch, Bär und Luchs führten dort noch ein weniger gestörtes Dasein. Hin und wieder tauchten auch einige Karibu auf, die aber ihrer Gerissenheit wegen niemals zum Schuß kommen ließen. Und als ich an diesem Tage stundenlang in dem abgelegenen Distrikt umhergeritten und marschiert war, stieg wieder der Wunsch in mir auf, es möchte der l e t z t e Winter sein, den wir in Kanada verlebten. Öde, unheimlich und fremd erschienen mir die wohlbekannten Hügel und Waldungen, und das viele Wild aller Art, das ich sah, weckte nicht das geringste Interesse in mir. Nur die vielen Wolfs- und vereinzelten Fuchsfährten, hin und wieder diejenige eines Luchses, regten mich an. Kleinpelzwerk gab es genug. Trotz allen Ekels, den mir die Wildnis allmählich eingeflößt hatte, trieb mich das alte Jägerblut hinaus: hier würde ich einige Wochen trappen!

Aber allein? Am liebsten ja! Wie mich die Wildnis an-

ekelte, so die Menschen. Wo waren meine früheren Jagdgefährten? Von mir nach und nach abgeschüttelt worden! Warum? Weil sie sich aus Feigheit fürchteten, mit mir, dem wegen seines Kampfes für die deutsche Sache von den Behörden und deren Bauchrutschern Verfolgten und Verfehmten, offen zu verkehren und dieses nur ungesehen taten. So feige waren sie geworden, daß sie in Gegenwart von feindlichen Personen nicht mehr wagten, ein Wort mit mir zu sprechen. Und geschah dieses dennoch, dann mußte ich als Deutscher mit anhören, wie diese Auchdeutschen mir gegenüber die englische Sprache gebrauchten; aus Furcht und Feigheit, damit jeder verstehen konnte, was dieser Auchdeutsche mit mir sprach und er um Gottes willen nicht in den Verdacht kam, er sympathisiere mit mir und der deutschen Sache. Rückgratlose Figuren, aber keine deutschen Männer! Feiglinge und Verleugner deutschen Blutes! Lieber wollte ich Fremdlinge als Freunde und Gefährten um mich sehen als solche feigen Lämmerschwänze. Deswegen hatte ich sie abgeschüttelt, ohne aber Feind gegen sie zu sein; ich hielt mich einfach von ihnen zurück. Aber allein konnte ich, trotz der kurzen Entfernung bis in den genannten Distrikt, nicht trappen ziehen. Ich konnte es wohl, wollte aber nicht. Als ich mit einem Kameraden früher einige Zeit dort getrappt hatte, bauten wir uns einen primitiven Unterschlupf in die Erde und deckten ihn mit Knüppeln, Gras und Erde ab. Ich suchte ihn wieder auf und fand ihn noch gut erhalten. Da stand noch die Schlafpritsche aus Knüppeln, die Knüppelbank, und im Dach steckte noch das zurückgelassene alte Ofenrohr, das inzwischen total vom Rost zerfressen war. Neben dem Unterschlupf fand ich noch das Stangengerippe des Wetterschutzes, den wir damals für die Pferde errichtet und rundum, wie das Dach, mit Schilfgras abgedichtet hatten. Einzelne Büschel davon hingen und steckten noch am Gerippe. Dieser Unterschlupf sollte mir diesmal wieder dienen, nur der „Stall" mußte frisch gedeckt und verkleidet werden. Also einen Gehilfen her, einen Partner.

Während des ganzen Heimwegs dachte ich darüber nach, wer wohl von meinen nichtdeutschen Freunden passioniert wäre, als Partner teilzunehmen; er brauchte ja nicht geübt zu sein. Da fiel mir ein junger Mann in einem benachbarten Settlement ein, ein Irländer, den ich früher verschiedene Male in den Hills jagend und auf Kleinpelzwerk trappend getroffen hatte. Das wäre der einzige gewesen, der sich geeignet hätte; denn erstens war er Irländer und prodeutsch gesinnt, und zweitens ein netter und anständiger Kerl. Ich nahm mir vor, am folgenden Tage den Schlitten zu bespannen und hinzufahren; er war sicherlich hocherfreut, daß er mit mir gehen und dabei als Trapper viel lernen konnte.

Als ich gegen Abend wenige hundert Schritte vor meinem Heim auf den von mir geschaffenen Weg einbog, bemerkte ich im Schnee eine von einem Mann herrührende Fährte, die nach meinem Heim zeigte. Ich prüfte das Trittsiegel — Mokassin. Auf der Fährte weiterreitend, sah ich zeitweise rechts derselben Eindrücke im Schnee, die von einem Gewehrschaft herrührten derart, als habe der Mann das Gewehr zeitweilig als Stütze benutzt. Ungefähr 200 Schritte vom Hause entfernt, stand am Wege ein dicker Baumstumpf, dessen Stamm ich einst abgesägt hatte. Auf diesen hatte der Mann eine Last abgesetzt, offensichtlich einen schweren Rucksack. Sollte es ein Trapper sein, der in die Hills wollte und bei mir zu übernachten gedachte? Anders konnte ich mir die Sache nicht erklären, weil der Mann mit dem jedenfalls schweren Rucksack zu Fuß marschierte. Als ich den vierfach um meinen Wohnplatz gezogenen Stacheldraht an der Einfahrtsstelle öffnete, kam mir meine Frau, die den Eingang beobachtet hatte, entgegen, und während ich mein Pferd in den Stall zog und absattelte, erzählte sie mir, daß vor einer Stunde der und der (sie nannte mir den Namen, den ich nicht bekanntgeben kann) zu mir gekommen sei mit der Bitte, ich möchte ihn bei mir verstecken, da er als Deserteur aus der kanadischen Armee von den Behörden gesucht und verfolgt würde.

Ich kannte den jungen Mann, kannte seine Desertion aus

seinem kanadischen Bataillon, aus dem er wenige Tage vor dessen Abgang nach Frankreich im Jahre 1917 desertiert war. Ich kannte seine Eltern und Geschwister; ich kannte die Farmen, die sein Vater besaß und die ganzen Verhältnisse. Ich wußte aber auch schon wenige Wochen nach seiner Desertion, wo er sich aufhielt; wo er zuletzt gesteckt hatte, würde ich noch erfahren. Die Familie waren Deutsch-Russen, und zwar eine von denen, vor der man in Punkto „Deutsch" den Hut ziehen mußte. Der Vater des Deserteurs hatte es sich viel Geld kosten lassen, den Sohn — den Ältesten — frei zu bekommen. Alle Instanzen lehnten ab, weil der Farmer noch einige jüngere Söhne hatte. Und dann war kurz vor Abtransport des Bataillons mit vielen anderen Deserteuren auch der Betreffende verschwunden. In einem Briefe an seine Eltern hatte er angegeben, daß „es ihm als Mensch von deutschem Blut unmöglich sei, auf deutsche Brüder zu schießen oder irgendwie seine Hand dazu zu bieten".

Ich wußte nicht, wie ich mich zu der Bitte des jungen Mannes stellen sollte. Sein Schicksal tat mir und meiner Frau in der Seele leid. Aber sollten wir, die an und für sich schon Gehetzten und Verfehmten — und angesichts der Hoffnung auf baldige Heimkehr — die neue Gefahr, abermals Deserteure bei uns zu verbergen, auf uns nehmen, nur um diesen jungen Menschen noch eine Zeitlang vor schwerer Strafe zu schützen?

Ich muß hier dem Leser einen kleinen Einblick in ein zu verschweigendes Kapitel gestatten, welche Bedeutung das vorstehende Wort „abermals" für mich und meine Frau hat. Im Frühjahr 1918, als die Kanadier an der Westfront infolge der „schneidigen Zurückhaltung" englischer Truppen so fürchterliche Verluste erlitten, trieb Kanada, getreu dem Ausspruch des damaligen kanadischen Premierministers Robert Borden — „den letzten Mann und den letzten Dollar gegen Deutschland zu opfern" — alle Leute, die für abkömmlich betrachtet wurden, zusammen, um diese für die „tapferen" Engländer einzusetzen. Viele, die sofortige Gestellungsbefehle erhielten, rüsteten sich in Eile aus und entflohen in die Urwälder,

wo sie sich nach und nach in Gruppen zusammenfanden, dort einnisteten, mit Stacheldrähten umgaben und monate- und jahrelang ein Wildnisleben führten; stets aber bereit, ihre Freiheit mit der Waffe zu verteidigen. Andere, die der Order Folge leisteten, desertierten bei der ersten besten Gelegenheit, gingen ebenfalls in die Wälder und lebten gemeinschaftlich dort so lange, bis sie wieder flüchten mußten, um einem blutigen Kampf mit den Suchpatrouillen der Militärbehörden aus dem Wege zu gehen. Im Sommer 1918 meldeten meine Hunde in der Mitternachtsstunde das Kommen einer Anzahl Menschen. Auf jede Gefahr gefaßt, sprangen ich und meine Frau sofort aus den Betten. Ich ergriff die stets handbereit liegende Büchse und meine Frau den unter ihrem Kopfkissen steckenden Revolver. Die Hunde zurückhaltend, trat ich mit entsichertem Gewehr an die Haustür. Ungefähr 60 Schritte entfernt, auf dem freien Platz, sah ich im hellen Nachtlicht eine Anzahl Menschen stehen und hörte Gewehrschäfte auf den Boden klirren. Da konnte nur ein Überfall auf uns geplant sein. Eben wollte ich jenen zurufen: „Zurück, ich schieße", da rief einer leise meinen Vornamen und fügte hinzu: „Schießen Sie nicht, wir sind Deutsche!" Obgleich die Worte reindeutsch gesprochen waren, traute ich nicht; ich — und viele andere Deutsche ebenfalls — wußte ja, daß man dem deutschen Wort damals — und vielleicht heute noch — mit dem größten Mißtrauen entgegenkommen mußte; besonders wo es sich um uns zwei Verfehmte handelte. Deshalb gab ich nicht gerade leise zurück: „Deutsch kann sich jeder Schuft nennen, wenn er seinen Landsleuten gegenüber etwas aushecken will. Nennt mir eure Namen!" Darauf eine Stimme in Deutsch, die ich schon gehört hatte, von der ich aber im Augenblick nicht wußte, wem sie gehörte: „Mister Max, mich kennen Sie doch, ich möchte mit Ihnen sprechen, wenn ich hinkommen darf!" — „Gut, kommen Sie! Aber wenn ich eine Waffe in Ihrer Hand sehe, schieße ich Sie sofort nieder. Ihr andern bleibt dort!"

Ganz leise auftretend, als ob wir in einer menschenüberfüllten Stadt wohnten und der Ankommende die Nachtruhe der

Bewohner nicht stören wollte, kam der Mann auf mich, der ich noch an der Haustür stand, zu. In demselben Augenblick trat meine Frau, die sich hastig in die Kleider geworfen hatte, neben mich. In ihrer linken Hand flammte plötzlich die elektrische Taschenlampe auf und der Strahl beleuchtete das Gesicht des Mannes; in der rechten Hand meiner Frau blitzte der Revolver. Kaum fiel das Licht auf den Mann, erkannte ich ihn sofort. „Frau, knipse das Licht aus, es ist keine Gefahr." Einen Moment mußten sich nach Abstellen des grellen Lichtes die Augen wieder an die Nachthelle gewöhnen, dann fragte ich den mir wohlbekannten Mann d e u t s c h e r Abkunft, was ihn und die anderen mitten in der Nacht zu mir trieb. Er nannte mir die Namen der anderen, und jetzt ahnte ich, noch ehe er den Zweck des Kommens verriet, um was es sich handelte. Einige aufklärende Worte seinerseits bestätigten meine Vermutung.

Die sieben Mann, die noch entfernt standen, waren Deserteure. Der Mann hatte allein . . . . . Söhne dabei. Ich kannte sie ja alle, obgleich sie aus anderen Settlements waren. Nun ließ ich sie näher kommen und fragte sie, weshalb sie ausgerissen seien. „Wir kämpfen als Deutsche nicht gegen Deutsche, eher kehren wir die Rifles gegen die, die uns dazu zwingen wollen."

Der Vater von . . . . . Deserteuren bat mich inständig, die jungen Leute irgendwo unterzubringen, und trotz der furchtbaren Gefahr, die für mich und meine Frau heraufbeschworen wurde, wenn wir uns der Deserteure annahmen, war es unsere Pflicht als Deutsche, ihnen Beistand zu leisten. Wir haben es getan! Wie und wo, darüber kann ich nicht schreiben. Tagtäglich habe ich ihnen das zum Leben Nötige zugeschleppt, und wenn ich längere Zeit nicht da war, wurde in der Nacht die ganze Bande dorthin bestellt, wohin ich an einem Tage das für eine ganze Woche Nötige getragen hatte. Von dort schleppten es die jungen Leute selbst fort. Und während meiner Abwesenheit schleppte meine Frau die Lebensnotwendigkeiten in ein bestimmtes Versteck, wo es dann wieder in der Nacht abgeholt wurde.

Dann schienen die Militärbehörden auf der Suche nach den

Deserteuren zu sein und in bezug auf Beihilfe für letztere mich in Verdacht zu haben. Ob nun Verrat oder bloße Vermutung vorlag, erfuhr ich nie. Wohl aber erhielt ich einen diesbezüglichen Wink von einem mir wohlgesinnten Beamten. In der darauffolgenden Nacht waren die Vögel ausgeflogen, und als einige Tage später wirklich ein Kommando bei mir erschien und mich wegen der Deserteure befragte, spielte ich mit erstaunter Mine den völlig Unwissenden, und auch meine Frau blieb kaltblütig und wußte von nichts. Der Führer fragte mich dann noch, ob ich nicht im „Busch" (damit meinte er in den Hills) eine Anzahl junger Leute gesehen habe, die mir aufgefallen wären. Ich erwiderte darauf, daß die Hills von derart viel Ansiedlern, die entlaufenes Vieh oder Pferde suchten, durchstöbert würden, daß sich dort niemand verbergen könnte. Das war von mir ganz gewaltig gelogen; denn erstens kam ein suchender Ansiedler nicht weiter als an die Anfänge der dort nur noch leicht bewaldeten Hills, während in die ungeheure Fläche des urwaldlichen Hügelgebietes nur höchst selten sich einer verirrte. Dort aber eines der vielen natürlichen Verstecke zu finden, mußte für Uneingeweihte dem Zufall überlassen bleiben. Meine dem Führer gegebenen Antworten schienen ihn befriedigt zu haben, denn das Kommando ritt alsbald wieder ab. Aber — trau — schau — wem! Ich roch den Braten — „man" würde mich trotzdem beobachten. Nun, unsere Schützlinge waren fort; w i r brauchten nicht weiter für sie sorgen.

Später haben wir nochmals sieben Deserteure untergebracht und mit dem Nötigen wochenlang versehen. Als einige von ihnen schwer erkrankten, haben ich und zumeist meine Frau sie unter größter Gefahr der Entdeckung verpflegt, bis sie wieder hergestellt waren. Und dann kam wieder plötzliche Flucht Hals über Kopf bei den jungen Leuten. Wir aber hatten als Deutsche unseren Stammesgenossen gegenüber mehr getan als nur die Pflicht; wir hatten Freiheit und Leben für sie eingesetzt!

Und jetzt kam dieser eine zu uns, um sich zu retten? Wir k o n n t e n es nicht wagen, den Burschen bei u n s aufzunehmen; aber wohin mit ihm? Gedankenvoll ging ich an der Seite meiner

Frau ins Haus, wo ich den armen abgehetzten Kerl am Ofen sitzend und von meinem Tabak, den ihm meine Frau hingesetzt hatte, rauchend fand. Ich fragte nach nichts; ich w o l l t e nichts von seinem unsteten Flüchtlingsleben wissen. Wohin, wohin mit ihm; wenigstens für eine Weile? Kommt Zeit, kommt Rat.

Herrgott ein Gedanke — daß er mir nicht sofort gekommen war. Ich nahm ihn einfach vorerst mit trappen; dorthin, wo ich eben herkam. Das fiel gar nicht auf, nur mußte er ständig draußen im „Revier" bleiben, während ich ins Auge faßte, jedesmal am übernächsten Tage nach Hause zu fahren oder zu reiten und in aller Herrgottsfrühe wieder weg ins Trapperrevier. Ehe ich dem Flüchtling aber etwas davon sagte, mußte ich wissen, ob irgend jemand davon Kenntnis hatte, daß er sich bei mir verbergen wollte und wieweit die Behörden ihn zuletzt verfolgt hatten. Auf letztere Frage antwortete er, daß er westlich von Edmonton gut untergebracht gewesen sei, aber vor ungefähr einer Woche die Warnung erhalten habe, er solle so schnell als möglich verschwinden. Dann war es ihm in der Nacht geglückt, bis zu seinen Eltern zu gelangen, wo er sich einige Tage aufgehalten, bis wegen seiner jüngeren Geschwister der Aufenthalt unsicher wurde. Sein Vater hatte ihm geraten, zu mir zu gehen, denn er vermutete, daß ich schon manchem Deserteur hilfreich beigestanden sei. Sein Vater ließ mir auch sagen, daß ich keinerlei Ursache habe, ihm als Vater Plauderhaftigkeit zuzutrauen.

Um aber wenigstens den jungen Menschen für den Fall einer Entdeckung zu „stempeln", sagte ich ihm ungefähr folgendes: „Weder ich noch meine Frau wissen, daß du Deserteur bist, denn du hast uns nichts davon erzählt. Du bist zu mir gekommen mit der Bitte, dich einige Zeit bei mir aufzunehmen zu dem Zweck, von mir „trappen" zu lernen. Vor allem — falls du bei mir erwischt wirst, schwörst du darauf, daß meine Frau nicht das geringste weiß, daß du Deserteur bist und gesucht wirst. Meine Frau muß unter allen Umständen aus dem Spiel gehalten werden."

Um ihn so schnell als möglich aus den Augen etwaiger

Spitzel zu bringen, machten wir noch denselben Abend den kurzen Trapperschlitten zurecht, packten für einige Tage Futter und Lebensmittel zusammen und machten alles Nötige, was wir sonst brauchten, fertig, damit wir früh im Finstern abfahren konnten. Während dann der Flüchtling schlief, blieb ich angekleidet die ganze Nacht wach, um beim geringsten verdächtigen Vorgang, der sich möglicherweise ereignen konnte, die sofortige Flucht unsres Schützlings zu decken. Um 4 Uhr früh schüttete ich den Pferden Futter, weckte den Burschen, und während er den Schlitten packte und im übrigen sein Augenmerk auf die Sicherheit wegen plötzlicher Gefahr zu richten hatte, warf ich mich angekleidet auf meine Jagdpritsche und schlief bis um 6 Uhr. Dann wurde rasch gefrühstückt, die Pferde angespannt, und hinaus ging es im flotten Trabe. Als es heller wurde, ließ ich die Pferde ruhiger gehen, denn wir waren über die Gefahr hinaus, von einem der an unserm bisherigen Wege zerstreut wohnenden Ansiedler gesehen zu werden.

Infolge der günstigen Schneelage und des leichten Schlittens waren wir schon nach 10 Uhr bei unserm Unterschlupf, den wir sofort samt dem „Stall" in Ordnung setzten. Mit der Sichel schnitten wir das mannshohe Schilf- und Roggengras ab und bekleideten damit die Seiten des „Stalles", auf dessen Dach eine dichte Lage Reisig kam, darüber Gras und als oberste Decke nochmals grünes Fichtenreisig. Die Pferde standen nun windgeschützt und verhältnismäßig warm. In unsrer Erdbude bauten wir den zerlegbaren Kampofen aus Eisenblech auf, verstopften Ritzen und Löcher mit Moos, und vor den Eingang hingen wir eine dicke Decke. Dann schnitten wir nochmals Gras und schichteten es auf unsere aus Knüppeln hergestellte Schlafpritsche auf. Auch für die Pferde schnitten wir eine ganze Menge als Streu ab und machten ihnen ein hohes Bett zurecht. Als dann alles besorgt war, machten wir Feuer im Ofen und gaben uns eine Weile zufriedener Beschaulichkeit hin, bis wir die ausgeschwitzten Pferde am nur wenige Schritte entfernten Teich tränken konnten. Dann machten auch wir uns einen Imbiß zurecht.

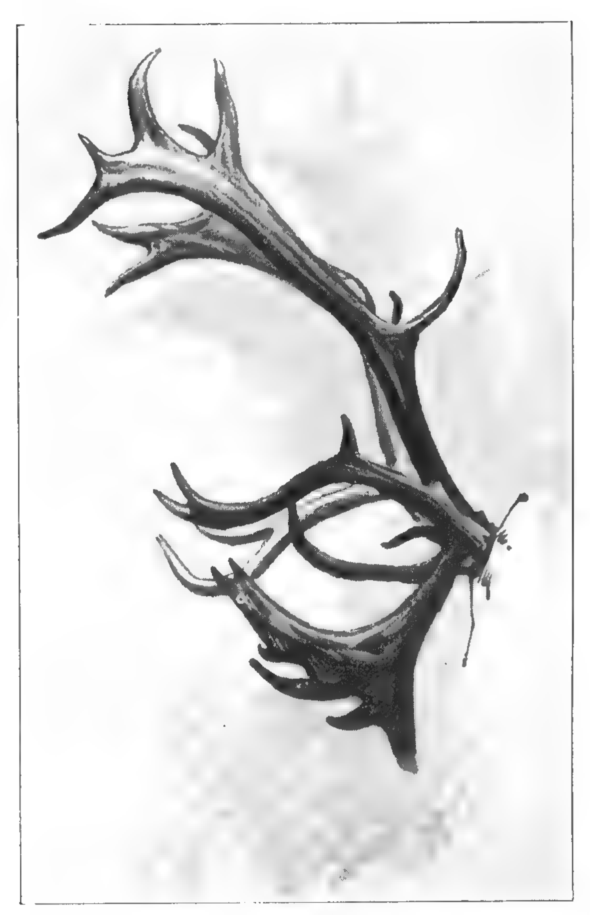


Bild 18.
Mein Karibu
1919/20.

Zu Kapitel 3.

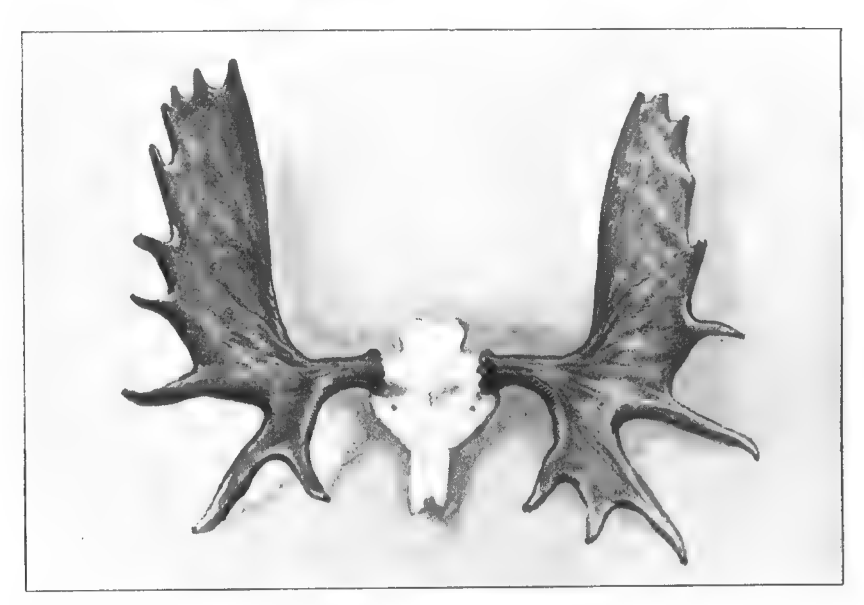


Bild 19. Elchschaufler vom Winter 1920/21. Zu Kapitel 3.



Die Nachmittagsstunden verwendeten wir zu einer Spürstreife. Hauptsächlich suchten wir die Ufer der vielen Teiche und Seen in Nähe unsres Platzes ab, um die besten Fangstellen zu finden, die sich für kleines Pelzgetier eigneten. Die Aussichten waren durchaus nicht schlecht; wenn wir günstiges Wetter behielten, konnte eine verhältnismäßig gute Beute, besonders an Bisamratten, zu erzielen sein. Nebenbei achteten wir auf die unsern Weg kreuzenden Fährten größerer Tiere, wie Luchs, Wolf, Fuchs u. dgl. Wir fanden auch letztere an den Seen und auf dem Eis gut vertreten. Ehe es dunkel wurde, bummelten wir wieder zurück, versorgten die Pferde für die Nacht und auch uns, und dann gaben wir uns der ungestörten — d. h. von Menschen ungestörten — Nachtruhe hin. Aber selbst im Schlaf hörte ich rundum das vielstimmige Geheul der Wölfe.

Am nächsten Morgen, bald nach Hellwerden, rückten wir zum Eisenlegen aus, jeder zwei Dutzend kleine Eisen in der Hand und einige große im Rucksack. Um unnötige Wege zu sparen, d. h. weite Kreuz- und Quergänge, legt ein erfahrener Trapper die Eisen möglichst in einem großen Bogen um das Lager, so daß er beim Nachsehen des letzten Eisens schon wieder nahe dem Lager ist. Wenn sich wegen Geländeformation oder aus sonstiger Ursache dieses nicht ermöglichen läßt, achtet man immer darauf, daß sich die Eisenlinie in einer Richtung ausdehnt, damit man Zeit beim Nachsehen spart. Wenn nun ungefähr 100 Meter rechts oder links der gedachten Linie ein Eisen gebettet werden muß, so kommen die paar Minuten Zeitverlust und der kleine seitliche Abstecher gar nicht in Betracht. Die Hauptsache ist, daß die Eisen nach einer Richtung gelegt werden. Dieses ist besonders von Vorteil, wenn ein ungeübter Partner dabei ist, wie zum Beispiel mein Schützling. Ein solcher ist dann in der Lage, auch ohne Beisein des „Meisters" jedes Eisen leicht zu finden. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß auf einer derart eingerichteten Linie und bei rationeller Belegung derselben mit Eisen diese schon in einigen Tagen „ausgetrappt" ist, so daß eine neue Richtung oder Linie eingeschlagen und belegt werden kann. Es muß System in der

Sache liegen. Dadurch werden auf scheinbar schlecht mit Pelztieren besetzten Linien ganz unerwartete Erfolge erzielt, die „Ausräuberung" geht gründlicher vor sich, es wird viel Zeit gespart, und für die betreffende Fangzeit braucht man eine derartig geplünderte Linie nicht mehr nachzusehen. Erst das kommende Frühjahr bringt neuen Besatz.

Nachmittags legten wir von unserm Lager aus eine besondere Linie großer Eisen für alles grobe Pelzgetier, und gegen Abend sahen wir die Ratteneisen nach, die uns das erste Dutzend Bisamratten lieferten. Am dritten Morgen hatten wir bereits zwei sehr starke Wölfe und einen minderwertigen Luchs im Eisen, sowie zwei Nörze und eine Anzahl Hermeline. Die meisten Fänge lieferten uns die in die Wohnungen der Bisamratten gelegten Eisen. Für die geringe Anzahl der Eisen, die ich mitgenommen hatte — in größerem Umfange wollte ich nicht mehr „arbeiten" —, immerhin keine schlechten Resultate. Am dritten Tage nachmittags fuhr ich allein zurück, um weitere Lebensmittel zu holen und die erbeuteten Felle mitzunehmen, damit diese zu Hause gespannt werden konnten. Am frühesten Morgen fuhr ich dann wieder ins Revier, wo nach meiner Ankunft bei der Hütte mein Schützling gerade vom ersten Revisionsgang zurückkam und einen ganzen Jagdrucksack von kleinerem Pelzgetier mitbrachte.

Innerhalb acht Tagen hatten wir an großem Pelzwerk elf Wölfe, zwei Rotfüchse und einen Kreuzfuchs sowie zwei Luchse erbeutet und eine ganze Menge Kleinzeug. Ich war in Anbetracht der Verhältnisse und Umstände damit sehr zufrieden, weil ich den Fang eben nur noch als Sport und nicht des Gewinnes halber betrieb.

Wenn wir mit der Revision der Eisen fertig waren, und das war gewöhnlich noch vor der Mittagszeit, dann versorgten wir rasch die Pferde und uns selbst; dann machten wir Streifzüge und revidierten auf dem Rückweg die Ratteneisen. Während eines Streifzuges stießen wir plötzlich und völlig unerwartet auf das hier nur noch in wenigen Exemplaren vertretene und an und für sich recht scheue Wild — Karibu; vier Stück, darunter ein guter

Hirsch. Sie standen in einer Sauerwiese und schlugen Moos unter dem Schnee hervor. Donnerwetter, während der offenen Jagdzeit war ich n i c h t zu Schuß auf dieses Wild gekommen, und jetzt, wo diese drei Wochen vorüber war, und der gute Hirsch noch „auf" hatte, stellt er sich mir auf 150 bis 180 Schritt wie ein vertrautes Stück Vieh gegenüber. Himmelsakra! Ich winkte den hinter mir stehen gebliebenen Burschen „nieder", ich selbst legte mich in den Schnee, und dann schob ich mich auf das Wild, das sich in seiner grauweißen Farbe nur wenig vom Schnee abhob, zu. Es war nicht die Absicht des Schießens, die mich verleitete, an das Wild „anzurutschen", sondern einfach der Drang, zu prüfen, wie weit mich das scheue Wild herankommen ließ, ehe es mich weg hatte. An der einen Seite der Wiese zog sich ein dammähnlicher schmaler Hang hin. Ich schob mich an ihm hinauf und hatte den Hirsch jetzt auf ungefähr 100 Schritte halbspitz von hinten. Gewohnheitsgemäß visierte ich ihn an, und da ritt mich der Teufel —; für meinen Schützling brauchte ich Fleisch, ich selbst war möglicherweise den letzten Winter in Kanada, — der Feind hetzte und verfolgte mich die vielen Jahre hindurch wie ein Raubtier, das ausgerottet werden mußte. Hol's der Deibel! Klärrrr! Hinaus war die Kugel. Ein Zusammenknicken in die „Knie", ein blitzschnelles Emporschnellen, dann rasende Fluchten in den nahen Hochwald, Brechen von dürrem Holz, — Ruhe!

Ich winkte dem Burschen, dann umschlugen wir die Wiese bis zu der Stelle, wo der Hirsch zu Holz geflüchtet war. Schon von weitem sahen wir die beiderseitige Rotfährte auf dem Schnee, die bis zum Anschuß zurückreichte. Der Fährte in das Holz folgend, fanden wir ungefähr 60 Meter vom Rande entfernt den an schrägem Lungen- und durchgehendem Blattschuß verendeten Hirsch, der kolossal feist und sehr stark an Wildbret war. Das Geweih zählte 22 Enden mit schöner Stirnschaufel und wog mit kurz abgeschlagenem Schädel 16 Pfund. Der Hirsch wurde sofort an Ort und Stelle zerwirkt und ein „stilles Begräbnis" gemacht. Die Wildbretteile samt Decke und Läufen wurden bei mir zu Hause gewogen. Demnach war der Hirsch

475 Pfund schwer, ein sehr gutes Gewicht für unsre Gegend, wo den paar Karibus von jedem Jäger nachgestellt wurde, so daß schwere Stücke eine große Seltenheit waren.

Jeden zweiten Tag fuhr ich nach Hause und holte die von „Mutter" stets für mehrere Tage im voraus fertig gekochten und gebratenen Lebensmittel. Dadurch wurde uns draußen im engen und kaum das aufrechte Stehen gestattenden Erdloch viele Unannehmlichkeit mit Kochen erspart; wir brauchten Eßware nur anzuwärmen, dann konnte der Schmaus beginnen. Die Romantik meiner früheren Jagd- und Trapperfahrten war hier schon zum größten Teil geschwunden, dadurch, daß wir, anstatt uns selbst zu kochen, uns von Mutter den „gekauten Brei" vorsetzen ließen. Man war eben von Jahr zu Jahr älter und wegen schwindender Passion immer bequemer oder fauler geworden. Unser Schützling fühlte sich dabei ganz schlau und sicher. Als ich einmal wieder zu Hause gewesen war, brachte ich — wie sonst immer — die Zeitungen mit. Als wir diese abends beim Schein der Sturmlaterne studierten, fiel mir eine fette Überschrift ins Auge: „Amnesty for deserters." Da stand zu lesen, daß die Regierung in Betracht ziehe, alle Deserteure deutscher Abkunft zu begnadigen, denn „man" könnte es wohl verstehen, wenn diese sich geweigert hätten, gegen ihre eigenen Stammesgenossen in den Krieg zu ziehen. In Kürze würde die Regierung nähere Mitteilungen darüber ergehen lassen.

Wenn das nicht eine fette Zeitungsente war oder ein heimtückischer Versuch, die Deserteure deutscher Abkunft in Sicherheit zu wiegen, sie dadurch unvorsichtig zu machen, um sie leichter zu klappen, dann tat die kanadische Regierung wirklich ein menschlich gedachtes Werk. Es war von ihr ein unmenschliches Verbrechen, als sie deutsches Blut gegen deutsches Blut zu kämpfen zwang. Und ebenso war es ein Verbrechen der Vereinigten-Staaten-Regierung, als diese dasselbe tat.

Mochten sich zu Beginn des Krieges, als das I. Kontingent kanadischer Freiwilliger in Stärke von 21 000 Mann for-

miert wurde, auch einige hundert Lumpenhunde deutscher Abkunft als Freiwillige darunter befinden, sie haben ihren Verrat mit dem Leben bezahlt; denn dieses Kontingent ist bis auf den letzten Mann vernichtet worden. Aber solche deutschen Abkömmlinge mit Zwang gegen die eigenen Stammesgenossen zu treiben, so etwas kann man ja nur von Kanada und den Vereinigten Staaten erwarten. England war wenigstens noch so human, in der letzten Kriegszeit Kanada zu verbieten, kanadische Soldaten deutscher Abkunft in der Feuerlinie zu verwenden. Sie mußten zurückgezogen und hinter der Front zu Konstruktions- und sonstigen Arbeiten verwendet werden. Ob diese „Amnesty" Wirklichkeit werden würde, mußten wir abwarten. Mein Schützling war darüber natürlich hocherfreut, aber abwarten!

Unsre Beute an Pelzen mehrte sich der Anzahl der Eisen entsprechend in zufriedenstellender Weise von Tag zu Tag. Das Wetter war kalt, aber erträglich, und in unserer Erdhütte war es behaglich warm. Mein Schützling hatte inzwischen einen Wolf geschossen und noch dazu einen mächtigen Burschen, den ich ihm gern als sein alleiniges Eigentum zusprach. Bald hätten wir eines Morgens, als wir gerade zum Revisionsgang ausrückten, das Glück gehabt, einen oder zwei Schwarzfüchse zu schießen, wenn — ja wenn ich nicht einen Moment verblüfft gewesen wäre. Wir standen gerade auf einem alten Biberdamm und hielten über eine große Slough, in der sich ein Teich befand, Umschau nach Wölfen, als links vor uns auf einem kahlen Hügel ein Fuchs bellte. Hinblickend sah ich ihn nicht, trotzdem der Hügel nichts aufwies als Schnee und einige dicke Baumstumpfen. Und doch kam das Bellen von dort. So schnell wir konnten, sprangen wir dem ungefähr 200 Schritte entfernten Bellen entgegen. Bis auf 100 Schritte waren wir heran und sahen noch keinen Fuchs. Da kam er blitzschnell von jenseits des Hügels über den Kamm und den uns zugelegenen Hang herab auf einen großen Baumstumpfen zu, und plötzlich flüchtete von dort ab ein zweiter Schwarzfuchs, der hinter dem Stumpf gesessen hatte, vor dem

ersten her. Jetzt war ich wirklich einen Moment verblüfft, ging aber auf den ersten Fuchs in Anschlag und drückte ab. Aber kein Schuß fuhr hinaus, kein Versager, nein, ich hatte im Moment der Verblüffung das Entsichern vergessen. Hinein waren die Füchse in anschließendes Gebüsch. Futsch ist futsch und hin ist hin! Und weshalb war ich einen Moment verblüfft? Weil ich genau gehört hatte, daß der Fuchs auf der uns zugelegenen Hügelseite bellte, und doch kam er von jenseits, weil der bellende Fuchs plötzlich hinter dem Baumstumpf hervorprellte und weil ich hier und in der weiteren Umgegend den letzten Schwarz- oder Silberfuchs ausgerottet wähnte. Aber so ist es in der Wildnis (und im heimatlichen Revier), der Jäger weiß niemals, was plötzlich vor ihm auftaucht. Früher wäre mir diese momentane Verblüffung nicht passiert, aber die Passion war teilweise geschwunden, ich fing an, untauglich für die Wildnis zu werden. Wir haben die beiden kostbaren Pelzträger nicht mehr zu Gesicht bekommen; good bye!

Dafür hatten wir an diesem Morgen andere erfreuliche Fänge, und zwar im großen Eisen. Abgesehen von Bisamratten, Hermelin, Mink und einem schönen Marder (Marten) in kleinen Eisen, fanden wir an der Linie der Großeisen das eine mit einem Rotfuchs besetzt; dann kamen einige unbesetzte, dann ein Wolf mit sehr schwarzem Rücken, das nächstfolgende Eisen fehlte und war in den Wald geschleppt worden. Wir sahen sofort, daß ein sehr starker Luchs darin hing, folgten der Schleppspur und fanden den Luchs im hohen Geäst einer Pappel, mit Eisen und Ankerkette aufgebaumt. Ich gab ihm den Fangschuß und ließ ihn einstweilen hängen. Im nächsten Eisen hing wieder ein Wolf, und dann war alles unbesetzt. Immerhin, heute hatten wir einen guten Fangtag; wie bescheiden ich doch geworden war.

Fast jeden Tag schneite es ein wenig, aber nicht mehr, als daß gerade die alten Fährten verwischt wurden. Dadurch blieb das Interesse immer in uns wach, denn wir wußten und sahen bei unsern Gängen, was jede Nacht oder am Tage gewechselt, überhaupt, was nach unsrer „Räuberei" noch vorhanden war.

Da trat plötzlich sehr hoher Schneefall ein, der uns zwang, sämtliche Eisen frisch zu legen. Das wäre noch das geringste gewesen, aber ich m u ß t e jeden zweiten Tag nach Hause fahren, und der hohe Schnee machte an vielen Plätzen den Pferden so viel zu schaffen, daß schon der einmalige stundenlange Weg die Tiere ganz gewaltig angriff. Schließlich kam noch Sturmwetter und warf mächtige Wehen auf, durch die ich nur mit Hilfe der Schaufel mit den Pferden hindurchkam. Jetzt hörte die Gemütlichkeit beim Fangsport auf. Meine Tiere waren mir doch mehr wert als der Sport. Und anstatt eines Tages nach Hause zu fahren und am nächsten Morgen wiederzukommen, packten wir zusammen, sagten unserm Trapperrevier, den Bisamratten, Wölfen und sonstigem Getier „good bye" und rückten für immer von ihnen fort. In den 3½ Wochen, die wir dort getrappt hatten, erbeuteten wir 26 Wölfe, 5 Luchse, 6 Füchse und eine ganze Masse verschiedenes Kleinzeug. Wir konnten wirklich zufrieden sein.

Nun trat wieder die Sorge wegen unseres Schützlings in den Vordergrund; wo konnte ich ihn unterbringen? Bei der andauernden Bespitzelung, unter der ich und mein Heim standen, war vorauszusehen, daß wir bald verraten sein würden. Mehrere Tage waren wir schon wieder zu Hause, und noch immer wußte ich nicht, wohin mit dem Burschen. Ja, wenn Sommer gewesen wäre. Dann hätte ich einen ganz sicheren Zufluchtsort gehabt. Der Winter schloß diesen völlig aus. Eines Abends gegen 8 Uhr meldeten die Hunde, die sich in dem großen Heuhaufen neben dem Stall eine Höhlung gescharrt hatten, in der sie mit Vorliebe steckten, die Ankunft von Fremden. Ich war sofort vor der Tür und lauschte. Da hörte ich durch den Wald das Schnauben von Pferden und das Schleifen eines Schlittens, der zu mir kam. Ein paar Worte an meinen Schützling genügten, dann warf er die Pelzjoppe über, riß eine Decke an sich und huschte an mir vorbei zur Tür hinaus. Er wußte auf Grund meiner Weisung wohin einstweilen. Dann rief ich die Hunde zurück und wartete den Schlitten ab, in dem zwei

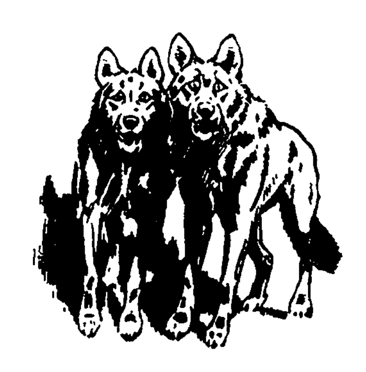
dicht in Pelze gehüllte Personen saßen. Ein leiser Zuruf vom Schlitten, — dann war ich dort und drückte den Eltern meines Schützlings erfreut die Hände. Ein leiser Pfiff von mir, und der junge Mann kam aus dem Gebüsch wieder zum Vorschein. In wenigen Minuten waren die Pferde untergebracht, dann saßen wir alle in der Stube, während draußen die gesamte Hundebande uns bewachte. Und als der Schlitten einige Stunden später wieder abfuhr, kauerte unser Schützling in der Schoßkelle, unter Decken unsichtbar begraben. Die Eltern hatten einen sicheren Platz für ihren gehetzten Sohn geschaffen, und mir und meiner Frau war eine Zentnerlast der Sorge genommen.

Ich will hier noch erwähnen, daß nach einiger Zeit die Amnestie wirklich zustande kam. Obwohl die Deserteure angeben mußten, wo sie sich aufgehalten und wer sie unterstützt hatte, haben mich die jungen Leute nicht verraten. Die Schweigsamkeit darüber war der schönste Dank an mich und meine Frau. Sollte einer von ihnen diese Zeilen lesen, dann sollen diese gleichzeitig auch unser Dank sein an die jungen Leute; Dank dafür, daß sie als Brüder des deutschen Stammes sich weigerten, gegen Deutschland zu kämpfen; Dank dafür, daß sie mich und meine Frau trotz behördlichen Druckes nicht verrieten; Dank dafür, daß sie 1921, als elender Verrat über mich hereinbrach, ihr möglichstes taten, um die Sympathie für uns unter der feindlichen Bevölkerung zu wecken, aus der alten Wahrheit: „Wer die Sympathie der Feinde hat, dem ist schon halb geholfen!"

Aber noch etwas anderes möchte ich unsern ehemaligen Schützlingen vom deutschen Vaterlande aus zurufen: „Dankt mir und meiner Frau, die wir unsre Freiheit und unser Leben in die Schanze schlugen und euch vor schwerer, brutaler Strafe, vor Tod und Verstümmelung auf den Schlachtfeldern retteten, — die wir euch in schwerer Krankheit gepflegt haben, als wäret ihr unsre Kinder, dankt es uns dadurch, daß ihr eintretet gegen den Deutschenhaß lehrenden Durchschnittskanadier, — daß ihr eintretet gegen die Beschimpfungen und Verleumdungen eures deutschen Stammvolkes; dankt uns damit, daß ihr im Herzen

Deutsche bleibt! D a s ist der schönste Dank, den ihr uns nachtragen könnt.

Einst kommt ja doch die Stunde, wo ihr frei vor den Feinden des Deutschtums bekennen könnt: Ich bin ein D e u t s c h e r, bin stolz darauf, dieses offen zu sagen. Ich bin stolz darauf, ein Deserteur gewesen zu sein, weil ich als Mensch von deutschem Blut nicht gegen meine Stammesbrüder kämpfen wollte!





Viertes Kapitel.

Auf Wapiti und Bär.

„Mann, — sollte es wirklich wahr sein, daß wir bald die Heimat wiedersehen werden? Ich kann es noch kaum glauben!" Meine Frau stand mit gefalteten Händen vor mir und sah mich ungläubig an, während ich ihr einen Brief aus der Heimat vorlas, der, die Zensur umgehend, auf dem Wege über Mexiko und die Vereinigten Staaten nach Kanada in meine Hände gelangte. Er besagte sinngemäß, daß ich in „absehbarer Zeit" meine propagandistische Tätigkeit in Kanada einstellen könnte, denn es wären inzwischen „andere Wege offen" geworden. Selbstverständlich freute auch ich mich bis zu einem gewissen Grade, bald die Heimat wiederzusehen und meine Haut aus Kanada zu retten. Ich war aber noch ebenso pessimistisch in bezug auf die „absehbare Zeit" wie meine Frau. Immerhin bedeutete der Brief für uns einen Lichtblick für die Zukunft, und man konnte sich sozusagen im Geiste schon auf die Rückkehr in die Heimat rüsten und Entschlüsse fassen. Es konnte aber auch möglich sein, daß ich über Nacht meiner Pflichten los und ledig wurde und dadurch unsre Heimkehr recht schnell und unvorbereitet erfolgen mußte.

Gewöhnt, mit allen Lagen zu rechnen, nahm ich mir vor-

sichtshalber die letzte Möglichkeit als Richtschnur an. Und da hatte ich für meine Person noch ein gut Teil Wünsche auf dem Herzen, die noch in Erfüllung gehen mußten oder sollten, ehe ich das Land verließ. Die Wünsche waren jagdlicher Natur, und zwar wollte ich zu meinen bereits vorhandenen Trophäen noch einige kapitale Stücke haben, die mir der Wapitihirsch liefern sollte. Es durfte aber in meiner „Ecke" trotz guten Bestandes an Wapitis kein derartiges Wild erlegt werden. Da standen mir nur zwei Wege offen: Entweder ich mußte „wildern", oder ich mußte einen Jagdtrip dorthin unternehmen, wo der Wapiti erlegt werden konnte. Im letzteren Fall bedurfte es einer regelrecht vorbereiteten und für Wochen gut ausgerüsteten Jagdfahrt, die mich wiederum wochenlang vom Hause fernhielt und zu der ich auch ein oder zwei Teilnehmer brauchte. Diese zu finden, war mir nicht schwer gemacht dadurch, daß ich schon längst Angebote von Jagdlustigen an Hand hatte, die mit mir eine Jagdreise unternehmen wollten. Da waren vorerst zwei Holländer, die im Süden des Edmonton-Distrikts wohnten und die ich schon vor Jahren als gute Kerls kennengelernt hatte. In jägerischer Beziehung ließen sie allerdings viel zu wünschen übrig, aber das war mir egal. Falls ich mich noch entschließen sollte, einen wochenlangen Jagdausflug zu machen, der gleichzeitig der letzte in Kanada sein sollte, dann waren mir diese beiden Kumpane als Partner die geeignetsten; um so mehr, als sie so weit von mir entfernt wohnten, daß durch sie ein Bekanntwerden meiner Abwesenheit vom Hause völlig ausgeschlossen war.

Zuerst streckte ich nur die Fühler aus; ich schrieb einen vorsichtig gehaltenen Brief an die beiden, und nach einigen Tagen kam prompt d i e Antwort, die ich nach Fassung meines Briefes auch nicht anders erwartet hatte. Sie baten mich, doch mit i h n e n jagen zu fahren, sie würden für alles sorgen, was wir drei für den wochenlangen Aufenthalt im „Revier" brauchten. Aus Gründen etwaiger Postbespitzelung meiner Briefe gab ich keine schriftliche Antwort, sondern ich nahm das Sicherste in die Hand — eine Fahrkarte, und fuhr persönlich zu den Holländern. Am andern Tage war ich wieder zurück, und die Sache

war gemacht, die Zeit der Abfahrt besprochen und alles Nötige zur Vorbereitung von mir empfohlen. Meine Frau mußte noch einmal Komödie in Männerkleidung spielen und meine Abwesenheit vom Hause so gut als möglich verdecken. Hätten wir nicht Aussicht gehabt, Kanada bald zu verlassen, dann hätte mich diesmal meine Frau auf keinen Fall auf längere Zeit fortgelassen. Aber so war ihr als Jägersfrau selbst darum zu tun, noch einige gute Trophäen mit in die Heimat zu nehmen. Damit meine Frau während dieser längeren Abwesenheit, die wirklich meine letzte Jagdtour in Kanada sein sollte, nicht ganz auf sich allein angewiesen war, fand sich auch ein Weg. Ich hatte ja noch einige Getreue, auf deren Schweigsamkeit ich mich unbedingt verlassen konnte. Den mir zunächst wohnenden zog ich nach vorhergegangener Besprechung mit meiner Frau ins Vertrauen. Er erklärte sich sofort bereit, ein wachsames Auge auf mein Heim und meine Frau zu haben, und versprach mir, jeden Tag bis zu meiner Wohnung zu reiten und dort nach dem Rechten zu sehen.

Als der verabredete Tag gekommen war, und ich an unserer Station am hellen Tage in den Zug stieg, ahnte niemand, daß ich auf längere Zeit fortblieb. Ich trug weder Gepäck noch Gewehr, denn diese Sachen hatte ich schon einige Tage vorher in einer festen Kiste als Expreß und unter falscher Deklaration an die Holländer abgesandt. An meiner Station traf ich einige Bekannte, die mich über das Ziel meiner Reise fragten. Ich nannte eine nahe Station, fuhr aber in Wirklichkeit nach Edmonton, stieg dort in den Zug nach dem südlich gelegenen Calgary, stieg aber schon nach einigen Stationen wieder aus, denn dort wurde ich von einem der Holländer erwartet. Von der Station weg fuhren wir mit dem Wagen bis zu den nur wenige Meilen entfernten Farmen der Holländer, wo ich meine Kiste bereits vorfand. Sie freuten sich ungemein, daß sich mir kein Hindernis entgegengestellt hatte, das mich noch in letzter Minute gezwungen hätte, den geplanten „Ausflug in die Berge" aufzugeben. Am Tage meiner Ankunft bei den Holländern konnten wir jedoch nicht sogleich abrücken, denn meine beiden Partner

wußten keinen Bescheid in all den vielen Dingen, die zu einem längeren Aufenthalt in der Wildnis nötig sind. Allerdings kamen bei weitem nicht d i e Vorbereitungen und d i e Masse an Lagerutensilien und dergleichen Dingen in Frage, deren es bedurft hätte, wenn wir im Flachland geblieben wären, wohin Wagen und Pferde benützt werden konnten. Wir mußten die Bahn bis zu dem ausgewählten „Revier" benutzen und unsere Ausrüstung auf dem Rücken schleppen. Als Träger nahmen die Farmer zwei kräftige Arbeiter mit, die in den mächtigen Rucksäcken den weitaus größten Teil der Lagerausrüstung trugen.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit Sack und Pack zur Bahn und dann nach Calgary. Dort stiegen wir in den Expreßzug der Canadian Pacific, und nun ging die Fahrt direkt den Felsenbergen zu. Schon einige Stunden nach Verlassen der Stadt sahen wir vom Zuge aus einzelne schneegekrönte Häupter der hohen, gewaltigen Bergriesen über die in weiter Ferne sich dunkel abhebende Gebirgslandschaft hinausragen. Da uns dieser Anblick vorerst noch nicht besonders interessierte, blieben wir bei dem während der Fahrt angefangenen Thema über unser in Aussicht genommenes Jagdrevier, das uns selbstverständlich noch völlig fremd war und das in den „Kotenays" lag. Warum wir uns gerade diesen Platz ausgesucht hatten? Das hatten die Holländer getan. Unweit der kleinen Gebirgsstation W. lebte seit einigen Jahren ein alter Trapper, den meine beiden Partner sehr gut kannten, weil er, bevor er sich in das Einsiedlerleben der Berge zurückzog, um dort sein Leben durch Pelzfang zu fristen, lange Zeit bei den Holländern gearbeitet hatte. Sie waren von dem Alten öfter aufgefordert worden, ihn doch einmal in seiner Bergklause, wo er mehrere Meilen von der Haltestelle der Bahn sich niedergelassen hatte, zu besuchen. Es gäbe sehr viel Wild und Bären dort, doch seien diese infolge des zerklüfteten Geländes schwer zu jagen. Er wollte aber dafür sorgen, daß jeder einen guten Wapiti und andere Trophäen in den Wigwam mitnehmen würde. Unsre Absicht war, in der Hütte des Alten zu kampieren und von dort aus unsre Jagdgänge zu unternehmen, wenn trotz der Nähe der bewohnten

Hütte der Wildstand gute Trophäen versprach. Eine Benachrichtigung des Trappers, daß wir an dem und dem Tage kämen, war nicht erfolgt. Ich hatte bei meinem ersten Besuch bei den Holländern wohl eine Benachrichtigung vorgeschlagen, doch jene meinten, das wäre nicht nötig, denn der Alte sei immer zu Hause oder käme wenigstens zur Nacht zurück.

Die Fahrt wurde, je näher wir dem Gebirge kamen, recht bummelig, denn die Maschinen — zwei vor dem nur aus acht Wagen bestehenden Zug — mußten tüchtig pusten, um die kolossalen Steigungen zu überwinden. Wir hatten auch sonst immer lange Aufenthalt auf den Stationen, so daß sich unsre Ankunft in W. gar nicht berechnen ließ. Und als wir erst richtig in das Gebirge hineinkamen, da schien es oft, als würde der Zug nicht mehr weiter können. Zudem war es Nacht, so daß wir nichts von der Berglandschaft sahen und die Bummelei recht langweilig wurde. Also — die Beine lang und geschlafen, bis uns das Grau des anbrechenden Tages durch die Fenster winkte. Jetzt wurde die Fahrt trotz der Bummelei recht interessant, denn die Gegend war hier so wildromantisch, wie man sich kaum vorstellen kann. Oft führte die Bahn an steiler Felsenwand entlang, während wenige Meter auf der anderen Seite der Strecke grausig tiefe Schluchten ihren gähnenden Schlund öffneten. Dann fuhren wir wieder durch enge Felsengänge dahin, durch tiefschwarz scheinende Nadelwaldungen mit Stämmen von riesiger Höhe und Umfang, dann wieder durch pechschwarz gähnende Tunnel! Durch einen Maschinendefekt mußten wir an einer gottverlassenen Haltestelle mehrere Stunden liegen, wo der Defekt ausgebessert wurde. Zum Glück gab es hier Kaffee, Tee, Limonade, gutes Bier und ein Schnäpschen, denn in Punkto Alkoholverbot ging es in Britisch-Kolumbien nicht ganz so „knochentrocken" zu, wie in den anderen kanadischen Provinzen. Wir empfanden deshalb den unfreiwilligen Aufenthalt nicht so stark. Es dämmerte schon die zweite Nacht, als wir weiterfahren konnten. Also aus Langeweile wieder die Beine lang und geschlafen. Gegen zwei Uhr morgens weckte uns der Zugführer und sagte uns, daß wir in ungefähr einer Stunde in

W. sein würden. Na also! Gott sei Dank! Wir kamen zwar noch im Finstern dort an, aber das war auch nicht schlimm, denn jede Minute, die dann verging, brachte uns ja dem Tageslicht näher.

Endlich hielt der Zug in W. Es war nur eine „Bedarfshaltestelle" und außer einigen kleinen Blockhütten schienen keine Gebäude vorhanden zu sein, soweit wir in der Dunkelheit sehen konnten. Nur das Bahngebäude war in schmuckem Stil aufgeführt und mit zwei Beamten besetzt. Wir fünf Mann waren die einzigen Passagiere, die an der Station ausstiegen. Die Beamten gaben uns in zuvorkommendster Weise Auskunft über die Gegend, wo die Hütte des Alten lag, und über die Richtung, die wir nehmen mußten. Es sollte ein leicht auffindbarer Pfad, den der Alte gekennzeichnet hatte, von der Station zur Hütte führen, denn der Trapper kam öfter nach der Station. Da es noch zu finster war, um uns auf den Weg machen zu können, blieben wir im Stationsgebäude. In liebenswürdiger Weise stellten uns die Beamten ihr Kochgeschirr zur Verfügung, damit wir uns Kaffee kochen konnten. Währenddessen stellte ein Beamter, der den Jagdscheinverkauf hatte, die Jagdscheine für uns aus. Als es hell wurde, wollten wir losmarschieren, der Stationsagent riet uns aber, den hellen Tag abzuwarten; der Pfad sei dann leicht auffindbar, bei Dämmerlicht könnte ihn nur ein völlig Kundiger benützen.

Wir warteten demnach noch über eine Stunde und dann zogen wir, schwer bepackt, los. Anfangs war dem Pfad, der nicht breiter als ein ausgetretener Wildwechsel war, leicht zu folgen. Bald aber sahen wir, daß der Rat des Stationsbeamten, den hellen Tag abzuwarten, gut gewesen war; denn wir stießen auf sich kreuzende oder abzweigende Wildwechsel, die sich in nichts unterschieden von demjenigen, der zur Hütte führte. Der letztere war jedoch durch Kerbhiebe an den Bäumen oder durch andere Merkmale gekennzeichnet, die aber nur bei vollem Tageslicht zu erkennen waren. Zuerst hatten wir Hochwald zu passieren, und der Pfad führte uns bald an steilen Lehnen, senkrechten Abstürzen und jäh auftauchenden Felsspalten vorbei —

bergauf und bergab. Dann kamen wir auf nacktes Gestein, von wo aus wir tiefe Täler und Einschnitte, kleine Teiche und Wasserläufe heraufblinken sahen. Wir fanden auch mehrere Wapitifährten und frische Losung, jedoch rührten sie von schwachem Mutterwild her, das an den Hängen hingezogen war; immerhin ein Zeichen, daß hier Wapitis steckten. Für Bär und Luchs, wohl auch für vereinzelte „Cougar" (Berglöwe) war das Revier prächtig. Der Stationsbeamte hatte uns gesagt, daß hier „allerhand" zu schießen wäre und daß erst wenige Jäger hier gewesen seien, die auch sehr gute Trophäen und Bären mitgenommen hätten. Wenn wir bis zur Hütte des Trappers vordringen wollten, dann hätten wir erst recht Aussicht auf gute Stücke, denn dort sei, soviel er wußte, überhaupt noch nicht gejagt worden, weil es hier ganz nahe der Station genug „Stuff" gäbe. Wir würden mit unserem schweren Gepäck wohl fünf Stunden brauchen, ehe wir die Hütte erreichten, obwohl die Entfernung nur vier bis fünf Meilen betrage.

Die Entfernung und die fünf Stunden hatten uns trotz der schweren Lasten, die wir trugen, nicht geschreckt, wohl aber schreckten uns jetzt, nachdem wir ungefähr zwei Stunden gewandert waren, die vielen steilen Aufgänge, wo wir gehörig pusten konnten. Oft mußten wir einander rückwärts stützen und uns gegenseitig helfen. Dann kamen sehr steile Hänge, wo wir uns, seitwärts gehend, nur mit Hilfe des Bergstocks vor einem Abrutsch bewahren konnten. Wer von den Lesern Hochgebirgskraxler ist, dem brauche ich die Geschichte nicht erst zu beschreiben. Genug — nachdem wir uns drei Stunden mit unserem schweren Gepäck geschunden hatten, bekamen die Holländer die Geschichte satt und wollten einen Teil des Gepäcks zurücklassen. In den andern Teil sollten wir uns teilen, damit jeder etwas entlastet würde. Ich war aber nicht damit einverstanden, denn der andere Teil, der zurückgelassen werden sollte, mußte ja doch sofort nachgeholt werden. Wozu zweimal diesen vermaledeiten Weg machen; dann lieber öfter Halt gemacht und eine Weile ausgeruht. Mein Vorschlag wurde denn auch angenommen und nach einer Ruhepause der mühselige

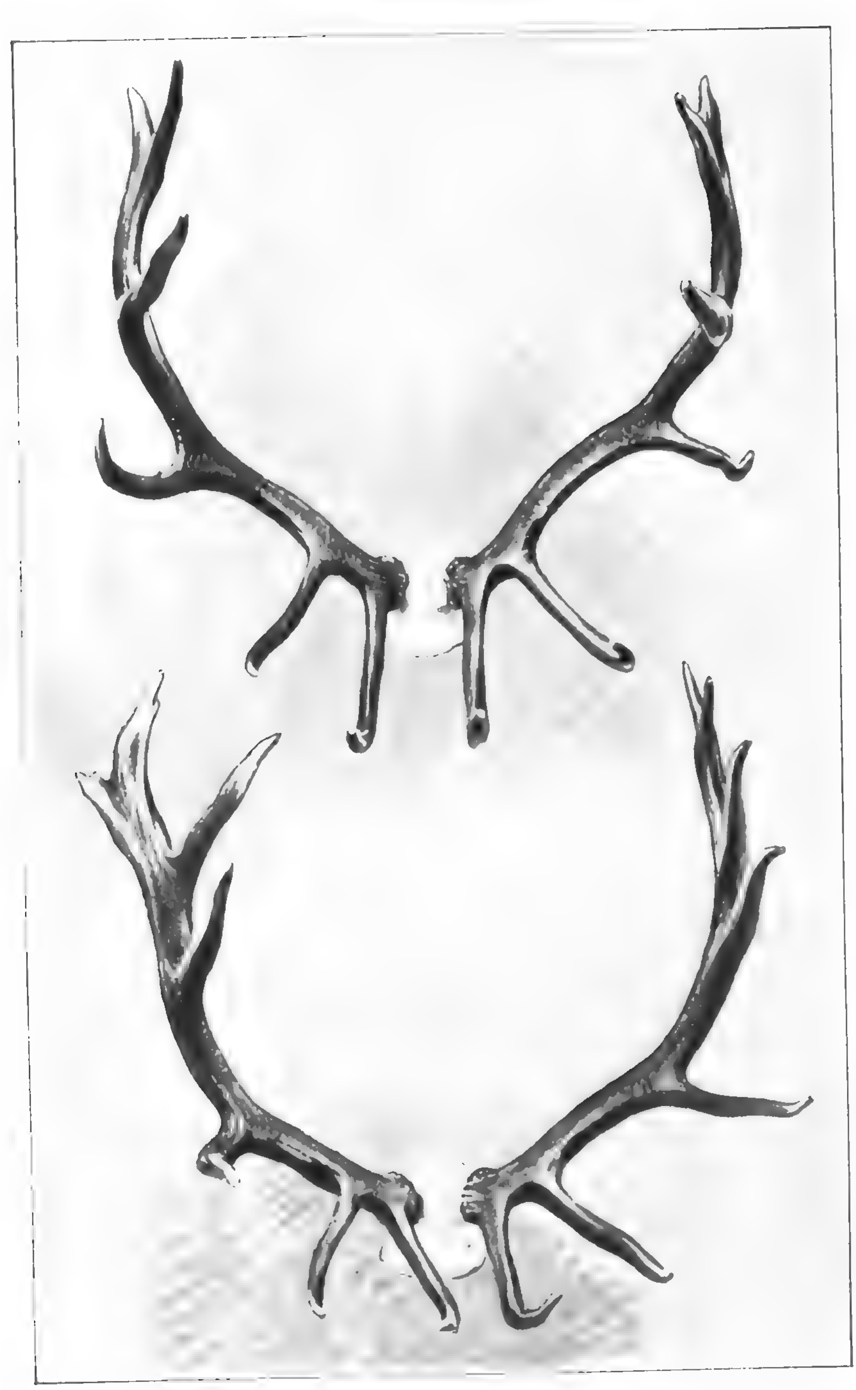


Bild 20/21. Die beiden Wapitigeweihe. Unten: 16-Ender, Geweihgewicht 34 Pfund; oben: 12-Ender. Geweihgewicht 26½ Pfund. Zu Kapitel 4.

Weg wieder fortgesetzt. Wir hatten auf unserem Gänsemarsch trotzdem nicht gebummelt, und doch glaubten wir nach der Voraussage des Stationsagenten uns immer noch an zwei Stunden von der Hütte entfernt. Wir waren daher nicht wenig überrascht — allerdings zu unserer Freude —, als wir nach fast vierstündiger Wanderung von einem kahlen Felsrücken aus unter uns ein kleines Tal, in dem ein silberglänzender Wasserlauf sich entlang zog, und eine Blockhütte erblickten, die an einem Waldstreifen auf erhöhter Stelle stand. Das konnte nur die gesuchte Hütte sein, obwohl der Pfad, von uns aus mit den Augen verfolgt, weit oberhalb der Hütte vorbeizuführen schien. Wie mit einem Schlage war die sich immer mehr zeigende Schlappheit bei den Holländern verschwunden, während ich und die beiden Arbeiter, die als Träger fungierten, uns soweit noch gut gehalten hatten. Durch den „frohen Ausblick" wurde die Last um die Hälfte geringer, und ein förmliches Hasten begann. Als wir noch einige hundert Meter weitergegangen waren, sahen wir den Grund, weshalb der Pfad so weit oberhalb der Hütte vorbeiführte, anstatt allmählich in schräger Richtung nach dem Tal abzufallen. Von uns aus gesehen, lag die Hütte nun schon hinter uns, ohne daß der Pfad nach unten gelegt war. Wir kamen aber plötzlich an eine Stelle, wo der Pfad einen scharfen Winkel nach rechts, dem Tale zu, machte, und dort fanden wir einen durch Menschenhand regelrecht angelegten Zickzackpfad, der uns einen bequemeren Abstieg bot, als wenn er uns in schräger Richtung sofort auf das Häuschen zugeführt hätte.

Als wir unten im grasigen Tal anlangten, lag die Hütte ungefähr 100 Schritte zurück, aber ein kleines Fenster zeigte sich nach dieser Richtung, so daß der Alte uns vom Fenster aus sofort sehen mußte, als wir darauf zusteuerten. Es blieb aber alles ruhig, und keine Seele zeigte sich. Als wir vor der Tür unser lautes „Hallo" riefen, blieb alles still. Der Alte war ausgeflogen, die Tür aber nur in der üblichen Weise eingeklinkt und unverschlossen. Ohne zu zögern, traten wir ein, warfen die Rucksäcke ab, und da war es uns allen, als sollten wir wie ein Luftballon hoch gehen, so leicht fühlten wir uns plötzlich. In dem

einzigen Raume sah es nach echter Trapperart äußerst primitiv aus; ein zerlegbarer Ofen aus Eisenblech mit zwei Kochringen, im Kasten ein kleiner Backofen, einige Emailletöpfe, Schüsseln; Pfanne aus Eisenblech, eine Lagerstatt aus Knüppeln zusammengenagelt mit Moos als Matratze, ein paar Schlafdecken, eine Bank aus Knüppeln, eine kleine Bank mit Sitz aus einem wurmstichigen Stück Brett, dessen Farbenreste verrieten, daß es einst an einem Güterwagen als Wand gedient hatte, und viele Kleinigkeiten, die dem einsamen Trapper unentbehrlich sind. In einer Ecke hingen alte Hosen und Joppen und ein alter Filz in Cowboy-Form, der so speckig war, daß man für einen Winter Stiefelschmiere auskochen konnte, und auf dem Fenster lag ein alter Pfeifenzulp mit selbstgemachter Spitze aus einem knieförmigen Kirschbaumzweig. Ein echtes und rechtes Trapperidyll, die Hütte samt ihrem Inhalt. Es fehlte nun bloß noch der Besitzer, der jedenfalls auf Pelzjagd in der Nähe war.

Vorerst brauchten wir ihn auch nicht, denn wir mußten einige Stunden ruhen; dann war es Abend und dann kam sicherlich auch der Trapper heim. Daß aus der Nachtruhe dann wenig wurde, war klar, denn es gab doch allerhand zu erzählen und zu besprechen. Während unsere Träger schnell Kaffee kochten, packten wir andern die großen Rucksäcke aus und säbelten mit einer alten Sense, die wir an der Hinterwand der Hütte entdeckten, das mannshohe dürre Gras des Wiesengrundes ab, um es als Lagerstatt zu benutzen. Inzwischen war der Kaffee fertig und ein Fetzen mitgebrachtes Fleisch gebraten. Wir fielen wie die hungrigen Löwen darüber her und, noch mit beiden Backen den letzten Bissen kauend, hauten wir uns auf das trockene Gras, das schnell auf dem aus blankem Erdreich bestehenden Fußboden aufgeschichtet wurde.

Wir schliefen alle sofort ein. Wie lange ich gerasselt hatte, wußte ich momentan nicht, als ich plötzlich erwachte und stockfinstere Nacht um mich sah. Das Erwachen geschah durch innern Drang. Im Schlaf war es mir vorgekommen, als ob mein Gesicht ein plötzlicher Luftzug gestreift hätte, und dann hatte ich das Gefühl, daß ich nicht mehr allein, d. h. daß außer

uns fünf noch ein Fremder plötzlich ins Haus getreten sei. Ich griff nach meiner elektrischen Taschenlampe, die ich unter meinen Kopf geschoben hatte, und ließ das Licht in der Hütte umherirren. Richtig! Auf dem Knüppelbett des Alten saß eine zusammengeknickte Gestalt und ihre Augen ruhten forschend auf den Schläfern. Quer über die Knie lag etwas Blinkendes — die Winchesterbüchse. Der Alte war sich keinesfalls klar, welcher Art Gäste während seiner Abwesenheit sich bei ihm einquartiert hatten. Er wartete also ruhig den Moment ab, wo wir erwachen und uns zu erkennen geben würden. Da ich den Namen des Alten kannte, rief ich ihn sofort an und weckte dadurch gleichzeitig meine Gefährten. Im Nu war alles auf den Beinen, und da wir Leuchtkerzen bereitgestellt hatten, flammten bald mehrere Lichter auf. Nun kam die „Vorstellung", die zur Folge hatte, daß der kleine Raum in einen „Freudentempel" verwandelt wurde. Der Alte geriet fast aus dem Häuschen, daß ihn seine früheren Arbeitgeber schließlich doch noch besucht hatten. Was soll ich noch weiter über den Abend sagen — trotzdem es schon nach 10 Uhr war, verlebten wir noch einige recht gemütliche Stunden, die ihre besondere Würze durch einen steifen Grog fanden; denn wir hatten selbstverständlich für ein gut Teil Feuerwasser gesorgt. In diesen Stunden nahm ich Gelegenheit, den Trapper zu studieren. Abgesehen von seinen fast 60 Jahren, war er noch eine zähe, recht knochig gebaute Figur mit verwitterter Haut und dem freien, aber alles beobachtenden Blick; nicht geschwätzig, im Gegenteil etwas wortkarg, aber jedes Wort überlegend und wuchtig gesprochen. Alles in allem zusammengefaßt: Eine Trappergestalt vom alten Schrot und Korn, die heute in den Pelztierländern ebenso rar geworden ist, wie bei uns daheim der „Jäger von altem Schrot und Korn". Denn auch der Trapper und das gesamte Trapperleben sind durch den Wechsel der Zeiten von der modernen Kultur nicht unbeleckt geblieben; besonders, seit die Verkehrswege und -mittel sich in der Wildnis gebessert haben. Und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo die alte Trapperromantik nur noch in der Erinnerung der Alten lebt und in Büchern festgehalten wird.

Haben doch schon die letzte Zeit des Weltkrieges 1914/18 und in noch weit verstärktem Maße die ersten Nachkriegsjahre eine gewaltige Umwälzung der Trapperromantik gebracht, dadurch, daß Flugzeuge zur Erreichung der Fangdistrikte und zur Versorgung der modernen Trappergesellschaften verwendet werden. Bald, bald ist nun dem letzten Rest von Romantik Halali geblasen.

Unsere hauptsächlichste Unterhaltung bestand natürlich in einem Frage- und Antwortspiel betreffs der Jagdaussichten. Der Alte — ich will seinen Namen nennen — Mr. Wood, sagte uns, daß es überall Wapitis und Bären gäbe und auch anderes Wild; besonders zahlreich seien die „Jump Deers" anzutreffen. Die Jagd sei aber für einen weniger geübten Jäger durchaus keine Erholung, sondern sie bedeute unendliche Mühe, Strapazen und Ausdauer. Wir würden aber sicher zum Schuß auf gute Trophäen kommen. Er kenne die Lieblingsplätze des Wildes, das er nie gestört habe, und er wisse auch, wo sich mehrere Bären aufhalten, die ihm aber noch nicht vor den Lauf gekommen seien.

Die Winke, die Mr. Wood uns in bezug auf die beliebtesten Standorte der Wapitis gab, nahm ich für meine Person gern an, mich aber auf seine F ü h r u n g zu stützen — das ging mir gegen die Jägerehre. Wir besprachen uns dahin, daß ein Holländer mit mir gehen sollte, während der andere von Mr. Wood geführt wurde. Die beiden Arbeiter blieben Tag für Tag in der Hütte, besorgten die Kocherei und den „Haushalt", und als besondere Tätigkeit wurde ihnen die Bedienung des „Signalapparates" übertragen. Eigentlich gab es deren zwei; der erste bestand aus einer glashart getrockneten starken Stange, die wir am nächsten Morgen sofort schlagen und zur Hütte schleppen wollten und zweitens aus meinem alten Alarmschußapparat, den ich fürsorglicherweise mitgenommen hatte. Die Stange, die hohlgelegt werden mußte, hatten die Arbeiter in einstündigen Pausen mehrmals stark mit dem Rücken der Axt zu bearbeiten, wodurch ein derart lauter Ton erzeugt wurde, daß er in der herbstlichen, klaren Gebirgsluft sehr weit zu hören

war. Das Wild wurde keineswegs dadurch gestört. Infolgedessen konnten wir uns in den vielfachen Windungen und Kraxeleien durch Wald, Schluchten und jede Orientierung ausschließenden Felsenmassen nach der Lage unserer Hütte richten, wenn wir nicht gar zu weit weg waren und die Axtschläge noch hören konnten. Der Schußapparat diente für weitere Entfernungen. Die Zurückbleibenden erhielten die Instruktion, nachmittags gegen 2 Uhr den ersten Schuß zu lösen und so fort jede folgende Stunde, bis wir zu Hause waren. Auf diese Weise war uns das Zurückfinden viel leichter gemacht und kostete uns weniger Zeit. Mr. Wood riet mir, am ersten Jagdtage gleich über das Flüßchen zu setzen und jenseits zu jagen, während er mit seinem Begleiter auf der Hüttenseite jagen wollte. Wir konnten zum Kreuzen des Flüßchens einen Steg benutzen, den Wood etwas oberhalb der Hütte über eine enge Stelle gelegt hatte. Wenn wir weiter unten übersetzen wollten, wo der Fluß ungefähr 50 Schritte breit war, mußten wir das dort angekettete Boot besteigen. Wood riet mir aber, des besseren Geländes zum Emporklettern wegen über den Steg zu gehen.

Es war fast 3 Uhr geworden, als wir uns wieder aufs Ohr legten, um noch etwas zu ruhen. Einer schärfte dem anderen ein, ja nicht zu fest zu schlafen, damit wir frühzeitig losmarschieren konnten. Mr. Wood sagte uns aber, daß er uns schon wecken würde, wenn es Zeit sei, und deshalb überließen wir uns ruhig dem Schlaf.

„Hallo, aufstehen!" — Himmelsakra! Schon Morgen? Ich warf die Decke ab und sah nach den kleinen Fenstern. Düsteres Morgengrau brach hindurch. Gerade die richtige Zeit zum Aufstehen. Meine Gefährten gähnten verschlafen, reckten und streckten sich und fuhren darauf wie ein geölter Blitz aus den Decken. Mr. Wood kniete schon am Ofen und machte Feuer. Ich trat vor die Hütte und spähte in die Landschaft hinaus, die aber nichts erkennen ließ als einen dichten Wassernebel, über den die dunklen, hohen Gebirgskuppen hinausragten. Rundum war nichts zu hören. Der Morgen war rauh und kühl, aber es war schon jetzt zu sehen, daß wir wieder schönes Wetter

bekommen würden. Ich riet, die „Signalstange" nicht eher umzuhauen, bis wir Jäger bereits im Revier waren, wo wir zuerst beboachten wollten, ob sich irgendwo Wild zeige. Die Stange brauchte ja nicht stark zu sein, so daß zwei Mann sie trotz des schwierigen Geländes bewältigen konnten. Das Abhauen derselben sollte nach meinem Vorschlag erst geschehen, nachdem wir uns ungefähr eine Stunde im Revier befanden. Mr. Wood gab mir völlig recht, und so konnten wir nach dem Frühstück ohne längeres Verweilen losgehen.

Das düstere Grau hatte sich erst wenig erhellt, als ich mit „Holländer Nr. 1" über den Steg ging. Es hieß aufpassen, damit wir nicht ein kaltes Bad in dem tiefen und stark strömenden Wasser nahmen, denn der Steg bestand nur aus drei schwächeren Stangen, und diese waren von dem Morgennebel recht schlüpfrig geworden. Wir kamen aber beide glücklich hinüber, und da ungefähr 70 Schritte weiter sich schon die stark bewaldeten Felsenhänge erhoben, ging auch die Kletterei sofort los. Stöcke hatten wir nicht mitgenommen, da diese bei der Jagd nur störend waren; wohl aber trugen wir jeder eine 50 Fuß lange Leine zusammengerollt im Rucksack. Ohne diese kommt man nun einmal im Gebirge nicht aus. Ruhig stemmten wir uns die steilen Hänge hinauf, blieben oft stehen und lauschten in der Runde, ohne daß wir etwas anderes hörten als das erste Zwitschern der Vögel oder das kurze „Ratsch" eines auffliegenden „Lumber-Jack". Einmal strich ein großer Schatten über uns dahin und blockte wenige Meter über uns auf — ein Uhu! Nachtschwalben strichen überall vor und um uns her; aber kein Klappern oder Abrollen von Gestein, das uns ziehendes Wild verraten hätte. Immer höher stiegen wir hinauf, und immer tiefer sank der Nebel. Bald wurde es hell um uns, und als wir noch eine Viertelstunde aufwärts gestiegen waren, lag der Nebel tief unter uns, und von einer freien Gesteinsgruppe, auf der wir uns niederließen, genossen wir einen prächtigen und verhältnismäßig weiten Ausblick auf die Berg- und Waldkuppen. Was unter uns lag, das verdeckte noch der Nebel. Da schallten plötzlich helle Schläge zu uns herüber; sie klangen derart laut

und klar zu uns herauf, als wären die Arbeiter, die dort drüben eben unsere „Signalstange" schlugen, ganz nahe bei uns. Und doch lag schon eine beträchtliche Entfernung dazwischen. Zu klar war hier im Gebirge die Luft zum Jagen; wir mußten mit größter Ruhe und Vorsicht birschen, um das scharfhörige Wild nicht von weitem zu vergrämen und uns umsonst müde Knochen zu holen. Ich machte meinen Begleiter auf diesen Umstand aufmerksam und gab ihm dementsprechende Weisungen, wie er sich verhalten sollte, wenn wir plötzlich auf Wild stießen oder solches ziehen sahen.

Da der Sonnenaufgang noch auf sich warten ließ, und unter uns der Nebel unverändert dick blieb, verließen wir den Felsblock und birschten uns auf den freiesten Stellen weiter. Die dicken Gummisohlen auf meinen ledernen Mokassins gestatteten mir ein fast lautloses Schleichen, und auch mein Begleiter gab sich Mühe, es mir nachzutun, und ich muß sagen, daß ich ihm selten einen Wink zur Vorsicht zu geben brauchte.

Wir hatten eben einen Felsvorsprung erreicht, der uns einen guten Ausblick über die tiefliegenden Nebelschwaden hinweg auf die umliegenden Felshänge und Waldgruppen gestattete. Ich suchte mit dem Glas das Gelände ab, und da kam es mir vor, als ob an einer Berglehne und in einer Entfernung von fast 400 Metern sich etwas bewegt hätte. Lange haftete mein Blick an dieser Stelle, und je länger ich das Glas darauf richtete, desto deutlicher hoben sich einzelne Tiergestalten vom Gestein und Bestand ab. Kein Zweifel, dort bummelten Wapitis; denn daß es nur solche und keine Springhirsche waren, dafür sprach die hellere Farbe. Aufmerksam verfolgten wir die Richtung, in der das Wild zog. An unseren Ausguckblock schloß sich hinter unserem Rücken sehr steiles Felsgelände, bestanden mit alten Mischhölzern.

Während wir unser Augenmerk dem ziehenden Wild zuwandten, knickten hinter uns an sehr hohem Gelände plötzlich einige dürre Ästchen; zwar sehr leise, aber in der klaren Luft von einem scharfen Ohr deutlich wahrnehmbar. Da stieß mich der neben mir stehende Holländer an und winkte mit

den Augen nach einer bestimmten Stelle hinter unserm Rücken. Als ich mich umwandte, sah ich in einer Höhe von 100 bis 120 Meter den Spiegel eines Wapiti zwischen dem Unterwuchs verschwinden, und wenige Meter hinter dem Spiegel tauchte das Geweih eines guten Hirsches auf. Dann folgte — immer ziehend — ein dritter und vierter Hirsch, aber alle viel geringer, und dann kam ein „Schneider". Dann kam eine Weile nichts, bis sich plötzlich ein paar Stangen wieder zeigten, so gewaltig, daß der Holländer fast aus dem Häuschen geriet, so daß ich ihn als Warnung fest auf den Fuß trat. Donnerwetter — war das ein Hirsch! Diese kolossalen Stangen, dieser massige Körper — nie konnte ich mich entsinnen, etwas Derartiges in kanadischer Wildnis gesehen zu haben, sogar nicht im Park, wo die Wapitis „uralt" wurden. Es war selbstverständlich, daß ich den Gewaltigen, der als Nachzügler dem vorangewechselten Rudel folgte, nicht aus den Augen ließ, obwohl er nur zeitweise für einen Moment zwischen Stangen und Unterwuchs sichtbar war. Erst als der Hirsch wohl eine Viertelstunde verschwunden war, bewegten wir uns und tauschten leise unsere Verwunderung aus. Ich sah, wie der Holländer förmlich zitterte, und ich vermeinte, sein Herz im Jagdfieber laut pochen zu hören. Er gestand mir auch unumwunden ein, daß er jetzt nicht imstande wäre zu schießen oder zu treffen, selbst wenn der Hirsch auf wenige Meter wie eine Scheibe vor uns stände. Und plötzlich raunte er mir zu: „Mr. Otto, der Hirsch muß mein werden; kommen Sie, wir gehen ihm nach." Das glaubte ich ihm, daß er den Hirsch haben möchte. Ich war egoistisch genug, dabei zu denken: „So siehst du aus; dieser Gewaltige ist die gute Kugel eines Jägers wert und keines Schlump- oder tattrigen Schützen. Wenn irgend möglich, wird der Hirsch mein!" Das war niederträchtig von mir gedacht, aber nur deshalb, weil mein Gefährte kein richtiggehender Jäger war. Und ein solcher sollte, wenn ich es verhindern konnte, diesen Gewaltigen nicht — anludern.

Das Rudel Geweihter entschwand meinem Blick, aber hin und wieder hörte ich noch leises Knistern, das mir verriet, nach

welchem Lehnenzipfel die Reise ging. Ich fragte meinen Begleiter, ob er beobachtet bzw. gehört hätte, wohin die Hirsche gezogen seien. Er verneinte. Das war gut; meine Frage war nur eine Täuschungsfrage. Ich suchte mit dem Glas noch einmal die Stelle ab, wo das erstgesehene Rudel Wapitis aufgetaucht war. Alles leer. Nur Mutter Sonne kroch jetzt mühsam über Felskuppen und Wald empor, und der Nebel unter uns lichtete sich, so daß wir bald einen freien Ausblick in die Täler und Einschnitte haben würden. Mein Begleiter drängte, dem Gewaltigen zu folgen. Ich sagte ihm, daß wir damit kein Glück haben würden, weil wir zuviel Hindernisse vor uns hätten, die uns dem Wilde vorzeitig verrieten. Wäre ich allein gewesen, dann hätte ich nicht gezögert, mich an den Hirsch heranzumachen. In Gegenwart meines Begleiters ließ ich das Rudel scheinbar aus und schlug von der Kuppe weg eine andere Richtung ein, die uns in die Nähe des zuerst gesehenen Rudels bringen mußte, wenn uns die steilen und mitunter senkrechten Felspartien einen halbwegs passierbaren Abstieg gestatteten. Das war aber auch nur ein Manöver von mir, um meinen Begleiter aus der Nähe des Hirsches zu entfernen. Die dümmsten Bauern ernten bekanntlich die größten Kartoffeln. Der Teufel konnte sein Spiel treiben, der Gewaltige plötzlich wieder in Schußnähe auftauchen, und dann befürchtete ich zweierlei: Entweder das Rudel Geweihter eräugte uns, nahm die Störung übel und verschwand für längere Zeit aus seinem Standort, oder — was noch schlimmer gewesen wäre — der Holländer hätte, ohne daß ich ihn möglicherweise hindern konnte, Funken gerissen und den Hirsch angeludert. Im letzten Falle war als ziemlich sicher anzunehmen, daß er in dem Fels- und Waldgewirr uns verloren ging. In einem derartig verwickelten Jagdgelände und auf einen derartig gewaltigen Hirsch, der alles vor mir bisher Gesehene überbot, durfte nur ein einziger Schuß fallen und der mußte „im Leben" sitzen. Also birschten wir uns — ich voraus — scheinbar vom Rudel hinweg; in Wirklichkeit aber war ich darauf aus, wenn irgend möglich, die Geweihten einzukreisen, um selbst zum Schuß zu kommen.

Als wir uns ein beträchtliches Stück auf dem schwierigen Gelände weiterbewegt hatten, uns immer strichweise dem Tal zuhaltend, von wo uns durch den gelichteten Nebel das kleine Flüßchen, das an der Hütte vorbeifloß, entgegenblinkte, stießen wir plötzlich auf einige Wapitifährten. Von den höheren Lagen kommend, kreuzten sie in fast genau senkrechter Richtung, dem Tal zu, den Weg, den ich mir gewählt hatte, in der Absicht, die über uns abgezogenen Geweihten einzukreisen. Die Fährten waren so frisch, daß das Wild keine zehn Minuten vor uns gewechselt sein konnte. Auch der Holländer war „helle" genug, dies zu konstatieren. Ich aber überzeugte ihn bald, daß mindestens drei Stunden dazwischen lagen. Gut Zureden hilft ja meistens, besonders wenn der Widersprechende nicht ganz „firm" ist. Ich zählte fünf Fährten; jede zeigte mir den Geweihten, und eine derselben war von derartiger Größe und stand so tief im geringen Bodenbelag des Gesteins, daß jedes halbwegs geübte Jägerauge sofort einen ganz kapitalen und ausnahmsweise schweren Hirsch ansprach. Mir ging blitzschnell der Gedanke durch den Kopf, daß das abwärts gewechselte Wild mit demjenigen identisch sein müsse, das über uns vorbeigezogen war, denn die Stückzahl stimmte und auch der schwere Hirsch. Mein Begleiter erfuhr von meiner Mutmaßung natürlich nichts, und während ich seinen Flüsterungen wegen des gefundenen Wechsels scheinbar interessiert zuhörte, entwarf ich mir einen anderen Plan. Daß das Rudel mit dem Gewaltigen seinen gewöhnlichen Stand in den hohen Felslagen jetzt am frühen Morgen noch nicht annehmen, sondern erst noch überall umherbummeln würde, um da und dort zu naschen, hatte ich schon ins Auge gefaßt, als ich mir den Plan zurechtlegte, den Hirsch einzukreisen. Dementsprechend hatte ich auch den Weg eingeschlagen.

Das Rudel mußte durch irgendeinen Umstand ganz plötzlich aus der zuerst innegehaltenen Parallelrichtung ausgebrochen und sofort dem fast genau senkrecht liegenden Talgrund zugewechselt sein. Nun lag die Annahme wieder nahe, daß dieses Rudel auf das andere, das wir zuerst jenseits des Flüß-

chens beobachtet hatten, stieß und sich ihm zugesellte. Aus diesem Grunde beschloß ich im stillen, die eigentliche Birsch aufzugeben und dem starken Hirsch zu folgen. Hoffentlich hatten sie das Flüßchen noch nicht angenommen. Im letzten Fall wäre es uns kaum möglich gewesen, hinüberzukommen, wenn wir es nicht durchwatet hätten. Und ein solches Unternehmen wäre im Hinblick auf die weit vorgeschrittene Jahreszeit in gesundheitlicher Beziehung gar nicht so ungefährlich gewesen. Nach einer kurzen Orientierung über die nächste Umgebung winkte ich meinem Begleiter, mir zu folgen. Vorsichtig nahm ich die Fährte an, bald bergab, dann wieder horinzontal am Hang entlang und herüber und hinüber, über kahles Gestein und durch Holzbestand. Plötzlich teilten sich die Fährten. Zwei Stück, dabei ein starker Hirsch, waren wieder aufwärts gezogen, während die anderen drei, dabei die enorm starke Fährte, nach links dem Tale zu weitergezogen waren. Daß das Rudel nach einiger Zeit wieder zusammentraf, war mit Sicherheit anzunehmen. Auf alle Fälle mußten wir uns trennen, um beide Fährten zu halten. Falls wir nach einer Stunde noch nicht zueinander gestoßen waren, wurde ein Signal verabredet, das uns wieder zusammenführen sollte, und zwar würde ich auf der von mir verfolgten Fährte stehen bleiben, während der Holländer auf das Signal hin zu mir zu stoßen hatte.

Gott sei Dank — meinen Begleiter war ich für eine Weile los; er hatte nicht bemerkt, daß ich dem abnorm starken Hirsch auf seiner Fährte folgte. Und nun ging es bei mir mit großen Sprüngen vorwärts, während der Holländer langsam dahinzog. Ich konnte es schon riskieren, so schnell wie möglich vorwärts zu dringen, denn ich sah aus dem Fährtenbilde, daß die Hirsche zwar langsam, aber ohne Aufenthalt vor mir wechselten. Sie führten mich bis zur Talsohle, wo noch schönes grünes Gras stand, und ich nahm mit Sicherheit an, daß auch die scheinbar nach der Höhe zurückgewechselten zwei Stück nach der Talsohle ziehen würden. Leider konnte ich die Sohle, die gleichzeitig die Uferflächen des Flüßchens bildete, ihrer Länge nach nur auf geringe Entfernung überblicken, weil die vorgelagerten Fels-

blöcke und der Baumbestand oft bis zum Flüßchen gleich einer Zunge in die Uferflächen hineinragten, während sich dahinter wieder breite, schwammige Wiesenflächen zwischen die Felsgebilde hineinschoben. Jetzt erst begann für mich das vorsichtige Birschen, das mir allerdings durch die gute Deckung sehr erleichtert wurde. Die drei Hirsche hatten den Wiesengrund angenommen, hier und dort einige Halme genascht und waren dann am Fluß weiter aufwärts gezogen. Diese Richtung war mir sehr lieb, anderseits lag aber die Gefahr nahe, daß mein Begleiter vielleicht einen kürzeren Weg zurückzulegen brauchte und er trotz meines anfänglich schnellen Vordringens mich von oben her überholen und Störung verursachen konnte. Deshalb nahm ich Stellen, die mir gute Deckung boten, im Galopp. Da gelangte ich an einen Platz, wo die Felswände weit zurücktraten. Dort befand sich ein kleiner Teich oder „Lake" (der Kanadier nennt jede Pfütze „Lake" — See), der aber fast ausgetrocknet war und wo nur Weidengestrüpp und spärliches Sauergras wuchsen. An der einen Seite des Teiches, aufwärts im Grunde, war ein hoher Biberdamm, der durch das Flüßchen in zwei Teile getrennt war; der eine Teil befand sich auf derjenigen Uferseite, auf der ich birschte, der andere lag jenseits des Flüßchens. Was hinter dem Biberdamm sich befand, konnte ich wegen dessen Höhe von der Talsohle aus vorerst nicht feststellen. Ich machte mich deshalb daran, vorsichtig einen Felsblock zu erklettern, um über den Damm, der ungefähr 200 bis 250 Schritte entfernt war, hinwegzusehen. In diesem Moment fiel oberhalb des Blocks, in einer Höhe von ungefähr 200 Schritten, aber mir ein bedeutendes Stück voraus, ein Büchsenschuß, dem gleich darauf ein zweiter folgte. Himmelsakra! Ich gedachte wieder des „dümmsten Bauern mit den größten Kartoffeln". Herunter von dem Vorsprung, den ich bereits erstiegen hatte, um die ganze Höhe des Blocks zu erklettern, dann einige schnelle Sprünge im Grunde entlang. Da rollen am Abhange rechts vor mir Steine; stoßweise Atemzüge dringen zu mir herunter, aber die wilde Jagd scheint oberhalb am Hang entlang zu gehen. Da bricht es auch vor mir, Steine klappern, und

ich sinke blitzschnell in die Knie, denn ich stehe völlig frei und deckungslos. Auf dem hohen Biberdamm, der sich auf meiner Uferseite befindet, taucht plötzlich ein gewaltiges Geweih und ein massiger Körper auf, und ein zweiter gelbbrauner Strich steht sichernd im Weidengebüsch, über das ebenfalls ein paar geringe Stangen emporragen. Der Gewaltige, den ich sofort wiedererkannte, bleibt mir rechtsseitig etwas spitz von hinten, auf dem Rücken des Dammes verhoffend. Es sind nur wenige Augenblicke Zeit. Trotz des gewaltigen Geweihs, das manch anderen Jäger zum Jagdfieber getrieben hätte, verliere ich die eiserne Ruhe nicht, als ich blitzschnell die Mauserbüchse an die Wange bringe. Klirrend fährt die Kugel über den Teich hinüber. Durch den massigen Körper geht ein deutlich sichtbarer Ruck, eine kurze Drehung, und hinunter geht die Flucht in den Wiesengrund, hinter den Damm, so daß er vorläufig meinen Blicken entzogen ist; der zweite Hirsch folgt dem tödlich Getroffenen, und dann tritt wieder Ruhe ein. Kein Stück Wild ist mehr zu sehen oder zu hören. Nur aus der Gegend, wo die Schüsse des Holländers gefallen sind, dringt der laute Pfiff der doppelstimmigen Signalpfeife, den ich sofort erwidere. Dann folgt der zweite Pfiff, der mir sagte, ich sollte zu ihm hinaufkommen. Mag er warten. Jedenfalls war er auf die anderen beiden Geweihten gestoßen, hatte einen oder den anderen erlegt oder angekratzt. In beiden Fällen war er instruiert; im ersten Falle hatte er beim Hirsch zu warten, bis ich kam, und zweitens einen krankgeschossenen nicht zu verfolgen, bevor ich nicht am Platz erschien.

Ich selbst war des guten Sitzes meines Schusses und der sehr guten Wirkung des 8-mm-Nickel-Kupfermantelgeschosses sicher; weit war der Hirsch nicht gegangen. Ich wartete in aller Gemütsruhe ungefähr eine halbe Stunde, dann nahm ich die Fährte auf. Am Anschuß lag reichlich Schnitthaar, aber kein Schweiß. Aber schon nach einigen Fluchten zeigte sich rechtsseitig ein dicker Spritzer, während links der Fährte nichts von Schweiß zu sehen ist. Das Geschoß hat den Hirsch also n i c h t durchschlagen. Das war mir noch lieber, denn ich hatte schon

lange die Erfahrung gemacht, daß Geschosse, die nicht durchschlugen, immer ein viel schnelleres Verenden bedeuteten, als wenn auch noch ein Ausschuß vorhanden war. Diese Beobachtung hatte ich lediglich bei schwerstem Wild gemacht. Ich fand dann beim Aufbrechen, daß das betreffende Geschoß — in diesem Fall das N. K. M. G. — sich im Wildkörper kolossal gestaucht hatte und daß die aufgerissenen Streifen des Kupfermantels ganz andere Zerstörungen verursachten als das Stahlmantelgeschoß, besonders nach Durchschlagen des Knochens. Die Entfernung betrug, als ich schoß, rund 150 Schritte; die Kugel mußte also gut sitzen, was ja auch der immer reichlicher sich zeigende Schweiß bewies. Hinter dem Damm lag ebenfalls sehr schwammiges Gelände mit viel Weidengebüsch. Rund 100 Schritte vom Anschuß lag der Hirsch verendet. Er war mitten in der Fährte zusammengebrochen und schien sich wie ein auf den Kopf gestellter Hase überschlagen zu haben, denn das mächtige Geweih steckte bis zur Hälfte im schlammigen Grund, der Windfang war nach oben gerichtet. Der Einschuß befand sich einige Striche von Blattmitte nach hinten; Ausschuß war nicht vorhanden. Zahl der Enden: Sechzehn.

Um meinen Gefährten nicht zu lange warten zu lassen, lüftete ich den Hirsch und schob das Aufbrechen so lange auf, bis ich wußte, was bei dem Holländer los war. Als ich die Decke gelüftet hatte, quoll mir eine förmliche Wulst Feist entgegen; von „schlechten Eltern" war der Hirsch nicht. Es war nur schade, daß ich ihn nicht mit nach Hause nehmen konnte, oder vielmehr wegen der hohen Beförderungskosten auf der Bahn nicht mitnehmen wollte. Aber verkaufen konnten wir das Wild an den Stationsagenten, der es für einen Wildbrethändler erstand. Dazu bedurften wir einer „market license", die beim Agenten zu erhalten war und je nach der Wildart mit 2 bis 10 Dollar berechnet wurde.

Eine mühselige Kletterpartie, die Felsen hinauf, stand mir bevor, als ich mich endlich anschickte, meinen Gefährten aufzusuchen. Ich fand ihn auf einem Fallbaum sitzend und gemütlich rauchend. Seine erste Frage war: „Haben Sie einen?" Ich

nickte. „Ja — einen Krüppel." Ich wollte ihm nicht schon jetzt sagen, daß ich den Gewaltigen erlegt hatte. „Haben Sie auch einen?" Er zuckte resigniert die Schultern: „may be yes, may be no." (Kann möglich sein oder auch nicht.) Dann erzählte er mir, daß er auf die zwei verfolgten Hirsche gestoßen sei, die sich am sonnigen Abhang niedergetan hatten. Es sei ein ganz geringer und ein „big one" (großer Kerl) gewesen, mit großen „Hörnern". Er habe einmal auf den sitzenden starken Hirsch geschossen, daß die „Haare geflogen" seien. Darauf war der Beschossene hochgeworden und mit krummem Rücken abgegangen. Von dem zweiten Schuß, den er noch auf den Hirsch abgegeben habe, wisse er nicht, ob er getroffen habe. Jedenfalls sei der Hirsch krank.

Verfluchte Schweinerei! Der Holländer hatte wenigstens Verstand behalten und war dem Kranken nicht nachgespürt. Ich begab mich zum Anschuß, der ungefähr 70 bis 80 Meter entfernt war, und stellte an dem reichlichen Schnitthaar und anderen Zeichen fest, daß hier Weidwund- und Leberschuß vorlag. Das war noch ein Glück, denn mit einer derartigen Verletzung konnte der Hirsch nicht entkommen; wenigstens nicht in diesem Berggelände. Vorsichtig nahm ich die Fährte, die sehr schlecht zu finden war, auf, während der Holländer, hinter mir hergehend, unsere nächste Umgebung zu beobachten hatte. Die Fahrt des Hirsches war bald bergab gegangen, dem vom Flüßchen durchzogenen Wiesengrunde zu, hatte diesen aber nicht mehr erreichen können. An einer sehr steilen Stelle war er abgeglitten, hinter einem Felsblock zu liegen gekommen, wo er auch noch lag, aber noch lebte. Ich gab ihm sofort den Fangschuß auf den Hals. Das Geweih war wirklich gut zu nennen, obgleich es nur ein ungerader Zwölfer war. Die Stangen waren zwar etwas unregelmäßig gestellt, indem die rechte etwas mehr nach innen gebogen war, aber das tat der Trophäe keinen besonderen Abbruch. Nach dem Aufbrechen schleiften wir ihn hinab zum Wiesengrund. Diese Arbeit hätten wir zwei Mann nicht allein bewältigen können, wenn er auf ebenem Gelände gelegen hätte; den steilen Abhang hinab wurde sie uns leicht

gemacht. Wir faßten jeder eine Stange, hoben das Haupt hoch und zogen den Hirsch, der nach später bahnseitig festgestelltem Gewicht rund 600 Pfund (engl.) wog, hinter uns her, bis wir ihn auf flachem Wiesengrunde hatten. Dann gingen wir sofort zu meinem Hirsch, um diesen aufzubrechen. Im Geiste sah ich schon jetzt das verblüffte Gesicht meines Begleiters über das „Krüppelgeweih", wie ich es ihm gegenüber bezeichnet hatte. Und so war es auch, denn als er vor dem Hirsch stand, riß er die Augen und das Geäse auf und brachte sonst nichts hervor als ein langgedehntes „God dam" —. Und ich freute mich riesig, daß es mir gleich am ersten Tage gelang, eine Trophäe zu erlangen, wie man solche nur immer als Phantasiegebilde auf dem Papier sieht. Andere Jäger, die ihn kurz vor unserer Abreise aus dem Jagdgebiet sahen, konnten nicht genug staunen über den gewaltigen Körper, dessen Gewicht, bahnseitig gewogen, rund 900 Pfund (engl.) betrug. Jeder gab unumwunden zu, daß er weder in seinem Leben einen derartig schweren Hirsch, geschweige denn ein solch massiges Geweih gesehen hatte. Heute hängt es in meinen heimatlichen vier Pfählen, und die gewaltigen Stangen bringen jeden, der es sieht, in staunende Verblüffung. Heute beträgt das Gewicht des Geweihs mit kurzem Schädel noch 34 Pfund.

Inzwischen war die zweite Nachmittagsstunde herangerückt. Wir beratschlagten, was wir mit den paar Stunden, die uns für heute noch übrig blieben, anfangen sollten, als aus mehreren Meilen Luftlinie Entfernung vier Schüsse zu uns herüberschallten. Jedenfalls rührten diese von Mr. Wood und dem zweiten Holländer her, denn der Stationsagent und auch der alte Trapper wußten nichts von der Anwesenheit anderer Jäger in diesem Distrikt. Hoffentlich lag auch dort drüben ein Hirsch auf der Decke, denn je schneller wir unseren Abschußetat erfüllt hatten, desto eher konnten wir wieder abreisen.

Ich schlug vor, den Flußwindungen noch weiter aufwärts zu folgen, ein großes Stück über die Stelle hinaus, wo der Hirsch meines Gefährten lag. Dort wollte ich wieder die hohen Lagen besteigen und in einem großen Bogen allmählich der Hütte zu-



Bild 22. Blick aus einem Flußtal auf die Bergriesen. Zu Kapitel 4.

steuern. Mein Gefährte war mit allem einverstanden, was ich für gut hielt, und deshalb setzten wir zum neuen Birschgang an. Hochinteressante Felsgruppierungen, Grotten, Höhlen und tief in die Wände hineindringende schmale Spalten boten sich unseren Blicken. Die grasige Talsohle, bald eng zusammenrückend, bald sich zu Kesseln formend, oder zu breiten Flächen ausdehnend, zeigte überall von schwerem Wild zerstampften Grund und abgeäste Graßflächen. Springhirsche waren reichlich vertreten, schienen aber recht scheu und vorsichtig zu sein, denn wir erblickten nicht ein einziges Stück.

Meinen ersten von den zwei erlaubten Wapitis hatte ich nun; den zweiten, wenn auch geringeren, würde ich auch noch erlegen, hatte es aber damit jetzt nicht mehr so eilig. Mein Augenmerk war nun vorerst auf Bären gerichtet. Wie uns Mr. Wood mitgeteilt hatte, sollten braune und schwarze verhältnismäßig gut vertreten sein, und auch Grisly hatte er in letzter Zeit mehrmals ganz frisch gefährtet, ohne aber zum Schuß zu kommen. Ich wußte aus Erfahrung, daß der Bär, gleichviel welcher Farbe, mit Vorliebe an Talabhängen wandert und gern die Wiesengründe absucht; denn dort findet er an den trockenen Rändern, alten verfaulten Baumstümpfen und hohlen Weiden die meisten Honignester wilder Bienen, sowie eierreiche Ameisenhaufen. Deshalb achtete ich besonders auf auseinandergeworfene Haufen und ausgescharrte Honignester. Auch die wilden Beerensträucher, die es hier in Massen gab und an denen noch vereinzelte Sauer- und sonstige Beeren hingen, ließ ich nicht unbeachtet, ebenso wie Gesteinsmassen und sonstige bekratzte Erdstellen auf dem Gestein. Überall hinterläßt ein Bär Zeichen und Spuren, aus denen das geübte Jägerauge seine Schlüsse ziehen konnte. Wir waren auch noch nicht lange zum neuen Birschgang unterwegs, als wir schon den ersten Faul-Stock fanden, der vom Bär tief unterhöhlt und des Honigs beraubt worden war; allerdings schon vor längerer Zeit. Bald fanden wir auch Kratzstellen am moosigen Gestein und auf der leichten Erdbedeckung der Felsenstege. Je schärfer wir aufpaßten, desto mehr fanden wir, und zwar einige frische, die kaum einige Tage

alt waren. Das genügte uns für heute. Die nächsten Tage wollten wir speziell auf Bären, und zwar hier in dieser Gegend, birschen. Dabei konnten wir ja auch gelegentlich unseren zweiten Wapiti schießen, wenn sich uns ein guter Hirsch in den Weg stellte.

Nachdem wir bis gegen halb vier Uhr immer an der Talsohle entlang gebummelt waren, wurde es Zeit, den Rückweg anzutreten. Wir erstiegen die Felsenlehnen und schlugen uns heimwärts, dabei das uns zur rechten Hand liegende Tal zur Orientierung benutzend. Die Höhen waren hier nur mit vereinzelt stehenden Waldstücken bestockt, und mancherorts wucherte zwischen Geröll heraus fast undurchdringliches Gestrüpp. Jede dieser „Remisen" bot dem Bären einen bevorzugten Tagesunterschlupf. Wir markierten uns durch Baum- und sonstige Zeichen den Weg, den wir nahmen, um diese Stellen, die wir jetzt jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe aufsuchen wollten, leichter wieder zu finden. Inzwischen schallte der dumpfe Schuß aus meiner „Signalkanone" von der Hütte zu uns herauf. Dieser sagte uns, daß wir uns in guter Richtung befanden und daß wir auch noch vor Einbruch völliger Dunkelheit zurück sein konnten, ohne hasten zu müssen. Wir befanden uns eben auf einer zwar mit Gesträuch bestockten, aber noch übersichtlichen Felspartie, als mich mein Begleiter plötzlich am Arme packte und heftig zurückriß. Sofort kniete ich nieder und der Holländer an meiner Seite. Dann winkte er mit den Augen links von uns nach einem Gewirr von Rollsteinen und lichtem Strauchwerk, das sich ungefähr 90 Schritte links von uns befand. Das Strauchwerk, das ich sofort als Beerensträucher ansprach, bewegte sich ruckweise bald rechts, bald links, aber immer dieselben Zweige oder Sträucher. So stark ich meine Augen auch anstrengte, ich konnte an der betreffenden Stelle keinen Tierkörper unterscheiden, weil eine dahinterliegende hohe Baumgruppe ihre Schatten darüber warf. Das Glas zu Hilfe nehmend, untersuchte ich das Strauchwerk, und jetzt sah ich etwas Hellbraunes zwischen dem einzelnen Strauchwerk leuchten. Plötzlich verschwand das braune Etwas, tauchte aber sofort an einer lichten

Stelle auf, und nun konnten wir genau erkennen, daß es ein Braunbär war, der die Beeren zupfte.

Ich legte mich vorsichtig auf den Bauch und warf geräuschlos den Sicherungsflügel herum, während mein Gefährte in knieender Stellung verblieb. Ich überlegte eben, ob ich einen Schuß durch die lichten Stengel riskieren sollte, als plötzlich meines Begleiters Büchse krachte. Ich sah, wie der Bär wie ein Plumpsack zusammenstürzte, sah ihn aber in demselben Moment wieder hochwerden; jedoch stand er jetzt derart schlecht, daß ich nicht schießen w o l l t e. Da knallte es bei dem Holländer zum zweiten Male, ohne daß ich beobachten konnte, ob dieser Schuß saß. Auf den zweiten Schuß prellte der Braune einige Schritte vor, drehte dann blitzschnell wieder um und kam, die Richtung nach der Gegend nehmend, aus der wir gekommen waren, frei und ungedeckt wieder zum Vorschein. Da ich sah, daß mein Begleiter abermals in Anschlag ging, war ich anständig genug, meine Kugel, die sicherlich gesessen hätte, im Rohr zu behalten. Klärrr! Der dritte Schuß des Holländers war hinaus; sie pfiff über den Bär hinweg. Jetzt war es mit meiner Rücksichtnahme zu Ende. Ich wollte anlegen, da machte der Bär, der uns jedenfalls in demselben Moment wegbekommen hatte, eine blitzschnelle Wendung und war, ehe ich zum Schuß kam, über eine breite Steinplatte hinunter und dem Blick entschwunden. Ich hinterher bis zur Platte; hinter mir hörte ich den Holländer seinen Winchester, Kal. 30—220 Army, repetieren und dann hinter mir herstürmen. Als ich auf der Platte anlangte und Übersicht auf das von dieser schräg abfallende Gelände hatte, erblickte ich zuerst einen kleinen Windbruch von entwurzelten „Spruce" (Fichtenart), deren Stämme schon viele Jahre hier — hoch aufgetürmt — friedlich neben- und übereinander lagen und den „Zahn der Zeit", die Fäulnis, erwarteten. Dort erblickte ich den Bär wieder; anscheinend suchte er einen Schlupfwinkel. Ich konnte trotzdem meinen Schuß nicht eher anbringen, bis er an den Fallstämmen emporturnte und darüber hinweg wollte. Die Entfernung betrug jetzt annähernd 120 Schritte, und der Bär war mir etwas halbspitz von hinten. Ich faßte mit

dem Korn zwischen die Gehöre und ließ fliegen. Im Knall des Schusses kippte er von den Stämmen, fiel dazwischen hindurch zur Erde und wälzte sich hin und her, kam aber nicht wieder hoch. Ich rutschte und sprang mehr als ich kletterte oder stieg auf den Windbruch zu, arbeitete mich bis auf fünf Schritte heran und gab dem nur noch schwach Zuckenden den Fangschuß in den Kopf. Der Holländer war schnell zur Stelle und unseren vereinten Kräften gelang es, den Bären, der ein nur schwacher Bursche männlichen Geschlechts war und schätzungsweise 3½ bis 4 Zentner wog, aus dem Windbruch heraus zu zerren. Infolge des schnell fliehenden Tages beeilten wir uns, ihn aufzubrechen; ihn aus der Haut schlagen, ging heute nicht mehr an. Wir markierten die Stelle, von wo aus ich geschossen hatte, und dann ging es von jetzt ab hastend der Hütte zu, denn vor Eintritt der Nacht mußten wir über die gefährlichen Felsklippen und den schmalen Stangensteg hinüber sein, was uns auch mit knapper Not und Mühe noch gelang.

Als wir in die Hütte kamen, waren Mr. Wood und der andere Holländer erst zur Tür herein. Woods Begleiter hatte ebenfalls einen guten Wapiti erlegt — oder wollte ihn wenigstens erlegt haben. Mir fiel bei dem späteren Gespräch aber so mancherlei auf, denn ich habe eine „gute Nase". So roch ich auch hier den Braten, nämlich, daß der Holländer den Tattrich bekommen, mehrmals vorbeigefunkt, und daß Mr. Wood letzten Endes den Hirsch gestreckt hatte. Der Trapper meinte, es sei ein im Wildbret recht schwacher und anscheinend kranker Hirsch, den aus den Bergen herabzuholen sich nicht lohnen würde, weil des schlechten Aussehens wegen der Hirsch von niemand gekauft würde. Im Gegensatz dazu sei das Geweih sehr gut. Es zeige zwar nur 10 Enden, die Stangen seien aber lang, stark und sehr schön geformt und eine wirklich gute Trophäe. Als ich erzählte, welchen Dusel ich in bezug auf den gewaltigen 16-Ender gehabt, sagte Wood, daß er den Hirsch kenne. Er habe ihn dort und dort öfter gesehen, aber wegen zu weiter Entfernung die Zahl der Enden nicht feststellen können. Die Beschreibung, die Wood von der Gegend, wo er ihn gesehen

hatte, gab, stimmte genau mit der überein, wo ich den Hirsch mit den andern Geweihten zuerst ziehen sah. Also hatte er auch dort in der Nähe seinen Standort gehabt. In bezug auf den Bär, den ich letzten Endes noch gestreckt hatte, sagte Wood, daß in demselben Geländeteil überhaupt ein förmliches Bärengehege sei; den Grisly habe er dort immer gespürt. Wir erfuhren auch von Wood, daß er und der andere Holländer heute stundenlang hinter einem Grisly hergewesen, daß aber inzwischen der erlegte 10-Ender-Wapiti aufgetaucht sei, und durch die Erlegung desselben war die weitere Verfolgung des grauen Burschen für heute aufgegeben worden.

Während die heutigen Erlebnisse flüchtig durchgehechelt wurden, bereiteten die als Koch fungierenden Gepäckträger Wapitileber zum Abendbrot, denn es war selbstverständlich, daß wir diese im Rucksack mitgeschleppt hatten. Nur Wood hatte die Leber nicht mitgebracht wegen des kranken Aussehens des gestreckten Zehnenders. Wapitileber schmeckt viel feiner als die vom Rothirsch oder Elch, und dasselbe ist mit dem Wildbret der Fall. Nach dem Essen besprachen wir kurz unsere Absichten für den nächsten Tag. Wood und der zweite Holländer gingen wieder in derselben Richtung wie am heutigen Tage jagen und wollten auf dem Heimwege das Geweih ihres ersten Wapitis mitbringen. Die beiden Gepäckträger sollten mit dem Boot den Fluß hinauffahren bis zu der Stelle, wo der Biberdamm von dem Flüßchen geteilt wurde und wo auch mein 16-Ender lag. Dort wollten wir einander erwarten. Mein Holländer und ich brachen aber eher als die Bootfahrer auf. Wir wollten zuerst im Morgengrauen birschen, dann den Bär aus dem Fell schlagen, die Schinken auslösen und nach der Talsohle bringen. Das andere vom Bär blieb liegen. Dann wollten wir von den Wapitis die Geweihe abschlagen, die von den Bootfahrern nebst Schinken und Bärenhaut nach der Hütte überführt werden sollten. Unsere beiden Wapitis lagen zum Abtransport sehr günstig. Mr. Wood hatte uns schon am Abend unseres Eintreffens bei ihm erklärt, daß wir unser Wild, das wir mitzunehmen oder an der Station zu verkaufen gedachten, bequem

bis zur Bahnstrecke transportieren könnten, und zwar mittels Flosses, das aber nicht zu breit, dafür aber lang sein könnte, weil das schmale Flüßchen nur höchstens 3½ Meter Floßbreite gestattete. Es landete nicht bei der Station, sondern ungefähr zwei Wegstunden entfernt, wo es von der Bahn überbrückt war. Die Brücke sollte nur 12 bis 15 Fuß hoch sein, die Ufer dort sehr abgeschrägt, weil beim Bau der Brücke die Erd- und Gesteinsmassen mit zum Bau verwendet worden waren. Zum Heraufbefördern bis auf den Bahnkörper konnten wir uns in der Station den Flaschenzug und zum Abfahren des Wildes den Transportwagen der Streckenarbeiter leihen. Auf welche Weise Wild, das weiter entfernt vom Flüßchen erlegt wurde, bis dahin gebracht werden konnte, war eine Frage, die am Ort des gestreckten Wildes entschieden werden mußte.

Nachdem das Nötige besprochen war, warfen wir uns sofort auf das Lager, denn wir waren alle recht müde. Gegen 4 Uhr früh erwachte ich und leuchtete mit der Taschenlampe an die Uhr. Wood lag ebenfalls schon mit offenen Augen auf seiner Pritsche. Bis gegen 5 Uhr konnten unsere Gefährten schlafen, wir beiden warteten mit wachen Augen die Zeit ab. Als ich dann vor die Hütte trat, bemerkte ich, daß das Gras ziemlich stark bereift war und daß nur ein geringer Nebelschleier über dem Flüßchen und dem Tale lag. Das bißchen Frost störte durchaus nicht, und hoffentlich verdichtete sich der Nebel nicht, damit wir heute einen zeitigeren Ausblick von oben in die gewundene Talmulde hatten als am Tage vorher.

Gegen 6 Uhr marschierte ich mit „meinem" Holländer los. Es war noch sehr dunkel, und als wir über den schwankenden Steg gingen, bedurfte es größter Vorsicht, um keinen Fehltritt zu tun. Dann kletterten wir wieder an derselben Stelle wie am vorigen Tage die Felslehnen und Hänge hinan, bis wir unseren markierten und uns zum Bär führenden „Weg" erreicht hatten. Dort verschnauften wir eine Weile und lauschten in das Morgengrauen hinaus. Nichts zu hören; die Talsohle lag durch einen Felsgrat verdeckt zu unserer Linken. Es war möglich, daß dort unten Wild stand, aber bis zum überragenden Hang des Grats

hinüberzuklettern, von wo aus wir den gewundenen Tallauf ein großes Stück überblicken konnten, hatte keinen Zweck, weil eben die Natur noch in düsteres Grau gehüllt war. Wir wollten uns im Gegenteil nicht unnötig aufhalten, um so zeitig wie möglich in die nächste Nähe des Bärengeheges zu kommen, denn wir hatten es heute ganz besonders auf die brummigen Gesellen abgesehen. Es gelang uns, ziemlich geräuschlos die Stelle zu erreichen, und da wir noch schlechtes Licht hatten, legten wir uns lang hin und warteten. Eine halbe Stunde später war es so hell geworden, daß wir nötigenfalls bis 150 Meter sicher schießen konnten. Jetzt war die beste Zeit zur Birsch auf den Bär, um so mehr, als wir eine Reifnacht hinter uns hatten. Nach einer solchen bummelt die brummige Gesellschaft gern länger und bis in den halben Vormittag umher, tut sich dann an einen sonnigen Platz nieder und wärmt sich den Pelz. Viel Hoffnung war bei mir an diesem Morgen eigentlich nicht vorhanden, weil wir am Tage vorher hier gejagt und geschossen hatten, aber wir wollten wenigstens versuchen, hier nochmals zum Schuß auf einen Bär zu kommen. Unsere beiden Gehilfen waren von mir instruiert worden, um 8 Uhr mit dem Boot abzufahren. Berechnete ich den großen Bogen des Flüßchens, den wir abgeschnitten, und die Gegenströmung, mit der sie zu kämpfen hatten, dann konnte das Boot nicht vor 10 Uhr am Biberdamm sein. Wir hatten demnach genügend Zeit zu einer kurzen Birschstreife und zur Erledigung unserer Arbeit am gestreckten Bär. Leider erwies sich die Birsch als erfolglos; wir mußten wegen vorgerückter Zeit uns an die Arbeit am Bär machen. Ehe wir mit dieser fertig waren, griff der Holländer plötzlich zur Büchse, und ehe ich mich noch aufrichten und nach dem Ziele umsehen konnte, krachte der Schuß. Ich sah 50 Schritte entfernt einen mächtigen Wolf abspringen, dann flüchtete er eine Felslehne hinauf. Ich ergriff schnell meine Büchse, entsicherte und wollte eben auf den flüchtigen Wolf schießen, als dieser stehen blieb und zu uns herübersicherte. Er war jetzt mindestens 180 Schritte entfernt, stand aber sehr gut Blatt. Im Knall warf es den hochläufigen Ge-

sellen auf das Gestein. Ich nahm im ersten Augenblick an, es sei der von meinem Gefährten beschossene, und er hätte ihn gefehlt. Deshalb sagte ich: „Wie können Sie aber auf 50 Schritte den Wolf vorbeihauen?" Da lachte er und zeigte mit der Hand nach einer Stelle: „Es waren ja zwei Stück; dort liegt m e i n Wolf!" Ja, dort lag der andere — mausetot. Immerhin für jeden e i n e Jagdbeute an diesem Morgen, und noch dazu eine immerhin seltene in dieser Gegend. Denn wie uns Mr. Wood gesagt hatte, kämen Wölfe in der offenen Jahreszeit selten zu Gesicht, und erst, nachdem die Gewässer gefroren und die Landschaft in Schnee gehüllt, stellten sich die hochläufigen Räuber zahlreicher ein. Die Wölfe wurden sofort abgebalgt und dann schleppten wir die Pelze und die Schinken des Bären zur Talsohle hinab. Von unserem Boot war noch nichts zu sehen, deshalb machten wir uns über den Wapiti meines Gefährten, schlugen ihm das Geweih ab und deckten den Wildkörper mit grünem Reisig zu. Die beiden Stücke blieben hier so lange liegen, bis wir abreisen wollten.

Inzwischen hörten wir vom abwärts liegenden Biberdamm her das Pfeifensignal unserer angekommenen Bootführer. Durch zurückgegebene Signale riefen wir sie zu uns, dann schleppten wir gemeinschaftlich Trophäen und Beuteteile zum Boot, das groß genug war, die beiden Geweihe und Beuteteile aufzunehmen. Die zwei Mann mußten sich dazwischen zwängen, ohne wegen der mächtigen Geweihe imstande zu sein, regelrecht zu rudern. Letzteres war aber nicht nötig, denn es ging stromab und sie konnten das Boot treiben lassen. Ehe sie abfuhren, gab ich ihnen für den Nachmittag noch eine Arbeit auf — sie mußten den Steg um einige derbe Stangen verbreitern, den wir doch jeden Morgen im Dunkel passieren mußten. Wozu sollten die Kerls im süßen Nichtstun verkümmern.

Als das Boot abgefahren war, kamen wir zwei überein, die Nachmittagsbirsch noch weiter am Flüßchen hinauf auszudehnen, als wir am vorigen Tage gekommen waren, und uns dann wieder in die hohen Berglagen zu schlagen. Trotzdem wir an diesem Morgen und am Vormittag doch immerhin einige Störung

verursacht hatten, stießen wir schon nach kurzer Zeit auf 8 Wapitis, die an der sonnigen Lehne sich niedergetan hatten. Die Entfernung betrug ungefähr 250 bis 300 Schritte. Durch das Glas erkannte ich mehrere Stücke Kahlwild und aus einigen Stücken, die etwas abseits lagen, ragten ein paar sehr gute Stangen empor. Die Deckung war für uns günstig; also angebirscht und die Stangen aus größtmöglicher Nähe betrachtet. Der Hirsch konnte — wie es ganz besonders im Gebirge oft der Fall ist — ja auch ganz gehörig „prahlen". Wir kamen glücklich bis auf etwa 120 Schritte heran; weiter ging es vorläufig nicht, denn wir hatten die letzte Deckung erreicht. Wäre ich nur allein gewesen, dann wäre ich sicherlich noch ein gut Teil näher gekommen, aber mit einem Begleiter riskierte ich es nicht. Der Hirsch war tatsächlich sehr gut in den Stangen, und, soviel ich feststellen konnte, trug er 12 bis 14 Enden. Der Holländer geriet wieder in Jagdfieber; wohl nur deshalb, weil er fürchtete, ich würde ihn haben wollen. Von diesem Gedanken war ich aber weit entfernt. Wenn ich auch „niederträchtig" gewesen war in bezug auf den gewaltigen 16-Ender, war ich im Gegensatz anständig genug, meinem Begleiter ebenfalls einen Kapitalen zu gönnen und, wenn es sein mußte, ihm letzten Endes mit einer Kugel zu Hilfe zu kommen. Um ihn darüber zu beruhigen, fragte ich, ob ihm die Stangen gut genug wären. Er nickte lebhaft. „Dann schießen Sie ihn!" Er sah mich groß an: „Wollen Sie ihn haben?" „Nein, wenn er Ihnen gut genug ist, nehmen Sie ihn, aber seien Sie nicht so voreilig wie gestern bei dem Bär. Jetzt können Sie überhaupt noch nicht schießen."

An einen Schuß auf den sitzenden Hirsch war wirklich nicht zu denken, denn abgesehen von diesem Umstand, drehte er uns den Wedel zu. Selbst wenn ich das Rudel auf vorsichtige Weise hochmachte, war zehn gegen eins zu wetten, daß der Hirsch im Moment des Verhoffens dieselbe Stellung, nämlich spitz von hinten, beibehalten und alsbald abtrollen würde. Uns blieb der einzige Weg offen — auf dem Bauch am Abhang so weit zu rutschen, bis uns der Hirsch die Blattseite bot. Das war aber ein sehr riskiertes Ding, denn ich traute meinem Gefährten nicht

das Geschick zu, ohne unauffällige Bewegung auf dem Bauche vorwärts zu kommen. Da entschloß ich mich, hinter der Deckung zu bleiben und abzuwarten. Es war ja erst in der zweiten Nachmittagsstunde; zur Not konnten wir bis vier Uhr warten. Ich nahm an, daß das Rudel unsere Störung des Geländes am Vormittag nicht beachtet hätte und schon längere Zeit hier ruhte. War das der Fall, dann konnte es sich eher erheben, als wir dachten. Also abwarten, zumal der Wind sehr günstig für uns stand. Meine Annahme erwies sich bald als richtig. Wir hatten ungefähr eine knappe Stunde beobachtend gelegen, als plötzlich ein kolossales Alttier hoch wurde, sich reckte und streckte und dann an den einzelnen Grasbüscheln zu rupfen anfing. Ein Schmaltier bekam ebenfalls Appetit und machte es der Alten nach. Einige Minuten später war das ganze Rudel auf den Läufen, ein Stück naschte hier und ein Stück dort — alle durcheinander. Ich mahnte meinen Begleiter, keinen Tattrich aufkommen zu lassen und dem Hirsch, sobald er die günstigste Stellung zeige, die Kugel v o r das Blatt, an den Halsansatz zu setzen, damit er im Feuer läge. Jetzt zeigte der Hirsch das Blatt, äste aber an einem Grasbüschel. Der Moment war günstig. Ich winkte meinem Begleiter. Er ging in Anschlag, und ich bemerkte, daß er ziemlich ruhig war. Der Schuß flog hinaus, hoch schnellten die Vorderläufe des Kapitalen, dann brach er auf der Stelle zusammen; in wilder Flucht stob das Rudel den Hang hinab und entschwand im Wiesengrunde unseren Blicken. Wie die Katzen kletterten wir auf den Gestreckten zu; einen Fangschuß brauchte er nicht mehr, denn das Geschoß saß mitten auf dem Hals. Es war ein wirklich kapitaler Hirsch, ungerader 14-Ender mit dicken Stangen, und, wenn diese auch an Masse und Größe bedeutend hinter meinem 16-Ender zurückstanden, war der Hirsch dennoch einer der besten, die ich in den langen Jahren in Kanada gesehen hatte. Die Freude meines Begleiters war noch größer als meine, die ich beim Anblicke meines Gewaltigen empfand. Nun, ich war eben schon „abgebrüht", und mich brachte auch die beste Trophäe nicht aus dem Häuschen. Ich gratulierte ihm von Herzen zu der

schönen Trophäe und lobte ihn wegen seines ruhigen und guten Schusses.

Für heute war nun die Jagd zu Ende; ich ging einmal leer aus, mit Ausnahme des Wolfes. Nun, gestern war ich der Glücklichere gewesen, und heute war er es. Wir brachen den Hirsch an Ort und Stelle auf und dann schleiften wir ihn zu Tal. Das Geweih wurde sofort abgeschlagen, der Hirsch mit einigen Fichtenästen leicht bedeckt, und dann schob Freund Holländer seinen Kopf zwischen die Stangen, und wir traten den Heimweg an. Um nicht über die Felsen klettern zu müssen, folgten wir dem Bogen des Flüßchens. Zwar machten wir dadurch einen großen Umweg, wir hatten aber mit dem sperrigen Geweih viel besseres Marschieren. Als wir ungefähr die Hälfte des Bogens hinter uns hatten, sah ich jenseits des Wassers ein Rudel von 11 Springhirschen, die am Rande der Felsen langsam in gleicher Richtung mit uns bummelten und da und dort ästen. Durch das Glas zählte ich mehrere Geweihte dabei und zwei kamen mir besonders stark vor. Die Entfernung betrug ungefähr 200 Schritte; es wäre für mich kein Kunststück gewesen, den mir am stärksten scheinenden umzulegen. Aber wozu hier im Gebirge Springhirsche schießen, da ich doch solche in der Nähe meines Heims genug hatte. Auf Wapiti und Bär und anderes Raubzeug war ich aus; ihretwegen war ich ins Gebirge gegangen. Auch der Holländer verzichtete für heute auf eine weitere Trophäe; er war mit seinem 14-Ender und mit dem Wolf zufrieden. Wir ließen die Springhirsche, die uns übrigens recht lange beäugten, ehe sie absprangen, ungeschoren.

Wir kamen zurück, als es bereits recht dunkel war. Als wir zum Steg kamen, sahen wir, daß unsere beiden Gehilfen gute Arbeit geleistet hatten. Es lag ein neuer Steg aus kräftigen Stangen und breit genug, ihn ohne Gefahr auch des Nachts zu passieren. Mr. Wood und der andere Holländer waren noch nicht zurück. Sie trafen eine Stunde später in völliger Nacht ein und berichteten uns, daß Woods Gefährte ebenfalls seinen zweiten Wapiti mit 12 Enden erlegt hatte und daß die beiden

ihn noch drei Stunden lang verfolgen und einkreisen mußten, ehe es ihnen gelang, dem Schwerkranken den Fangschuß zu geben. Wir hatten weder ihre Schüsse gehört, noch sie die unsrigen. Nach Aussage der beiden war der Hirsch im ganzen nicht vom Platz, d. h. über die Berge bis zur Hütte zu bringen, sondern nur in zerwirktem Zustande. Am andern Morgen sollten die beiden Gehilfen mitgehen, um Geweihe und die besten Wildbretteile einzuholen. Nach dem Essen besichtigten wir beim Laternenschein die aufgestellten Trophäen. Wood und der zweite Holländer erschraken förmlich, als sie vor meinem 16-Ender standen. Er sagte, so ein Geweih hätte er sein Leben lang noch nicht gesehen, meinte aber nach reiflicher Prüfung der gewaltigen Trophäe, es sei nicht der Hirsch, den er mehreremal beobachtet habe; so stark in den Stangen sei jener nicht gewesen. Die beiden Geweihe der Holländer nahmen sich dagegen wie gute Achter aus. Wie der erlegte 12-Ender beschaffen war, darüber konnte ich erst urteilen, wenn sie ihn morgen einbrachten.

Die Holländer hatten nun ihren Abschußetat auf Wapiti erfüllt. Darin waren sie mir über. Sie konnten jetzt nur noch auf Springhirsche und Bären jagen. Ich hoffte aber, meinen zweiten Wapiti ebenfalls zu strecken. Mein Holländer schlug vor, am folgenden Tage wo anders zu jagen, weil die Ecke, wo wir bisher geschossen hatten, jedenfalls sehr gestört worden sei. Der Vorschlag war so unrecht nicht, mich zog es aber immer wieder dorthin, denn die Gegend war für Wapiti und Bären wie geschaffen. Aber einen anderen Weg wollte ich wählen, nur wußte ich noch nicht welchen. Am Flußufer entlang brauchten wir zuviel Zeit, um jene Gegend zu erreichen, und weiter flußabwärts der Hütte stiegen die Felsen derart steil und senkrecht himmelan, daß ein Besteigen derselben nur bei Tageslicht ausgeführt werden konnte. Und letzteres ging gleich gar nicht an, denn wir verloren dann mehrere Stunden Zeit. Wood machte ebenfalls einen Vorschlag dahin, daß wir am nächsten Morgen nicht über den Steg gehen und auf dieser Seite, den Fluß aufwärts, jagen sollten. Ich blieb eigensinnig bei unserer bisherigen

„Ecke“. Mochte nun der Tag umsonst sein, das war mir schließlich ganz egal; dann ging es einen Tag später wo anders hin. Der nächste Tagesanbruch sah mich und meinen Gefährten wieder an der Stelle, wo ich den Bären erlegt hatte. Jedoch zog ich mich diesmal nicht dem Tal zu, sondern kletterte noch weiter die Berge hinan. Es lag wieder etwas Reif auf Gestein und dem kümmerlichen Felsengras, und hätten wir uns nicht an den Stämmen hinaufhelfen können, dann wäre mancher Abrutsch auf dem glatten Gestein erfolgt. Wenn die Kletterei so weiter ging, dann sank meine Hoffnung, hier oben zum Schuß zu kommen, auf Null. Aber es ging Gott sei Dank nicht so weiter. Wir erreichten besseres Gelände, wo zwar viel Steingeröll umherlag, dafür wurde der Baumbestand aber lichter, und weiterhin öffneten sich uns große Kahlplätze, wo nur kleine Baumgruppen wuchsen. Von Wild war aber nichts zu sehen, obwohl wir Wapiti- und Deer-Losung, ältere und frische, fanden. Hier mußte Wild anzutreffen sein.

Gegen 10 Uhr vormittags rasteten wir und verzehrten unser Frühstück. Da stand mein Gefährte plötzlich auf, ging einige Schritte weiter und hob eine Handvoll frischer Losung auf, die er mir mit der Frage präsentierte, ob diese auch vom Wapiti oder vom Springhirsch sei. Donnerwetter — nein! Gebirgsziege (Mountain goat). Ich erhob mich nun selbst und sah mir die Fährten an. Hier waren in den frühen Morgenstunden drei Ziegen gewechselt. Die Fährten, soweit diese zu unterscheiden waren, zeigten nach einer hohen Felskuppe, die einiges Strauchwerk und einige Fichten aufwies. Sollten wir versuchen, diese Wildart aufzustöbern? Ich fragte meinen Begleiter. „Sure“ (Sicher, Gewiß). Sofort wurde unsere Futterage wieder eingepackt, der Rucksack flog auf den Rücken, die Büchse in die Hand, dann schlugen wir die genannte Richtung ein. Stundenlang krochen wir zwischen Steingeröll, Waldstücken und Fallholz hindurch, ohne auf die Ziegen zu stoßen oder sie abspringen zu hören. Da erhebt sich aus dem Trümmergewirr auf acht Schritte vor mir eine mächtige graugelbe Gestalt, und zugleich schreit erschrocken der Holländer, der einige Schritte

hinter mir war: „Zurück, ein Grisly!" Aber schon flog der Mauser an die Wange; im nächsten Moment ruht das Korn in Stichhöhe auf dem hochgerichteten Bären, und mit hundertfachem Echo schallt der Schuß in den Bergen wider. Der Grisly liegt im Feuer, macht mit dem Hinterteil einige schwache Versuche, wieder hochzukommen, erhält von mir aber sofort den Fangschuß in den Schädel.

Ich drehte mich nach meinem Begleiter um, der noch immer regungslos stand und die Büchse auf der Schulter trug. Ihn hatte das plötzliche Auftauchen dieses mächtigen und infolge der kurzen Entfernung für uns durchaus nicht ungefährlichen Burschen derart verblüfft, daß er nicht erst daran gedacht hatte, die Büchse von der Schulter zu nehmen und schußfertig zu machen. Ich lachte ihn aus und ergänzte dabei die abgeschossenen Patronen meines Magazins. Erst als ich dem Bären den Fuß auf den Körper setzte, kam er heran und riß Glossen über sich selbst. Meine Freude war nicht gering; hatte ich doch bereits die Hoffnung aufgegeben gehabt, heute noch zum Schuß zu kommen. Und nun gar ein Grisly und ganz unerwartet. Schließlich gab es hier oben noch mehr von der grauen Sorte; vielleicht auch noch einen oder zwei anders gefärbte. Ohne Verzug machten wir uns darüber her, dem schätzungsweise 700 bis 750 Pfund schweren Burschen das Fell über die Ohren zu ziehen, dann rollten wir es zusammen und ließen es einstweilen beim Kadaver liegen. Den Ort markierte ich mit einer hohen Stange, an deren Spitze ich mein Taschentuch band. Es ließ uns nicht Ruhe, wir mußten noch eine kurze Streife in der nächsten Umgebung des Schußplatzes machen; es war immerhin möglich, daß noch ein zweiter Grisly in der Nähe lag, den wir erst herausstöbern mußten. Wir fanden beim Umherkreuzen derart viel Fährten, daß wir mit Sicherheit auf mehrere Bären, die tagtäglich sich hier umhertrieben oder hier einschoben, schließen konnten. Nach einiger Zeit mußten wir wegen vorgerückter Stunde die Suche aufgeben und bummelten vorsichtig und jede verdächtige Stelle nochmals nachsehend, zum Bären zurück. Die Haut kam in meinen großen

Rucksack, der sie kaum zu fassen vermochte, dann wandten wir uns heimwärts. Die Schinken mußten und mochten hier verfaulen. Wer sollte sie von hier oben bis zum Flüßchen schleppen, zudem war „Grisly-Schinken" im Gegensatz zu solchem vom schwarzen und braunen Bär durchaus keine Delikatesse, wie ich aus eigener Erfahrung wußte. Es war durchaus keine leichte Arbeit, mit dem schweren Rucksack das schroffe und hindernisreiche Berggelände hinabzusteigen. Hätten wir nicht im Tragen einander abgewechselt und gegenseitig gestützt, wer weiß, wann und wie wir zur Hütte gelangt wären. Als wir dort in völliger Dunkelheit ankamen, duftete uns Bratengeruch entgegen. Aha — ich ahnte, was es zum Abendbrot gab — Wapitibraten! Die ganze Gesellschaft saß und hockte um den Tisch, jeder kaute an einem Fetzen Wapiti, und in der großen Pfanne schmorte schon wieder ein neues großes Stück für uns. Bis dieses gar war, warteten wir allerdings nicht. Die Nickmesser flogen heraus, und wir langten von dem zu, was auf dem Tische lag, und da das Beste bereits verzehrt war, schnitten wir uns die Garseiten von dem Pfannenstück ab. Donnerwetter schmeckte das fein, trotz der primitiven und jeder anderen Zusätze als Salz, Zwiebel und Speck ermangelnden Zubereitung. Freilich, wenn „Mutter" in meinem Jägerheim in den Hills Wapiti zubereitete, dann schmeckte der Braten ganz anders.

So — der Hunger war gestillt; mit behaglichem Schmunzeln strich sich jeder den gefüllten Pansen. Zuletzt noch ein kleiner Whisky, dann ging das Erzählen los. Ich sagte vorerst nicht, daß ich den Graubär geschossen hatte, denn mein Rucksack lag mit der Bärenhaut vor der Tür. Wood und sein Holländer hatten kein Glück gehabt. Sie waren auf mehrere Rudel Wapiti gestoßen, unter denen einige gute Hirsche gewesen waren, dann hatten sie zahlreiche Spuren von Bären gefunden und auch eine sehr verworrene Ecke entdeckt, in deren Nähe viel alte und frischere Bärenlosung gelegen hatte. Wood schlug vor, daß wir am nächsten Morgen zusammen — also vier Gewehre stark — das Wirrwarr aufsuchen und dieses „drücken" sollten. Der Vorschlag des Alten begegnete sich mit meinem, den ich ebenfalls

zu unterbreiten gedachte, nämlich, daß wir alle vier das Labyrinth „drückten", wo ich heute den Grisly geschossen hatte, und wo sicherlich noch einige klobige Burschen dieser oder anderer Farbe steckten. Nun erst rückte ich heraus, daß ich dort den Graubär erlegt hatte. Im Nu war alles vor der Tür und der Rucksack leer. Wood meinte, daß den Fährten nach, die er vor einiger Zeit gefunden hatte, noch ein oder zwei weit stärkere Grislys sich in der Nähe umhertreiben müßten. Allerdings war mein Grisly wohl stark, aber noch lange nicht der stärkste dieser Art. Wir kamen überein, die Ecke, wo ich ihn erlegt hatte, einen Tag in Ruhe zu lassen und gemeinschaftlich die Stelle zu „drücken", die Wood meinte. Obwohl ich meinen zweiten Wapiti noch nicht erlegt hatte, trat der Gedanke daran zurück; die Jagd auf den Bär war mir denn doch lieber als Wapitijagd. Es war ja auch nicht ausgeschlossen, daß wir unterwegs auf einen guten Hirsch stießen, den ich umlegen konnte.

Wie durch einen Wecker aus dem Schlaf gerissen, war ich am anderen Morgen um vier Uhr wieder munter und ebenso Mr. Wood. Wir weckten die anderen, denn wir wollten um fünf Uhr aufbrechen, um noch im Dunkel ein großes Stück zurückzulegen. Wood hatte uns am vorigen Abend gesagt, daß wir ruhig bei Dunkelheit aufbrechen könnten, denn erstens wäre anfangs das Gelände nicht so schwierig zu begehen, und zweitens könnten wir ein großes Stück einen leicht sichtbaren Wildpfad benützen; inzwischen würde es ja heller werden. Kurz nach fünf Uhr marschierten wir ab und stiegen sofort nach dem Pfad hinauf, der uns von der Station aus zur Hütte geführt hatte. Dann wanden wir uns im Gänsemarsch und mit tastenden Schritten auf einem Wildpfad entlang, der bald hoch hinauf, bald parallel lief; Wood als Führer voran, ich hinter ihm folgend. Von Zeit zu Zeit verhofften wir, füllten das „Schnauferl" wieder mit frischer Luft und lauschten eine Weile in die Bergwildnis hinein. Hin und wieder hörten wir leichtes Knistern im Holz und da und dort Klappern von Steinen. Das war Wild, und Wood sagte, es könnten nur Bergziegen sein, von denen es mehrere kleine Rudel hier gäbe, und aus denen er hin und wieder



Bild 23. Station Banff an der Canadian-Pacific-Bahn. In der Nähe befinden sich heiße Quellen, die viel besucht werden. Zu Kapitel 4.



Bild 24. Der Fraser Cannon. Die Canadian-Pacific-Bahn führt hier durch vier Tunnels. Zu Kapitel 4.

ein Stück für eigenen Bedarf erlegt hätte. Nun, mich ließ diese Art Wild mit dem unschönen Gehörn kalt; höchstens hätte ich ein Stück geschossen, um etwaigem Fleischmangel abzuhelfen. Der lag aber jetzt nicht vor. Die Holländer dachten anders; für sie kam es darauf an, möglichst alles zu schießen, was sie gesetzlich durften.

Nachdem wir anderthalb Stunden unterwegs waren, fiel mir auf, daß Wood alle paar Schritte stockte und sich unsicher nach allen Seiten umblickte. So tut nur einer, der sich verirrt hat. Und da standen wir plötzlich vor einer jäh abfallenden Felsenwand; ein langer und wohl 20 Meter breiter Spalt grinste uns höhnisch und von pechschwarzer Sohle entgegen. „Mr. Wood, Sie haben sich verirrt", sagte ich. „God — dam — yes! Kommt zurück!" „Nein, nicht zurück; hier bleiben und helleres Licht abwarten, sonst verreiten wir uns noch mehr", sagte ich. — „Sie haben recht, bleiben wir solange hier — go — d — dam — go — d — dam —!" Das „goddam" des Alten wollte kein Ende nehmen, so lang dehnte er die einzelnen Buchstaben aus. Ich lachte und tröstete ihn damit, daß es dem geübtesten Wildnisauge passieren könne, sich in der Dunkelheit in diesem heillosen Felsen- und Waldgewirr zu verirren. Wood ließ trotzdem noch einige Meter seines langgezogenen „goddam" von der Haspel laufen.

Lange konnte die Dunkelheit nicht mehr anhalten. Wir ließen uns auf dem moosigen Gestein nieder und lauschten in die Natur hinaus. Und wieder hörten wir es bald näher, bald entfernter knicken und klappern. Plötzlich drang aus einiger Entfernung der „blecherne" Schrei eines Luchses, der sich noch einigemale wiederholte. Endlich war es so hell geworden, daß wir es ohne Gefahr, uns noch mehr zu verirren, riskieren konnten, wieder zurückzugehen, bis Wood sich wieder in der Gegend auskannte. Nach ungefähr einer Viertelstunde hatte er sich orientiert, und nun schlugen wir eine andere Richtung ein, die uns noch höher hinauf führte. Dann stießen wir wieder auf den Anfang eines breiten Spaltes, und zwar blieb dieser zu unserer Rechten liegen. Es war derselbe, auf den wir zuerst

gestoßen, nur daß wir ihn ungefähr in der Mitte erreichten. Wir waren im Dunkeln also zu weit rechts abgekommen. Der Spalt begann auf ungefähr 20 Meter mit einer glatten und sehr schrägen Fläche, die aber dann schroff abfiel und uns einen langen, gähnenden Schlund zeigte, der sich wohl mehr als 200 Meter dahinziehen mochte. Als wir den Spalt im Rücken hatten, ging es schneller vorwärts. Uns hinderte nicht mehr das unsichere Licht, und auch das Gelände war streckenweise besser. Von Wild sahen oder hörten wir nichts mehr; es kam die Zeit, wo sich das meiste niedertut, um zu dösen. Gegen ½9 Uhr machte Wood Halt und zeigte mit dem Gewehrlauf auf ein kolossales Wirrwarr von Felsblöcken und Stücken, zwischen denen Strauchwerk üppig wucherte. Wir waren an Ort und Stelle.

Mit größter Vorsicht und Ruhe machten wir „down", uns vorerst zu verschnaufen und zu beobachten. Als sich nach einiger Zeit nichts regte, wurde der Angriffsplan entworfen. Das zum Durchdrücken bestimmte Wirrwarr schien eine ziemliche Ausdehnung zu haben. Wir schlossen dieses aus dem Fehlen von Wald in einer Entfernung von 300 Metern, über das Gewirr hinweggesehen. Auch rechts und links desselben war verhältnismäßig gutes Schußfeld. Es wurde nun folgender Plan gefaßt: „Mein" Holländer und ich gingen im großen Bogen bis zum Ende des Geheges, oder sollte dieses sich in zu großer Länge ausdehnen, dann nahmen wir an irgendeiner schußfreien Stelle Posten. Mr. Wood und der andere Holländer wollten gemeinsam das Gewirr absuchen, sozusagen auf uns zu drücken. Ein kurzer Pfiff aus der Signalpfeife sollte den beiden sagen, wenn wir unsere Posten bezogen hatten.

Zu einem weiten Bogen ausholend, kletterten wir vorsichtig über das Gestein und beobachteten dabei scharf jeden Zoll, auf den wir den Fuß setzten, um frische Bärenzeichen zu finden, und bald belehrten uns solche — alte und frische — daß hier ein wirkliches Bär-Dorado war. Hoffentlich hatten sich in das Gewirr schon einer oder mehrere eingeschoben, und es kam irgendeiner von uns zum Schuß. Besonders „meinem" Holländer

wünschte ich endlich eine Bärenhaut. Aber — beim Birschen im Gänsemarsch hat derjenige die meisten Chancen, der vorausgeht; hier also ich, da ich den Führer machte. Übrigens muß der Nachfolgende immer einige Schritte hinter dem Führer zurückbleiben, wodurch sich die Chancen für den nachfolgenden Schützen noch verschlechtern. Das heißt in dem Falle, wenn ein Stück Wild, das gesucht wird, plötzlich vor dem Führer auftaucht und es eines schnellen Schusses bedarf, um es nicht entkommen zu lassen.

Und die besten Chancen boten sich mir an diesem Morgen. Wäre ich nicht gewohnt gewesen, „mit den Füßen zu sehen", wo ich sie hinsetzen mußte, so daß ich meine Augen fortwährend zum Beobachten gebrauchen konnte, dann wäre mir sicher ein schwarzer Schatten, der einen Moment zwischen dem Gestein auftauchte, aber sofort wieder hinter Blöcken und Strauchwerk verschwand, entgangen. Hier lag nur eine Entfernung von 50 bis 60 Schritten dazwischen, und doch war auch nicht das leiseste Geräusch zu vernehmen gewesen, aus welcher Richtung der Schwarzbär — ein solcher war es — gekommen, und wohin er sich gewandt hatte. So viel aber entnahm ich der Richtung, daß er das rechts von uns liegende Gewirr aufsuchen würde, um sich dort einzuschieben. Die Umstände geboten mir, den hinter mir kommenden Holländer vorläufig nicht auf den Bär aufmerksam zu machen, damit er nicht in Jagdfieber geriet und irgendeine Dummheit beging. Ich steuerte aber geradeswegs auf die Stelle zu, wo der Bär einen Moment sichtbar gewesen war. Dort stieg ich auf den nächsten Felsblock, der ungefähr zwei bis drei Meter über das umliegende Gestein hinausragte, während mein Gefährte unten blieb. Hier oben hatte ich einen guten Ausblick über das umliegende Gelände, das leicht abfiel. Mein Blick suchte die rechtsseitige Richtung ab, nach der im Moment seines Auftauchens der Bär gewechseit zu sein schien. Zwar konnte ich nicht alles übersehen, aber doch die nächste Umgegend. Der Bär war nicht zu erblicken; so weit konnte er in dieser Richtung noch nicht gekommen sein, daß er schon außer Sicht wäre. Unwillkürlich wandte ich die

Augen nach links, und da — 80 bis 90 Schritte entfernt, gerade vor mir, ging der schwarze Bursche ab; er hatte also seine ursprüngliche Richtung nach dem Gehege geändert und schien von uns Wind bekommen zu haben. Auf alle Fälle hatte er mich beim Besteigen des Steinblockes eräugt und suchte sich jetzt zu drücken. Ich visierte ihn sofort an, konnte aber keinen sicheren Schuß abgeben wegen des mit Steinblöcken besäten Geländes, zwischen dem er nur noch momentweise zu sehen war. Eine Weile blieb er ganz unsichtbar, und ich fürchtete schon, er hätte sich zwischen den Blöcken verloren, als er plötzlich wieder auftauchte und im Troll die leicht abfallende Felsplatte annahm! Er war aber schon mehr als 150 Schritte entfernt, und ich hatte ihn spitz von hinten. Ein Glück, daß ich im Verhältnis zur Platte recht hoch stand und vom Schädel ab den ganzen Körper gut sehen konnte. Der Schuß war riskant, aber zum Überlegen gab es keine Zeit. Einen flüchtigen Moment ruhte das Korn ein wenig über dem Schädel, zwischen den Gehören, dann war die Kugel hinaus. Wie vom Blitz erschlagen plumpste er zusammen, kam in Bewegung und kugelte ein Stück den Hang hinab. Von dem Augenblick an, wo ich den Bär das erstemal erblickte, bis zum Schuß war alles so schnell gegangen, daß der Holländer noch nicht begriffen hatte, um was es sich handelte. Und als ich es ihm erklärte, ging ein verdrießlicher Zug über sein Gesicht; der Schußneid ist auch in Kanada zu Hause. Als ich seinen Verdruß sah, sagte ich ihm kurz und bündig, daß e r, auch wenn ich ihm den Schuß gelassen hätte, gar nicht zum Schuß gekommen wäre, weil der Bär uns gar keine Zeit zu einer Verständigung gelassen hätte und inzwischen verschwunden gewesen wäre. Er mußte mir recht geben, meinte aber, ich hätte auf der Jagd Hauptglück. Darin konnte ich ihm nicht beistimmen; mein „Hauptglück" bestand eben in scharfer Beobachtung auch des Kleinsten, das mir im Gelände auffiel; ferner in meiner schnellen Entschlußkraft und meinem sicheren Schusse. Und ich muß offen gestehen, daß es mir peinlich war, daß mein Gefährte bisher noch kein „Bärenglück" gehabt hatte. Ich wollte mein möglichstes versuchen, ihn zu Schuß zu bringen.

Aber wie? Wenn er doch beim Anblick eines auftauchenden Bär nicht den Tattrich bekäme und letzten Endes vorbeihaute.

Ich stand noch auf dem Felsblock, blickte zum Gehege hinüber und sann darüber nach. Da kam mir der Gedanke, den gestreckten Bär jetzt liegen zu lassen und nicht bis zum Ende des Geheges zu gehen. Wir waren sowieso schon ein gewaltiges Stück von unseren wartenden Gefährten entfernt. Der Block, auf dem ich stand, bot einen ausgezeichneten Schützenstand, gute Übersicht und immerhin kein schlechtes Schußfeld. Wenn mein Begleiter sich hier oben postierte, konnte es eher möglich sein, daß er zum Schuß kam. Wir wußten ja gar nicht, ob wir besseres Schußfeld hatten, wenn wir näher an das Gehege herangingen. Ich teilte dem Holländer meine Ansicht mit, und er war sofort einverstanden. Aber wo nahm ich meinen Posten, damit wir im Falle einer Schießerei einander nicht gefährdeten? Da sagte der Holländer zu mir: Bleiben Sie doch mit auf dem Block, vielleicht haben wir b e i d e zu tun." Ich verstand ihn; er fühlte sich im Falle des Auftauchens eines Bären nicht schußsicher, und ich sollte ihm letzten Endes mit meiner Kugel aushelfen. Nun gut! Ich bleibe hier! Ein schriller Signalpfiff von mir, der sofort von Wood erwidert wurde. Jetzt ging das „Drücken" los. Mein Gefährte erhielt von mir nochmals Weisungen, wie er sich gegebenenfalls verhalten sollte, dann lauschten und beobachteten wir Gehege und Trümmerfeld.

Nach ungefähr einer halben Stunde hörten wir, noch immer in beträchtlicher Entfernung von uns, den lauten Ruf „Paß auf!" Gleich darauf fiel ein Schuß, dann war es einige Sekunden still, bis erneut der Ruf „Paß auf!" zu uns herüberschallte. Da kein weiterer Schuß fiel, nahmen wir an, daß der Ruf uns galt. Demnach mußte sich das Wild, das ohne Zweifel ein Bär war, in der Richtung auf uns gedrückt haben; möglicherweise war er krankgeschossen. Nach einiger Zeit hörten wir es im Gehege, aber noch 100 bis 150 Schritte entfernt, heftig brechen. Es schien, als ob der Bär aus dem Gehege aus- und hinter unserem Rücken vorbeiwechseln wollte. Ich machte meinen Gefährten darauf aufmerksam, daß er sich schußbereit halten sollte. Plötzlich

wurde es im Gehege ruhig; entweder war der Bär, falls er getroffen war, zusammengeklappt oder er stand und sicherte. Und wirklich schien es, als ob das erstere der Fall sei, denn es blieb anhaltend ruhig, und so scharf ich mein Gehör anstrengte, es war nichts zu hören.

Wieder verging eine lange Weile, da hörten wir drüben neues Geräusch, und zwar auf zwei verschiedenen Stellen. Wir fanden aber bald heraus, daß es Wood und sein Begleiter waren, die das Gehege regelrecht absuchten und sich in einem Halbkreis der Stelle näherten, wo wir den Bär zum letzten Male hatten brechen hören. Jetzt waren wir doch gespannt, ob er verendet gefunden wurde, oder ob er sich nach der uns abgelegenen Seite des Geheges hinausgedrückt hatte. Dann lag meinerseits ein großer Fehler vor, der darin bestand, daß ich mit auf dem Block geblieben war, anstatt das Gehege auf dessen abgelegener Seite zu besetzen. Dann wäre es nicht ausgeschlossen gewesen, daß auch dieser Bär durch mich zur Strecke kam, so leid es mir um meinen holländischen Gefährten gewesen wäre. Aber oftmals kommt es anders, als man denkt. Die beiden Schützen drüben näherten sich immer mehr der fraglichen Stelle, und plötzlich vernahmen wir ein zorniges Fauchen, dann ein ungestümes Brechen der Dürrsträucher; laute Rufe Woods, und da kam er — ein mittelstarker Schwarzbär. Putzig sah es aus, wie der klobige Bursche im Galopp ausreißen wollte, dabei aber fast einen Purzelbaum über die Steintrümmer geschossen hätte. Vorn zusammenknickend, wurde er sofort wieder hoch und wollte im Troll seitwärts hinter uns vorbei. „Fertig!", sagte ich zu meinem Begleiter. Auf knapp hundert Schritt flog die erste Kugel hinaus; ich hörte sie ohne Kugelschlag durch die Luft pfeifen. Er pumpt an seiner Winchester — der zweite und dritte Schuß fliegen hinaus. Dann der vierte. Vor dem trollenden Bär schlägt das Geschoß aufs Gestein, daß die Splitter wie Mehlstaub spritzen und aufwirbeln. Der Schuß war sehr gut gezielt und der Bär wäre mit Hals- oder Schädelschuß zusammengeklappt, wenn mein Begleiter einen Moment später abgedrückt hätte. Dieser Schuß vor die Nase bewirkte aber, daß der Bär

sich auf der Hinterhand herumwarf und einige Male im Kreise umhertrollte; immer auf der Hinterhand. Befürchtend, daß er jetzt eine ganz andere Richtung nehmen und wir das freie Schußfeld verlieren würden, rutschte ich eiligst vom Felsblock, in der Absicht, auf den Bär zuzueilen, dessen Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, so daß er einen Moment verhoffte. Dadurch kam mein Begleiter zum Schuß auf den stehenden Burschen. Als ich aber vom Felsblock herab in die Knie landete, war der Bär schon wieder im scharfen Troll und in gerader Richtung auf mich und den Felsblock zu. Erst jetzt bemerkte ich, daß hier, nahe am Block vorbei, ein förmlicher Bärenpaß in das Steingewirr lief, den der trollende Bursche sofort annahm und gerade auf mich zustürmte. Warum schoß der Holländer nicht? Himmelsakra — jetzt ist der Bär bis auf ungefähr 30 Meter an mich heran, ohne die kniende Gestalt wahrzunehmen. Ich konnte nun nicht mehr auf den Schuß warten. Ich hob die Mauser, hielt auf den Stich, und im Knall des Schusses flog der Hinterkörper in die Luft und überschlug sich nach vorn. Einige heftige Brummer, mehrmaliges Wetzen der scharfbewehrten Branten auf den felsigen Grund, dann streckte er sich.

Ich drehte mich nach meinem Gefährten um, der aber schon mit dem Hosenboden auf dem Gestein saß und schnell herabrutschte. In demselben Augenblick kam drüben Mr. Wood aus dem Gehege und auf uns zu, kurz hinter ihm „sein" Holländer. Schnell wandte ich mich um, streckte lachend meinem Begleiter die Hand entgegen: „Gratuliere zu Ihrem guten Schuß!" Er sah mich verdutzt an, dann begriff er. „Danke Ihnen, Mr. Otto!" Dann gingen wir zum Bär, der 25 Schritt vom Felsblock entfernt lag; mitten auf dem Stich saß die Kugel. Schützen Nr. 3 und 4 kamen inzwischen heran. Es gab eine lange Erklärung über die stattgefundene Schießerei und über das, was den beiden beim Durchdrücken des Geheges passiert war. Wood hatte den Bär, der sich zwischen dem Geröll eingeschoben gehabt, auf wenige Schritte herausgetreten. Es war ihm aber unmöglich gewesen, einen Schuß anzubringen, denn erstens hatte ihn Strauchwerk am schnellen Anschlag gehindert,

und zweitens war der Bär sofort hinter Gestein verschwunden gewesen. Plötzlich war er unweit von Woods Begleiter aufgetaucht. Dieser hatte in der ersten Verblüffung blindlings geschossen, die Kugel war nahe dem Bär am Gestein zerspritzt, und darauf hatte sich der Bär herumgeworfen und war in der linksseitigen Richtung — also auf uns zu — abgetrollt. Wo er sich hingewandt hatte, wußte keiner von den beiden, und es war nur dem Zufall zuzuschreiben, daß sie bei der weiteren Suche in die Ecke gekommen waren, in die sich der Bär zuletzt gedrückt hatte. Mein Gefährte wurde von Wood und dem anderen Holländer wegen des guten Stichschusses mit Lobsprüchen bedeckt, und ich beteiligte mich daran. Der „glückliche Erleger" tat, um sich nicht zu verraten, das klügste, was er in dieser Situation tun konnte — er zog eine Tafel Kautabak aus der Tasche und biß sich einen mächtigen Fetzen ab. Während er feste daran knutschte und kaute, fiel sein verlegenes Lächeln nicht auf.

Wir gingen nun erst zu meinem Bär, der gut 170 Schritte weit die Kugel erhalten hatte. Das Geschoß war nahe hinter dem rechten Gehör eingedrungen und am Unterkiefer wieder herausgetreten. Der Schädel war total zertrümmert. Mr. Wood schlug vor, ehe wir uns daran machten, die Bären, die schätzungsweise ein Gewicht von je 400 Pfund hatten, „abzuledern" und die Schinken, die mitgenommen werden sollten, auszulösen, noch erst den letzten Teil des Geheges abzusuchen; es sei möglich, daß wir noch einen Bären hochmachten. Ich für meine Person zweifelte zwar, aber immerhin war es möglich. Am liebsten hätte ich mich nicht daran beteiligt und mich an die Arbeit gemacht, denn ich war für heute wirklich mit meiner Beute zufrieden. Hätte ich meinen Begleiter nicht „hintenherum" zum Erleger des zweiten Bären gestempelt, dann nahm ich die drei Bärenhäute mit nach Hause und den Grauen als ganz besondere Trophäe noch extra. Ich war wirklich zufriedengestellt und mochte für mich keinen Bär mehr erlegen. Aber helfen wollte ich, daß auch der zweite Holländer zu einer Bärenhaut kam. Deshalb kümmerten wir uns nicht um die Gestreckten und legten uns den Plan zurecht, nach dem wir den noch un-

durchsuchten Teil des Geheges drücken wollten. Jetzt machten wir die Sache umgekehrt — mein Holländer und ich drückten, während Wood und sein Begleiter das Ende des Geheges umschlagen und auf der anderen Seite Posto fassen sollten. Einen Imbiß verzehrend, legten wir uns auf den Boden und warteten das Pfeifensignal ab, das uns zum Vorgehen rief. Wohl dreiviertel Stunden warteten wir. Da, endlich!

Wir brauchten fast zwei Stunden, ehe wir den letzten Rest des Geheges regelrecht abgesucht hatten, und wenn auch die vielen Zeichen und Losungshaufen darauf hindeuteten, daß die erlegten Bären durchaus nicht die einzigen waren, die das Gehege als Wohnplatz sich erkoren hatten, für den heutigen Tag war hier nichts mehr drinnen. Wir gaben deshalb die weitere Suche auf, gingen erst zu meinem Bär, schlugen ihn aus der Haut, wirkten die Schinken aus und schleppten alles zum zweiten Bär, wo dieselbe Arbeit sofort wieder begann.

Nun ging es ans Packen der großen Rucksäcke. In den meinigen nahm ich beide Häute; das war eine ganz erhebliche Last im Gebirge. Meine drei Gefährten packten die Schinken ein, und ich staunte nicht wenig, als der Trapper, trotz seines Alters, in den drei Fuß hohen Rucksack drei Schinken stopfte und sich den vierten als Vorderlast über die Brust hängen ließ, während die beiden Holländer sich in die Last der verbleibenden zwei Hinter- und zwei Vorderschinken teilten. Zum Glück ging unser Rückmarsch meist abwärts, und wo es aufwärts ging, warfen jedesmal zwei von uns die Rucksäcke ab und halfen den anderen hinauf. Immerhin, es war eine verdammte Kur, aber — es waren Gebirgsjägerfreuden.

Die Sonne neigte sich über den Felskuppen, als wir zur Hütte kamen. Der heutige Jagdtag war zeitig zu Ende. Wir hatten nun mit Einschluß der Nacht eine lange Ruhepause vor uns, die uns not tat. Wäre unsere Rückkehr erst in später Abendstunde erfolgt, dann hätten wir den nächsten Tag als Rasttag einschalten müssen, denn wir waren alle von den tagtäglichen Strapazen stark mitgenommen. Große Abendunterhaltung gab es nicht. Unsere Gehilfen hatten sich um das einst-

weilige Aufspannen der Häute zu kümmern, und, damit die Schinken nicht verdarben, wurden sie mit Salz und Pfeffer eingerieben und Tag und Nacht in die kühle Luft einer nahen Felsspalte gehängt. Wir Jäger besprachen nur kurz für den nächsten Tag das Nötigste — nämlich — daß wir nicht zu zeitig aufbrechen und uns gemeinschaftlich nach der Ecke wenden wollten, wo ich den Grisly schoß. Es war noch ziemlich hell, als wir uns auf das Lager warfen und sofort einschliefen.

Wir rasselten bis in die siebente Morgenstunde, als uns schon das helle Morgengrau in das Gesicht schien. So fest hatten wir geschlafen, daß uns nicht einmal die Tätigkeit unserer Gehilfen geweckt hatte, die frühzeitig aufgestanden waren und mit der Bereitung des Frühstücks zu tun hatten. In kurzer Zeit waren wir Jäger marschfertig. Der Morgen ließ sich recht trübe an; Reif und Nebel fehlten, und der Temperatur nach waren Niederschläge zu erwarten. Eine wenig erfreuliche Aussicht für uns, mit der man aber im wechselvollen Klima Britisch-Kolumbiens auch im Winter rechnen muß, was in den anderen kanadischen Provinzen nicht der Fall ist. Nachdem wir den Steg überschritten hatten, übernahm ich die Führung. Ohne ein Stück Wild zu sehen, erreichten wir die Nähe der Stelle, wo ich den Grisly erlegt hatte. Dort ruhten und beobachteten wir für eine Weile und berieten den Jagdplan. Um vor allem den zweiten Holländer zum Schuß auf einen Bär zu bringen, wollten mein täglicher Gefährte und ich „drücken"; Mr. Wood sollte seinem Gefährten Assistenz leisten. Der Alte und ich waren überzeugt, daß wir bei richtigem Zusammenarbeiten jeden Bär, der gerade im Gehege steckte, dem Holländer in den Lauf drücken würden.

Die Posten waren verteilt. Wood und sein Gefährte gingen mit gutem Wind an das ausgedehnte Gewirr heran, während wir noch warteten, bis das Pfeifensignal uns sagte, daß die beiden ihren Posten eingenommen hatten. Dann holten wir beide im großen Bogen aus, um mit schlechtem Wind zu drücken. Der Bär ist nicht so gerissen wie anderes Wild, das zumeist nach rückwärts ausbricht, wo fehlerhafterweise oft kein Schütze am

Rückwechsel steht, nein, der Bär läßt sich sehr gut „treiben", wenn diejenigen, die drücken, vorsichtig und mit Überlegung arbeiten. Sollten aber trotzdem ungünstige Umstände ein Durchbrechen des Bären nach rückwärts nicht verhindern können, dann ist er immer noch den Kugeln der das Drücken besorgenden Jäger ausgesetzt.

Mein Begleiter erhielt von mir genaue Weisung, wie er sich beim Drücken verhalten sollte; vor allem strengste Ruhe und langsames Absuchen des durch Gebüsch und große Steinblöcke nur auf wenige Schritte übersichtlichen Geländes, dann hin und wieder ein kurzer Pfiff, damit wir immer wußten, wo der andere steckte. Wir waren kaum 20 bis 30 Meter im Gehege, als ich einen Haufen ganz frischer Losung fand; also konnte wenigstens e i n Bär anzutreffen sein, wenn dieser nicht etwa nur durchgewechselt war. Als wir ungefähr den dritten Teil des 10 bis 12 Morgen großen Geheges, das aber mehr lang als breit und auch unregelmäßig in der Form war, gedrückt hatten, winkte mich der rechts von mir drückende Holländer mit einem leisen „Pst!" zu sich. „Donnerwetter! Muß das aber ein Bursche sein!" Ich stand neben meinem Begleiter, und beide prüften wir mit dem Finger die ganz frische Losung, „ob sie noch warm wäre". Und wo der Haufen lag, war in das bißchen Erde zwischen dem Gestein eine derartig große Brante eingedrückt, daß wir sofort wußten: diese Handschuhnummer braucht nur der Grisly. Gleich neben dem Abdruck standen Wildrosensträucher, und an den langen Dornen hingen einige gelbgraue Flöckchen. Grisly! Jetzt waren wir sicher, daß mindestens e i n Bär im Gehege steckte, ob er nun eine graue, braune oder schwarze Jacke trug. Noch vorsichtiger und langsamer als bisher „drückten" wir planmäßig weiter, und zwar derart, daß in Wirklichkeit ich allein derjenige war, der drückte, während mein Gefährte d i e Aufgabe hatte, den etwa nach seiner Seite ausbrechenden Bär wieder in den Trieb hineinzudrücken. Zu letzterem Zweck hatte ich ihm jedes Mittel gestattet, das wirken konnte. Aber Viertelstunde um Viertelstunde verging, wir waren schon weit über die Hälfte des Geheges durch, und noch immer fiel kein Schuß. Es war

eine hundsgemeine Kriecherei; Hände und Gesicht bluteten, so richteten uns die vielen Dornensträucher, die hier wucherten, zu. Da knackte es plötzlich unweit vor mir; sehen konnte ich nichts. Und da ging ein Schreien und Gejohle los, und ein Schuß krachte, und dann wieder ein Schimpfen meines Gefährten: „go on you goddam son of a bitch!" Und gleich hinterher in höchster Aufregung: „Mr. Otto, der Grisly kommt zu Ihnen!"

Ich hörte ihn brummen und fauchen und sah seinen Schatten kommen. Jetzt fing ich an zu rumoren. Der Schatten verhoffte einige Sekunden, entschwand meinen Blicken, und ich hörte aus dem Streifen des Gebüsches und dem Klappern der Steine, daß er sich von mir abwandte, aber nach links an mir vorüber wollte. Wie ein Gummihund sprang ich nach links über Steingeröll und sonstige Hindernisse, brach, die Büchse als Schutz mir vor das Gesicht haltend, durch Dornen und Gestrüpp, setzte mich einmal, als ich einen Fehlsprung tat, recht ungemütlich mit einem gewissen Körperteil auf einen spitzen Stein, daß ich laut „Au!" brüllte, und mir die Freudenträne in die Augen trat, kam auf einen kleinen freien Platz, wo ich etwas verschnaufen und mich über die Richtung, die der Bär nahm, orientieren wollte, als vor uns die Knallerei los ging. Erst ein Schuß, dann eine Dublette, die mir sagte, daß auch Mr. Wood mit in das Gefecht eingriff, dann einige Sekunden Pause und ein letzter Schuß, den ich als Fangschuß vermutete.

Ich rief nun den beiden Schützen und auch meinem Holländer zu, daß wir das Gehege bis zu Ende durchdrücken würden. Kaum war ich wieder auf meinen Gefährten zugestoßen, als von den vorstehenden Schützen ein weiterer Schuß fiel. Was dort vor sich ging, durfte uns jetzt nicht stören; erst mußte fertig gedrückt werden. Der letzte Rest des Geheges war aber leer, und als wir bei den beiden anlangten, erfuhren wir, daß ein sehr starker Schwarzbär ohne jedes Geräusch seitwärts ausgebrochen sei, der erst im letzten Augenblick, ehe er Deckung erreichte, von Woods Begleiter erblickt und mit Schnappschuß erfolglos beschossen wurde. Vierzig Schritte von Wood und seinem Gefährten entfernt lag, von vier Kugeln getroffen, ein

kapitaler Grisly von schätzungsweise 900 Pfund Gewicht. Die beiden hatten mich mit ihrem Grisly übertrumpft, soweit das Gewicht in Betracht kam. Ich mußte mir aber anhören, daß ich den Gestreckten „meisterhaft" zugedrückt hatte. Nun ja — ich „drückte" nicht das erstemal in meinem Leben.

Wood erzählte uns nun, daß der Grisly auf 20 Schritte neben den beiden Schützen aufgetaucht sei. Der Holländer schoß zuerst und brachte ihn vorn zum Zusammenknicken. Dann schossen beide fast zugleich, worauf der Bär zusammenbrach und sich wälzte. Der Holländer hatte ihm dann den Fangschuß in den Schädel gegeben. Die drei Kugeln saßen verteilt vom Blatt ab bis ungefähr 40 Zentimeter dem Körper zu; für einen Bär schlecht tötende Schüsse, besonders für den gewaltigen Grisly.

Der Appetit kommt gewöhnlich mit dem Essen. Bei Woods Begleiter war es ebenso, nur daß er nicht essen, sondern noch mehr Bären schießen wollte. Es kostete mich und Wood langatmige Vorstellungen, ehe es uns gelang, den bärenhungrig gewordenen Holländer davon abzuhalten, dem vorbeigehauenen Schwarzbär nachzulaufen. Übrigens merkte ich als scharfer Beobachter Mr. Wood an, daß er genau so dachte wie ich, nämlich, daß jetzt mit der Bärenjagd Schluß sein müsse. Wir waren zu dem Zweck hergekommen, Wapiti und Bär zu jagen, aber nicht um zu räubern. Mr. Wood sowohl wie ich hatten jedem Holländer zu einem Bär verholfen, ich nahm allein drei Häute mit nach Hause, und Wood wollte gelegentlich ebenfalls noch einige Bären schießen. Als Jäger, die sich führen lassen mußten, konnten die Holländer mit der erzielten Beute zufrieden sein.

Da es noch früh am Tage war, und wir Zeit genug hatten, heute noch auf Springhirsche und ich auf meinen zweiten Wapiti zu jagen, schlug Wood meinem Holländer und mir vor, daß wir wieder für uns gingen. Wood und der andere Holländer wollten dem Graubär die Jacke abziehen und sich dann auf den Heimweg machen. Wenn den beiden dann noch genügend Tageslicht blieb, wollte Wood versuchen, seinen Gefährten an einer Stelle unweit des Steges zum Schuß auf einen Springhirsch (Deer) zu

bringen. Dort hatte Wood gegen Abend immer ein Rudel dieser Wildart bummeln und in die Talmulde zur Äsung ziehen sehen. Mir kam der Vorschlag ganz gelegen, denn ich hatte wirklich nicht die geringste Lust, zu viert zu jagen; mir war der zweite Mann schon ein unliebsames Anhängsel, das mich beim Birschen störte. Mein Holländer hätte am liebsten noch weiter Bärenhatz mitgemacht, es blieb ihm aber nichts anderes übrig, er mußte mitmachen, wie Wood und ich wollten. Nachdem wir, um den Bär sitzend, einen Imbiß und ein Schlückchen genommen hatten, gingen wir beide für uns jagen. Einen Plan hatte ich mir nicht zurechtgelegt; ich ging aufs Geratewohl, alles dem Zufall überlassend.

Als wir von den andern ein beträchtliches Stück fort waren, kamen wir an eine Stelle, wo sich ein sehr hoher und an der einen Seite senkrecht abfallender Fels befand, der aber, von uns aus gesehen, leicht und gefahrlos zu besteigen war. Selbstverständlich wurde die höchste Spitze dieses Kegels bestiegen, schon aus dem Grunde, um einen weiten Überblick zu haben. Zwar hatte sich die trübe Atmosphäre des Morgens gelichtet, aber trotzdem hing ein grauer Schleier über der Natur, der kleinere Punkte, z. B. Wild, nicht unterscheiden ließ. Wir sahen aber wenigstens den Lauf des Flüßchens, und nach diesem orientierte ich mich für die zu nehmende Richtung. Ich stellte fest, daß wir weit über die Stelle hinaus gelangt waren, wo wir die Wapitis liegen hatten und wo der Biberdamm war. Ferner sahen wir, daß jenseits des Flüßchens ein ziemlich breiter Gebirgsbach die Felsen teilte, der sich mit dem Flüßchen vereinigte, das von dort aus sich beträchtlich verbreiterte. Diese Wahrnehmung rief den Wunsch in mir wach, auf jener Seite zu jagen, jedoch war es für heute zu spät. Ich zeichnete mir in mein Notizbuch den Lauf unseres Flüßchens, das zur Hütte führte, soweit ich es übersehen konnte, ein, markierte mir gewisse Stellen auf der Skizze durch entsprechende Bemerkungen, und damit war mein Plan für den nächsten Morgen gemacht.

Von unserem Ausguck gesehen fiel die Felsenwand an

unserer Stelle ungefähr 40 Meter senkrecht ab und dann verlief sie sich in schräg abfallendes Gelände, das reich mit Nadelhölzern und gruppenweise mit Laubbäumen bestockt war. Ich beschloß, für heute die unteren Hänge abzubirschen, dann das Tal und entlang diesem zur Hütte zurückzukehren.

Wir stiegen von unserem Ausguck herab, suchten eine geeignete Abstiegstelle nach den unteren Lagen, gelangten ohne „Rutschpartie" und zerschlagene Knochen dort an und nahmen an den waldigen Hängen sofort die Birsch auf. Noch keine zehn Minuten bummelten wir zwischen den Stämmen dahin, als wir schon auf einige Springhirsche stießen. Ein ziemlich guter Geweihter stand uns kaum 60 Schritt entfernt, neugierig nach uns äugend, gut Blatt. Ich nahm nun an, daß der Holländer sofort Dampf machen würde, ich wurde aber angenehm berührt, als er die Büchse in Ruhe ließ und auf meinen fragenden Blick mit dem Kopf schüttelte. Dann wedelte er mit dem Arm in der Luft und brachte dadurch das Wild zum Abspringen.

„Warum haben Sie nicht geschossen? Der Hirsch war doch nicht schlecht." Die Antwort ahnte ich im voraus, und sie war auch demnach: „Es ist zu weit bis zur Hütte." Ich war befriedigt; sah ich doch daraus, daß er anfing, unter gewissen Umständen sich des Schusses zu enthalten. Wirklich wäre es Blödsinn gewesen, hier den Hirsch zu schießen, wo doch Gelegenheit dazu in der Nähe der Hütte war; und wenn da nicht, dann „zu Hause". Wäre ich auf Wapiti gestoßen, dann würde ich mir lange überlegt haben, ob ich schießen sollte, und wenn doch, dann mußte es eine Trophäe sein, die den ungeheuer zeitraubenden und schwierigen Transport von der Ecke aus auch wert war. Der einzige Grund, weshalb ich die Nachmittagsbirsch hier ausübte, war der Drang, die Ecke zu durchstreifen. Es war ja möglich, daß mein Gefährte oder ich auf ein Stück geringes Raubwild zum Schuß kamen. Und darin hatte ich auch Glück; es gelang mir, einen vor uns herflüchtenden Luchs spitz von hinten auf 122 Schritte zu strecken.

Wir hatten eben einen Waldzipfel verlassen und gelangten auf einen ebenen Rücken, der fast geröllfrei und völlig kahl

war, mit Ausnahme eines kümmerlichen Graswuchses, den das bißchen Erdbelag hervorgezaubert hatte. Als wir die Fläche betraten, sahen wir ungefähr 70 Schritte entfernt, und genau vor uns, ein graues Etwas aus dem Gras hervorschnellen und das Weite suchen. Ich erkannte das Tier sofort als einen ungewöhnlich starken Luchs, visierte ihn spitz von hinten an und überschoß ihn. Dieser Fehlschuß lag an meinem Fingerdruck, bzw. am Abzug. Ich schoß mit Druckpunkt. Es war mir aber noch nicht passiert, daß der Schuß schon in dem Moment hinausgefahren wäre, wo ich den Abzug durch „schmiegenden" Fingerdruck an den Druckpunkt brachte. Meiner Gewohnheit und Übung gemäß fasse ich beim Anschlag sofort in den Abzug und „schmiege" im Anschlag den Abzug an den Druckpunkt an, so daß, wenn das Korn im Ziel sitzt, nur der kurze Druck genügt, um den Schuß hinauszuwerfen. Und in diesem schmiegenden Griff lag das ganze Geheimnis meiner Treffsicherheit bei Abgabe eines blitzschnell hingeworfenen Schusses. Als ich nun in derselben Weise auf den Luchs anlegte, fuhr der Schuß schon hinaus, als ich erst in den Abzug gegriffen hatte. Diese vorzeitige Entladung konnte nur darin ihren Grund haben, daß beim Birschen durch den massenhaften Unterwuchs ein Ästchen zwischen Abzug und Bügel geraten, und — unbeachtet von mir — der Druckpunkt bis zum letzten Haar ausgelöst war. Hätte ich die Büchse nicht gesichert gehabt, dann wäre zweifellos der Schuß hinausgefahren; anders kann ich mir die Sache nicht denken. Der Fehlschuß konnte mich noch lange nicht verblüffen oder nur einen Augenblick zögern lassen, zu repetieren und den zweiten Schuß hinterherzujagen. Und diesmal schoß ich nicht vorbei. Als würde der Luchs von einem Windstoß hingeweht, blieb er im Feuer und war sofort verendet. Als wir ihn aufhoben, sahen wir die kolossale Verheerung meines Nickel-Kupfermantelgeschosses, die am Pelzwerk angerichtet worden war. Das Geschoß hatte zollbreit über der „Blume" gefaßt, war durch den Körper in dessen ganzer Länge hindurchgegangen und am Stich wieder herausgetreten. Dort fehlte ein großer Fetzen Balg; schade wegen des Schandflecks, denn als gutes Pelzwerk



Bild 25. Aus dem Felsengebirge: Sir Donald. Zu Kapitel 4.



Bild 26. Aus dem Felsengebirge: Mount Edith. Zu Kapitel 4.

war der Balg noch zu unfertig, aber zum Ausstopfen wäre er ein Prachtstück gewesen, wenn der Fetzen nicht gefehlt hätte. Man soll eben auf Pelztiere, soweit geringere Arten in Betracht kommen, nur das Weichbleigeschoß verwenden; Vollmantelgeschosse, auch solche mit abgefeilter Spitze, stauchen sich im schwachen Körper infolge geringer Widerstandskraft zu wenig und verursachen bei nicht ganz gutem Sitz der Kugel oft langes Nachsuchen oder Verlust des betreffenden Stückes. — Wir balgten den Luchs an Ort und Stelle ab und birschten uns dann immer tiefer die Hänge hinab.

Mit Ausnahme von drei Stück Wapiti-Kahlwild, die wir hochmachten, sahen wir nichts, fanden aber am moosigen Gestein zahlreiche Kratzstellen und mitunter in der leichten Erddecke Branteneingriffe von Bären; auch eine Bärin mit einem Jungen fährteten wir. Es war mir jedoch sehr lieb, daß wir keinen Bär hochmachten, denn ich hätte den Holländer nicht hindern können, wenn er Dampf darauf machte. Mein eigenes Interesse war nur noch darauf gerichtet, den mir noch zustehenden Wapiti zu erlegen und dann darauf hinzuwirken, alsbald die Heimreise anzutreten. Es regten sich doch immerhin Sorgen in mir wegen „Daheim", trotzdem ich dort alles soweit in guter Hut wußte.

In derTalmulde angelangt, wurde es Zeit, daß wir den Heimweg antraten, denn wir hatten einen langen Weg bis zur Hütte vor uns. Wir folgten immer dem herrlich gelegenen Tal, wo wir eben und weich marschieren konnten, brauchten aber infolge der vielen Windungen zwei und eine halbe Stunde bis zur Hütte. Als wir dort ankamen, war es schon sehr dunkel. Unsere beiden Gehilfen sagten uns, daß Wood und sein Gefährte schon seit drei Stunden wieder hinaus wären, um einen Springhirsch zu schießen. Ungefähr vor einer Stunde wäre auch ein Schuß gefallen, aber die beiden wären noch nicht zurück. Wir selbst hatten den Schuß nicht gehört; er mußte in sehr tiefem Grunde gefallen sein.

Erst in völliger Dunkelheit kamen die beiden zurück. Der Holländer hatte einen guten Springhirsch angeschossen, und die

Nachsuche, die nach einiger Zeit auch zum Ziel geführt, hatte seine Jagdbeute um einen guten Zehnender mit schönen, reichgeperlten Stangen vermehrt. Der Hirsch lag noch draußen im Grunde und sollte morgen eingeholt werden. Während des Abendessens, wo es für jeden noch zwei Kartoffeln gab — den letzten Rest der paar Pfund, die wir in jedem Rucksack mitgenommen hatten —, sowie wieder mächtige Fetzen Wapitibraten, rückte ich mit meinem Vorschlag heraus. Dieser ging dahin, daß unsere beiden Gehilfen während ihrer reichlich freien Zeit am Tage Vorbereitungen zum Bau eines Flosses trafen, auf dem wir nicht nur das Wild bis zur Bahnstrecke transportieren wollten, sondern das auch lang genug sein sollte, um uns und unsere Ausrüstung mit aufzunehmen. Mein Vorschlag wurde sofort angenommen, und die Gehilfen erhielten Auftrag, so viel Stangen zu schlagen, daß sie zu einem zweigliedrigen Floß in einer Breite von 3½ m ausreichten. Für den nächsten Tag — falls nicht inzwischen starkes Regenwetter eintreten sollte — faßte ich den Plan, auf dieser Seite des Wassers zu jagen, und zwar wollte ich mit meinem Holländer noch im Finstern ausrücken, der Talmulde folgen bis zu dem breiten Gebirgsbach, dessen Einmündung in unser Flüßchen wir heute entdeckt hatten, und von dort an dem neuentdeckten Bach entlang in der Weise jagen, daß wir uns dabei ständig der Hütte wieder näherten. Wood und sein Gefährte wollten erst den Springhirsch mit dem Boot einholen und dann, von der Hütte anfangend, uns entgegen jagen, so daß wir einesteils einander das Wild zutrieben, andernteils zusammenstießen, so daß wir nötigenfalls auf Wapiti drücken konnten. Wood sagte mir, daß es in dem von mir in Aussicht genommenen „Revierteil" weit mehr Bergziegen und Springhirsche gäbe als dort, wo wir bisher gejagt hatten. Auch Wapiti gäbe es dort mehr, und zwar aus dem Grunde, weil der von uns entdeckte Gebirgsbach derart hohe und zumeist senkrecht abfallende Ufer hätte, daß ein Übersetzen des Wildes völlig ausgeschlossen sei; es sammle sich deshalb in jenem Abschnitt ständig zu starken Rudeln an. Ein weiterer Grund — so meinte Wood — läge darin, daß er höchst selten in jenen Ab-

schnitt gekommen sei und in den Jahren, seit er hier hauste, dort kaum ein Dutzend Schüsse gefallen wären. Es hätte dort sozusagen fast völlige Ruhe geherrscht und das Wild wäre nicht gestört worden. Den Aussagen des Trappers nach standen also dort meine Wapiti-Aktien gut. Nur schnell der Morgen her.

Nach ungestörter Nachtruhe, wo wir wie die Ratzen schliefen, und einige von uns auch in wundervollen Tönen „gesägt" haben sollen, wie uns am Morgen die weniger müden Gehilfen sagten, machten wir vier uns auf den Weg; wir beiden wandten uns links am Ufer entlang dem entdeckten Bach zu, und die andern beiden gingen zum Boot, um rechts den Fluß abwärts zu fahren. Es war erst kurz nach 5 Uhr und ringsum noch Nacht. Wir mußten deshalb vorsichtig marschieren, damit wir nicht in einen der tiefen Bisamrattengänge, die das grasige Ufer durchzogen, traten und einen Hinterlauf oder andere Knochen brachen. Bisamratten waren allerdings im Flüßchen nur noch wenige vorhanden, denn Wood hatte die Jahre hindurch schon Tausende hier weggefangen, aber die alten tiefen Gänge waren noch da. In der Nacht war auch die Temperatur umgeschlagen; anstatt des am vorigen Tage drohenden Regens hatte gegen Morgen ein leichter Frost eingesetzt, und der Himmel schien klar und hell. Wäre letzteres nicht gewesen, so daß wenigstens ein heller Schimmer von oben uns leuchtete, dann hätten wir bis zum Morgengrauen warten müssen. Es gab an dieser Seite doch verdammt gefährliche Löcher und Gänge. Gegen halb sieben wurde es besser; die Talsohle ebener, und das schon vorgeschrittene Grau des Tages ließ uns alle Hindernisse rechtzeitig erkennen. Kurz vor acht Uhr erreichten wir den Bach, der viel breiter war, als er aus der Entfernung uns geschienen hatte, und dessen Wasser brausend und zischend dahergerast kam. Den ganzen Marsch im Tal entlang hatten wir von Wild im Wiesengrunde nichts gesehen oder gehört. Jetzt hatten wir gutes Büchsenlicht, und wir konnten uns ohne längeres Abwarten die Hänge hinaufwinden und mit dem Birschen beginnen.

Anfangs ging das Klettern so halbwegs, bald aber mußten wir einander helfen, von Gestein zu Gestein zu kommen. Dann

ging es für eine Weile wieder besser, weil einzelne Bäume und Gesträuch uns in den Weg kamen, an denen wir uns bis zum nächsten Felsabsatz hinaufturnen und stützen konnten. In Schweiß gebadet erreichten wir endlich flacheres Gelände, das uns in sanftem Anstieg auf den Rücken des Gebirgszuges brachte. Hier war wenig Vegetation, nur nacktes, völlig erdloses Gestein. Zu unserer Rechten lag die 60 bis 70 Meter tiefe und 20 bis 30 Meter breite Schlucht, auf deren Sohle der reißende und an manchen Stellen offensichtlich recht tiefe Gebirgsbach rauschend und zischend über abgestürztes Geröll dahinschoß. Die schwarzen Felsenwände der Schlucht mit ihren vielen Spalten, Rissen, Vorsprüngen und überhängenden Platten, da und dort einem Baum, Gesträuch oder sonstiger Vegetation kümmerlichen Halt gewährend, bot ein großartiges Bild von urwüchsiger Gebirgsromantik. Längere Zeit standen wir in der Schlucht, sahen der spritzenden und zischend dahinschießenden Flut zu und dann wandten wir unseren Blick über das unter uns liegende Gelände. Im fernen Osten rötete sich der Morgenhimmel; es war Mutter Sonne, die ihren Aufstieg begann. Goldig glänzten die weit entfernten Kuppen der hohen Bergriesen mit ihrer weißen Schneehaube und dazwischen dunkle, schwarze Linien — der schweigende Hochgebirgswald. Und zu unseren Füßen schweigender Wald, kahle Blößen, groteske Felsgruppen —. Aber ringsum Totenstille bis auf das Geräusch des vorbeijagenden Wassers.

Als wir uns sattgesehen hatten an dem wildromantischen Bilde, wandten wir unsere Gedanken wieder dem Zweck zu, dessentwegen wir uns hier oben befanden. Langsam birschten wir in nächster Nähe der Schlucht auf dem Rücken entlang, dabei jeden Schritt, den wir taten, auf Zeichen von Wild prüfend. Und wir fanden allerhand — von Wapiti und Hirsch, Losung vom Bär bis zum Luchs, Losung und grobhaarige Flöckchen Wolle der Gebirgsziege. Diese Zeichen verrieten uns, daß Wild aller Art hier oben gern entlang der Schlucht wechselte, und einesteils war es ja auch zu diesem Wechsel gezwungen, weil es eben die Schlucht nicht kreuzen konnte. Es stand uns

also die beste Aussicht offen, in diesem ungestörten Teil heute zum Schuß zu kommen. Allerdings wäre es mir lieber gewesen, wenn dieses weiter unten und näher der Hütte der Fall war. Jenseits der Schlucht war ebenfalls der Rücken kahl, nur lag dort mehr grobes Gestein, und mitunter erhoben sich groteske Felsgruppen und mächtige Säulen aus dem Rücken. Als wir ein beträchtliches Stück neben der Schlucht gewandert waren, wurden deren Wände abgeschrägter, und die obere Weite betrug an manchen Stellen 80 Meter und mehr. An einer solchen faßte mich der hinter mir gehende Holländer an der Joppe. Ich blieb stehen und wandte ihm das Gesicht zu. Er winkte mit den Augen über die Schlucht, wo viel grobes Gestein und Blöcke umherlagen, die bis an den Rand der Schlucht heranreichten. Ich sah eine junge Gebirgsziege, die langsamen Schrittes auf dem Grat und zwischen den Blöcken hindurchbummelte und da und dort an einem kümmerlichen Grasbüschel naschte. Eben wollte ich das Glas heben, um mir das Stück zu betrachten, da kam es mir vor, als hätte ich in einer Entfernung von ungefähr 30 Schritten und hart am Rande der Schlucht eine ruckartige Bewegung wahrgenommen. Ich faßte die Stelle scharf ins Auge, konnte aber nichts unterscheiden als Gesteinstrümmer. Da nahm ich das Glas zu Hilfe und jetzt gewahrte ich, fest an den Grat geschmiegt und am Fuße eines großen Steinblocks einen schlanken, bräunlich schimmernden Streifen mit einem dunklen Strich an der Oberfläche entlang. Was es war, konnte ich trotz meines Voigtländer-Prismenglases nicht unterscheiden, so undeutlich zeichnete sich das „Ding" von seiner Umgebung ab. Es bewegte sich nicht; nicht das leiseste Zucken konnte ich durch das Glas feststellen. Ich warf einen Blick nach der Ziege. Sie war „dem Ding" einige Schritte näher gerückt und naschte jetzt wieder an einem anderen Grasbüschel. Mein Glas wanderte wieder zu jenem Punkt. Weg war er. Doch halt — nein; dort lag der über einen Meter lange gelbbraune Streifen, jetzt deutlich dem bloßen Auge sichtbar. In dem Moment, wo ich die Ziege beobachtete, war „das Ding" weiter vorgeprellt — der Ziege entgegen. Ich ließ das um den Hals hängende Glas herab, drehte

schnell und vorsichtig die Sicherung herum und ging langsam in Anschlag. Ein schneller Seitenblick auf meinen Gefährten zeigte mir, daß dieser regungslos wie eine Steinsäule da stand und beobachtete. Ich hatte „das Ding" erkannt — einen „Cougar" (Mountain lion — Berglöwe, auch kanadischer Panther genannt), der das Geislein anschlich, um es zu reißen. Das Büchsenkorn hatte ihn gut gefaßt, wegen seiner fest an den Grat geschmiegten Lage bot er mir aber ein zu unsicheres Ziel. Die Kugel mußte gut sitzen, denn haben wollte ich ihn und nicht nur verprellen, und wenn ich den ganzen Tag hätte suchen und arbeiten müssen, um einen Übergang nach der anderen Seite zu ermöglichen.

Plötzlich ruckte er sich zusammen, das Vorderteil schien sich in den hinteren Teil des Körpers hineinzuschieben. Er lag sprungbereit, und dadurch bot er mir, einige Querstriche sich höher zeigend, ein weit besseres Ziel. Die Schußbahn war so gut wie eben. Das Korn faßte kurz Halsansatz und — klärrr! Im Knall zuckte der geschmeidige Körper, deutlich sichtbar, zusammen; er blieb aber regungslos in seiner Lage. Ich repetierte schnell und ging zum zweiten Schuß in Anschlag. Aber ehe ich den Finger krumm machen konnte, fiel der Cougar zur Seite, schnellte wie ein geköpftes Huhn hin und her, überschlug sich und — Himmelsakra! Über den Rand der Schlucht hinab sauste der zu Tode getroffene Räuber in die zischende Flut. Wir warfen uns sofort lang hin und sahen über den Rand der Schlucht hinab. Dort riß das tosende Wasser den Verendeten mit und trieb ihn blitzschnell über eine Stromschnelle, aus der er erst nach einigen Minuten wieder an die Oberfläche kam, einigemal wie ein Kreisel herumgerissen wurde, und dann faßte ihn wieder die reißende Strömung und führte ihn pfeilschnell fort. Im ersten Augenblick waren wir willens, dem bereits unseren Blicken Entschwundenen nachzueilen und den Abstieg an der Stelle zu wagen, wo wir — an der Mündung des Baches in das Flüßchen — vor kaum zwei Stunden den mühseligen und gefährlichen Aufstieg unternommen hatten. Ich sagte mir aber — und auch mein Gefährte pflichtete mir bei —

daß dieses gar keinen Zweck hatte. Entweder war, wenn wir glücklich an der Mündung anlangten, der Cougar längst in das Flüßchen gerissen und von dessen ebenfalls starker Strömung schon weit entführt worden, oder — was noch wahrscheinlicher war, er hing noch im Wildbach zwischen emporragendem Gestein oder in einem der vielen Nester von angeschwemmtem Fallholz, wo jedes Suchen nach ihm völlig unmöglich war. So stark ich mich über den Verlust dieser seltenen Trophäe ärgerte, blieb mir doch anderseits der Trost, dem Geislein — und nicht nur diesem einen — im letzten Augenblick das Leben gerettet zu haben. Noch lange verweilten wir an der Stelle, von wo aus ich geschossen hatte und hechelten die dem Schuß vorangegangenen Momente durch. Von der Ziege war allerdings nichts mehr zu sehen; sie war jedenfalls im Knall des Schusses, als wir beide unsere Sinne nur auf die große Katze gerichtet hatten, von uns unbemerkt abgesprungen.

Mißmutig birschten wir weiter, aber ich war nicht recht bei der Sache. Meine Aufmerksamkeit litt durch den ärgerlichen Gedanken an den Cougar. Dadurch war es auch zu erklären, daß ich wie ein Hannstappindiewelt einem Sprung Bergschafe (Mountain sheep), die sich an höchster Lehne niedergetan hatten, auf die Läufe half. Wäre ich mit den Gedanken bei der Birsch gewesen, dann hätte ich die ruhenden Tiere sehen müssen. So wurde ich erst auf sie aufmerksam, als sie mit lautem Geklapper absprangen. Nun ja — ich hatte mir eben auch einmal ein paar „lange Ohren" aufgesetzt.

Hin ist hin! Von jetzt ab paßte ich besser auf. Da wir uns noch immer auf dem höchsten Grat des Gebirgszuges befanden, und uns eine meilenweite Übersicht gestattet war, nahm ich öfter das Glas zur Hand und suchte die unter uns liegende Gegend ab. Von links her schimmerte uns ein kleiner silberner Fleck entgegen. Es war ein Stück unseres Flüßchens aus der Richtung, wo die Hütte lag. Rechts davon sahen wir einen 150 bis 200 Schritte langen kahlen Gesteinsrücken, den ich ebenfalls nach Wildfiguren absuchte. Dort gewahrte ich einen kleinen Punkt, der sich zu bewegen schien. Und richtig; es sah

aus, als ob eine Ameise zwischen den Trümmern umherlief. Etwas seitlich von dieser „Ameise" kroch eine zweite, und von dem winzigen Punkt kam zeitweise ein kleines Blinken, als ob die Sonne einen Glassplitter streifte. Das war k e i n Wild, das waren Menschen, und das Blinken kam vom Gewehrlauf, den zeitweilig die Sonnenstrahlen trafen. Also waren Mr. Wood und sein Gefährte schon im Begriff, uns entgegenzukommen. Gut war es, daß ich die beiden wahrgenommen hatte, denn nun konnte ich mir meinen Jagdplan zurechtlegen, damit wir zu gegebener Zeit mit den beiden zusammenstießen. Ich änderte auch sofort die bisher innegehaltene Richtung, und dann fingen wir an, nach den unteren Lagen zu kreuzen. Wir mußten durch dichten Nadelwald, wo wenig Unterwuchs vorhanden war. Hier standen massenhaft Fährten von Wild aller Art in dem nadelbedeckten Boden. Wir hörten es auch brechen, woraus wir entnahmen, daß wir Wild rege gemacht hatten; sehen konnten wir zwischen den dichtstehenden Stangen allerdings nichts. Auf kleinen, lichten Stellen, wo zumeist stark bemoostes Felsgeröll lag, stellten wir ebenfalls zahlreiche Fährten von Wild aller Art, auch Bären, fest, aber das Wild selbst sahen wir nicht; wir hatten es rege gemacht, denn trotz aller Vorsicht konnten wir nicht vermeiden, daß Geräusch entstand, und wenn erst e i n e m Stück das Geräusch brenzlich vorkam, dann rückte sofort das ganze Rudel ab. So „zahm" wie in den Wildnissen des Flachlandes war hier im Gebirge das Wild durchaus nicht.

Endlich hatten wir den dichten Waldstreifen hinter uns, das Gelände wurde übersichtlicher, es zeigte sich mehr Gesträuch, und es glich hingewürfelten Felskegeln mit vielen kahlen Stellen. Hier war ein wirklich schönes Jagdterrain. Deckung war überall genügend, und wenn hier Wild stand, dann kam ich hoffentlich auch zum Schuß. Da drang ein Knall an unser Ohr. Wood oder sein Gefährte hatten geschossen. Der Schuß klang wie ein kurzer, scharfer Peitschenhieb, war aber noch beträchtlich weit von uns entfernt. Das erste Kegel- und Trümmerfeld hatten wir durch, ohne daß wir Wild hochmachten, trotzdem wir überall massenhaft Wildfährten fanden. Ich konnte nicht

begreifen, wo das Wild steckte, denn wir birschten jetzt, noch dazu mit den weichen Gummisohlen, fast lautlos. Auch gewannen wir dem leichten Wind immer die günstigste Seite ab. Hier mußte ein anderer Grund vorliegen, der das Wild verdrückt und gestört hatte. Als wir noch mehrere Plätze fanden, wo zahlreiche frische Fährten festgestellt wurden, ohne daß uns ein Stück zu Gesicht kam, überlegte ich, ob es nicht besser sei, anstatt zu „kreuzen", an den Hängen und niedrigen Lagen in paralleler Richtung unseres Flüßchens zu birschen. Das bedeutete allerdings einen großen Bogen, auch stand uns der Wind ziemlich ungünstig, aber der Tag schien nun einmal verdorben zu sein und — probieren geht über studieren. Wir lauschten eine Weile, ob wir irgend etwas von den uns entgegenkommenden Gefährten oder von Wild hörten, und als sich nichts regte, birschten wir der neuen Richtung nach.

Bald schien es, als ob ich damit das Richtige getroffen hätte, denn plötzlich sahen wir in einer schüsselförmigen Mulde, die sich vor uns auftat und die einiges Wasser enthielt, sieben Stück Wapiti stehen — fünf Stück Kahlwild, einen Spießer und einen geringen Achter. Wir waren nur etwas mehr als 100 Schritte entfernt. Wind hatten sie nicht bekommen, und trotzdem standen sie mit erhobenen Häuptern und windeten nach allen Richtungen. Sie zeigten ganz das Bild der Beunruhigung. Von dem uns entgegenbirschenden Wood und seinem Begleiter rührte diese Unruhe keinesfalls her, denn die waren noch viel zu weit weg. Hier mußte ein Raubtier in Frage kommen; ein Bär war ausgeschlossen, denn das Wild weiß instinktmäßig, daß dieser klotzige Bursche keine große Gefahr bedeutet, weil es viel schneller ist als der Bär. Nein, das Beunruhigende konnte nur ein großes Katzenraubtier sein, und da kam als einziges der Cougar in Frage. Das von mir jenseits der Schlucht gestreckte Exemplar war sehr stark und völlig ausgewachsen gewesen; schade nur, daß ich durch den Verlust des Räubers nicht das Geschlecht hatte feststellen können. Es waren zweifellos noch mehrere Cougars hier in der Nähe, und nur ein solcher allein war imstande, infolge seiner

hinterlistigen Jagdart den ganzen Wildstand seines Räuberfeldes in ständige Unruhe zu versetzen. Stundenlang liegt dieses Katzenraubtier, das sich in der Farbe vom Gestein so gut wie nicht unterscheidet, auf oder zwischen Felsstücken, wo das Wild ständig wechselt oder sich aufhält, — stundenlang liegt es auf niedrigem, starkem Geäst auf der Lauer, um im gegebenen Moment ein Stück des Rudels von oben herab anzuspringen. Oder, wo solch günstige Absprungstellen fehlen, schmiegt es sich an die nackte Erde, schleicht sich nach Katzenart an das ahnungslose Wild und reißt ihm im Ansprung die Gurgel auf.

Wir zogen uns von den sichernden Wapitis weit genug zurück, um sie nicht zu stören, dann schlugen wir einen Bogen. Aber, sollte das Rudel ganz allein hier sein? Wo waren die starken Hirsche? Vielleicht standen einige gar nicht weit davon an Stellen, die wir noch nicht überblicken konnten. Mit größter Vorsicht gingen wir weiter und blieben nach wenigen Schritten wieder stehen, beobachteten und lauschten. Mit der Zeit fiel es uns auf, daß wir von unseren Gefährten nichts hörten, denn wir hatten doch verabredet, beim weiteren Vordringen in das Gelände uns gegenseitig durch Pfeifensignale, die das Wild nicht störten, zu verständigen. Allerdings war von unserer Seite bisher noch kein Signal gegeben worden; wir warteten auf dasjenige von unseren beiden Gefährten.

Wir waren schon ein großes Stück von dem Rudel Wapitis entfernt und befanden uns auf einem Gelände, wo kleine lichte Waldgruppen mit kahlem Gestein abwechselten. Hier stiegen wir einen sanft abfallenden Hang hinab, gelangten in eine längliche Mulde, von der aus das Gelände wieder steil anstieg, und waren eben im Begriff, den steilen Hang, der mit sehr licht stehendem Spruce bestockt war, zu erklimmen, als ich weiter oben an der Lehne einen weißen Fleck leuchten sah. Es war der Spiegel eines Wapiti, und neben diesem stand ein zweiter; beides gute Geweihte, aber an Stärke der Stangen und der Endenzahl nach nicht genau anzusprechen, weil einiges Gestrüpp hindernd dazwischen stand. Durch eine vorsichtige

Handbewegung veranlaßte ich den Holländer, down zu machen, dann versuchte ich noch einige Schritte seitwärts zu gelangen, um die hindernden Zweige aus der Sehlinie auszuschalten. Der Versuch gelang; Herrgott, hatte der eine aber Stangen und Enden! Ich sprach ihn als sehr guten 12- oder 14-Ender an. Der andere war ebenfalls gut, aber schien nur 10 Enden, allerdings an hohen Stangen zu tragen. Der konnte noch lange leben, ehe er „gut" wurde, aber der andere war der Kugel eines anständigen Jägers wert. Der Starke döste im Stehen, der Schwächere naschte hin und wieder und kaute träge wie eine Kuh. Leider stand mir der Starke fast ganz spitz von hinten; einen Schuß in dieser Stellung hätte ich auf ihn unter keinen Umständen abgegeben, obgleich er mir den leicht seitwärts gebogenen Hals bot. Es blieb mir nichts anderes übrig, ich mußte mich wieder rückwärts bewegen, um ihn besser von der Seite fassen zu können. Da störte mich wieder das verdammte Gesträuch und — da hatte ich die Bescherung.

Himmelherrgottsakra! Der „maulende" Hirsch hatte etwas bemerkt, warf plötzlich auf und äugte scharf nach uns. Dadurch wurde auch der Starke aus seinem Dösen gerissen und äugte ebenfalls die Lehne herab. Da ging der Schwächere schon ab, während der alte Döskopf, wohl noch etwas „verschlafen", zögerte und sich jedenfalls noch recht unklar wegen der Störung war, sich aber auch in der Stellung nicht veränderte, sonst hätte ich ihm die Kugel angetragen. Endlich hatte er sich besonnen, warf sich plötzlich herum und fing sofort an zu trollen — seinem Gefährten nach. Jetzt war es mir egal — entweder ich schoß vorbei oder tötete einen Stamm, oder die Kugel saß im Hirsch. Schoß ich ihn krank, war er auch nicht verloren, denn ich kannte die Wirkung des N.-K.-M.-Geschosses. Er mußte sich bald niedertun, und da wir noch viele Tagesstunden vor uns hatten und außerdem unsre zwei Gefährten bald zu uns stoßen mußten, konnten wir regelrechte Nachsuche halten. Ich richtete deshalb den Büchsenlauf durch eine lichte Stelle im Holz, an der der trollende Hirsch vorbeikommen mußte, und als sich dort sein Geäße zeigte, fuhr die Kugel hinaus. Ein „Bravo"

von seiten des Holländers! Ich aber repetierte sofort und blickte befriedigt die Lehne hinauf, wo der im Feuer zusammengebrochene Hirsch noch einigemale schwach schlegelte. Ich fürchtete, einen Moment zu früh abgedrückt zu haben, dann mußte das Geschoß im Schädel sitzen und den ganzen Knochen zersplittert haben, so daß das Geweih seinen hauptsächlichsten Wert eingebüßt haben würde. Der Holländer konnte es nicht erwarten, beim Hirsch zu sein; er kletterte mir hastig voraus, während ich mir Zeit nahm. Da war er schon oben und rief mir zu: „Die Kugel sitzt im Hals". Nun freute ich mich erst recht über den gutgelungenen Schnappschuß. Ja, die Kugel, halbspitz von hinten abgefeuert, war ungefähr handbreit vor dem Blatt und in der Mitte des Halses eingedrungen und, da ich bergauf schoß, nach oben durch den Halswirbel, der total zertrümmert war, hindurchgegangen und hinter dem rechten Gehör wieder ausgetreten. Aber die Stangen hatten doch „geprahlt", sie hatten stärker ausgesehen. Dennoch wiegt das 12-Endergeweih, dessen Rettung in die Heimat gelungen ist, noch 26½ Pfund. Es ist aber ein durchaus als sehr gut zu bezeichnendes Geweih, wenn ich auch zugeben muß, daß es in einigen Jahren noch kapitaler geworden wäre, wenn — ja wenn —. Übrigens war der Hirsch sehr gut bei Wildbret. Als er später bahnseitig gewogen wurde, betrug das Gewicht 643 Pfund. Die Schußentfernung, den Hang hinauf abgeschritten, 135 Schritte.

Nun hatte ich meinen zweiten, mir hier zustehenden Wapiti, und damit war auch mein Interesse für längeres Verweilen im Gebirge erloschen. Ich gestand dieses ganz offen meinem Holländer, der von sich dasselbe sagte. Er wollte aber heute und morgen noch versuchen, einen recht guten Springhirsch zu erlegen, und bat mich, ihn zu begleiten. Aber selbstverständlich; auf einen Tag länger kam es mir nicht an. Vielleicht bot sich mir da nochmals Gelegenheit, auf einen Cougar oder auf ein Bergschaf zu Schuß zu kommen. Auf letztere Wildart war ich ebensowenig passioniert wie auf Bergziegen, denn ein paar Hörner, die „nach Schafstall dufteten", weckten keine Passion in mir.

Nachdem wir den Wapiti aufgebrochen hatten, wußte ich nicht recht, was ich tun sollte, und zwar wegen der noch immer ausbleibenden beiden Gefährten. Diese m u ß t e n meinen Schuß gehört haben, und ich traute dem alten Wood so viel Kenntnis der „Jagdregeln der Wildnis" zu, daß er, wenn er in der Nähe gewesen wäre, sich auch durch ein Pfeifensignal gemeldet hätte, denn in der klaren Gebirgsluft ist ein Ton meilenweit zu hören, besonders wenn der Signalisierende sich tief, der andere sich in hohen Lagen befindet wie wir. Irgend etwas mußte den beiden quer gegangen sein; möglicherweise hing es mit dem Schuß zusammen, der von Woods Seite gefallen war. Um uns nicht zu verfehlen, kam ich mit meinem Holländer dahin überein, die Vorbereitungen zur Wegschaffung des Wapiti zu beginnen. Er mußte im Ganzen geborgen werden, denn Wapitihirsche wollten wir verkaufen. ·Wir besahen uns vorerst das Gelände, über das wir den Hirsch bis zum Tal schleppen mußten. Es ging noch an; der Hirsch lag hoch, und wenn wir eine Rutsche fertigten, konnten wir ihn ohne besondere Beschädigung zu Tal bringen. Die Rutsche wurde sofort hergestellt. Sie bestand aus drei Stangen, etwas länger als der Tierkörper, die wir mit Ruten zu einer Art Trage verbanden. Auf diese wälzten wir den Gestreckten, banden ihn mit Ruten fest, und vorn an die Rutsche befestigten wir unsere Leinen. Dann ging das „Ziehen" los. Mühselig genug kamen wir vorwärts, aber es ging. Ein großes Stück schon hatten wir uns geplagt, da fiel ganz in unserer Nähe ein Schuß. Galt der einem Stück Wild oder war es ein Signal für uns? Ich gab sofort das unauffällige Pfeifensignal ab, das gleich darauf erwidert wurde. Eine Viertelstunde später begrüßte uns lautes Hallo unsrer Gefährten. Jetzt erfuhren wir auch, weshalb sie so lange geschwiegen hatten. Als ihr erster Schuß fiel, den Wood abgegeben hatte, waren sie ganz plötzlich auf einen streifenden Cougar gestoßen, den Wood auf rund 150 Schritte beschossen hatte. Der Cougar war im Feuer zusammengebrochen, wieder hochgeworden und war dann plötzlich im Steingeröll den beiden außer Gesicht gekommen. Am Anschuß Schnitthaare der Pansengegend, hin und wieder etwas Schweiß, unter-

mischt mit Darminhalt, dann keine Spur mehr von ihm; das war das Resultat der stundenlangen Nachsuche gewesen, bis sie diese als aussichtslos aufgegeben hatten. Meine Vermutung in bezug auf die Beunruhigung des Wildes durch ein derartiges Katzenraubtier hatte sich also bestätigt. Es war nur schade, daß es entkommen war. Daran schienen Mr. Wood und sein Jagdgenosse aber selbst schuld zu sein, denn aus allem hörte ich heraus, daß der Cougar Weidwundschuß hatte und zu schnell verfolgt wurde. Er hätte nach dem Schuß Ruhe haben müssen; wenigstens so lange, bis er sich eingeschoben hatte. Bei Weidwundschuß konnte er nicht mehr weit flüchten und hätte es wohl auch nicht getan. Der Teufel mochte wissen, wo er sich, andauernd gehetzt, letzten Endes eingeschoben hatte. Wer sollte nun Schritt für Schritt auf eine große Entfernung jedes Eckchen durchsuchen. Ich hatte dem alten Wood mehr Verständnis in bezug auf „Nachsuche" zugetraut. Für heute war nichts mehr zu unternehmen. Wir kamen dahin überein, heute den Wapiti mit vereinten Kräften in das Tal zu befördern, wo wir ihn mit dem Boot abholen konnten. Am nächsten Morgen wollten wir gemeinschaftlich den Cougar suchen; Wood hatte das letzte Fährtenzeichen durch eine Stange mit Grasbüschel markiert.

Stundenlange mühselige Arbeit kostete uns vier Mann das Herabbringen des Hirsches. Wenn unsere Gefährten nicht gekommen wären, dann — wir zwei hätten die Arbeit nicht bewältigen können. Aber jetzt hatten wir ihn soweit; bis hart an die Wassergrenze des Flüßchens brachten wir ihn. Den Rest des Tages jagten wir noch gemeinschaftlich in der Nähe des Flüßchens, wo es uns gelang, an ein Rudel Springhirsche anzukommen. Es war ein guter Hirsch dabei, der aber unbeschossen blieb, weil ich hier im Gebirge überhaupt nicht auf Deer jagen wollte und dem Holländer das Geweih nicht gut genug war. Dann zwang uns die untergehende Sonne zur Heimkehr.

Unsere Gehilfen hatten zum Floßbau gut vorgearbeitet, ein ganzer Haufen Stangen und als Bänder dienende Weidenruten lagen neben dem Flüßchen und der Hütte gegenüber, so daß wir,

wenn die Rückreise bestimmt sein würde, ohne Verzug an den Floßbau gehen konnten.

Am kommenden Morgen gingen wir zum letzten gemeinschaftlichen Jagdausflug hinaus. Vor allem wollten wir nach dem irgendwo verendeten Cougar suchen und, wenn die Gelegenheit geboten werden sollte, noch einen sehr guten Springhirsch schießen. Er mußte aber ein ganz besonders gutes und schönes Geweih haben, sonst ließ auch der Holländer die Finger davon. Aber obwohl wir systematisch suchten, wir fanden den Cougar nicht, trotzdem ich mich am markierten Anschuß überzeugt hatte, daß das Raubtier verendet sein mußte, denn ich fand — was Mr. Wood entgangen war, auch ein fingerlanges Stück Eingeweide, das vom Geschoß herausgerissen worden war. Wir suchten bis in die späten Nachmittagsstunden hinein, dann gaben wir es auf. Pech! Mein Cougar war mir verloren, und auch Mr. Wood hatte von seinem nur die Genugtuung, daß zwei gefährliche Wildräuber in seinem Bezirk weniger waren. Zum Schuß auf einen Hirsch kam der Holländer nicht mehr. Wir sahen zwar einige, jedoch hielten die beunruhigten Tiere nicht stand, so daß anbirschen unmöglich war. Mit diesem letzten Ausflug war unser Jagdaufenthalt hier oben zu Ende, und nun erst begannen für uns einige Tage schwerer Arbeit.

Vor allem mußte das aufwärts des Flüßchens liegende Wild bis zur Hütte geholt werden, um es auf das zweigliedrige Floß zu verladen. Zur Beförderung bis zur Hütte schlug ich den Bau eines besonderen Flosses an der Stelle vor, wo unsere Wapitis lagen; Mr. Wood hielt das aber für unnötig und meinte, wir würden das Boot nehmen und jedesmal ein Stück laden. Ich traute aber dem alten Kasten eine solche Haltbarkeit nicht mehr zu, denn es war ein altes Überbleibsel vom Brückenbau der Bahnstrecke, das vor Jahren als nicht mehr geeignet vom Baupersonal zurückgelassen und von Mr. Wood annektiert worden war. Es konnte bei seiner Länge von ungefähr 5½ Meter und seinem weitbauchigen Bau ganz gut ein Dutzend Menschen aufnehmen, ich hielt aber den Boden und die im Wasser gleitenden Teile für zu morsch, um die Last eines schweren Hirsches

und einiger Mann zu tragen. Mr. Wood lachte mich aus, ging mit uns allen zum Boot, das wir auf das Land zogen und kieloben drehten. Nein, d e r Boden brach trotz 10 bis 12 Zentner Belastung noch lange nicht, denn Wood hatte ihn mit Brettern und Schraubbolzen und sonstigen Hilfsmitteln, die er von den Bahnarbeitern gefochten hatte, gut ausgebessert und verdichtet.

Am folgenden Morgen stieg ich mit den beiden Holländern und einem Gehilfen ins Boot. Wood und der andere Gehilfe arbeiteten am Bau des Flosses. Da nur für zwei Mann Ruder vorhanden waren, nahmen wir uns noch zwei Stangen, mit denen wir andern das schwerfällige Boot durch die Gegenströmung zu schnellerer Fahrt brachten. Wir hofften für heute, die zwei entferntest liegenden Hirsche einzubringen; der dritte mußte bis zum andern Tage aufgespart werden. Am Biberdamm angekommen, wo mein 16-Ender — der schwerste unserer gestreckten Wapitis — lag, legten wir das Boot fest und bauten aus einigen Stangen und Knüppeln am Ufer eine schräge Rampe, auf der wir mit Hilfe einiger runder Holzstücke den schweren Tierkörper vorwärts rollten. Dann zogen wir das Boot so nahe heran, daß wir den Hirsch nur seitwärts umzuwälzen brauchten, dann hatten wir ihn im Boot liegen. Jetzt sahen wir erst, daß wir die Tragfähigkeit des alten Kastens weit unterschätzt hatten. Trotzdem die Last noch durch uns vier Mann vermehrt wurde, blieben die Bordwände noch so weit über Wasser, daß wir ruhig auch noch meinen zweiten Wapiti, der weiter abwärts lag, hätten zuladen können. Wir wollten aber nicht mit Gewalt einen Bruch herbeiführen; unsere erste Arbeit mit dem Sechzehnender war ja viel schneller vonstatten gegangen, als wir angenommen hatten, und jetzt ging es stromab. Wenn wir abwechselnd tüchtig ruderten, konnte es möglich sein, daß wir heute noch sämtliche drei Wapitis einholen konnten. Der günstige Wasserstand gestattete uns, alle Kräfte auf die Schnelligkeit der Fahrt zu verwenden, und dadurch war es erst 11 Uhr vormittags geworden, als wir zum Erstaunen der beiden Floßbauer wieder bei der Hütte ankamen. In wenigen Minuten hatten

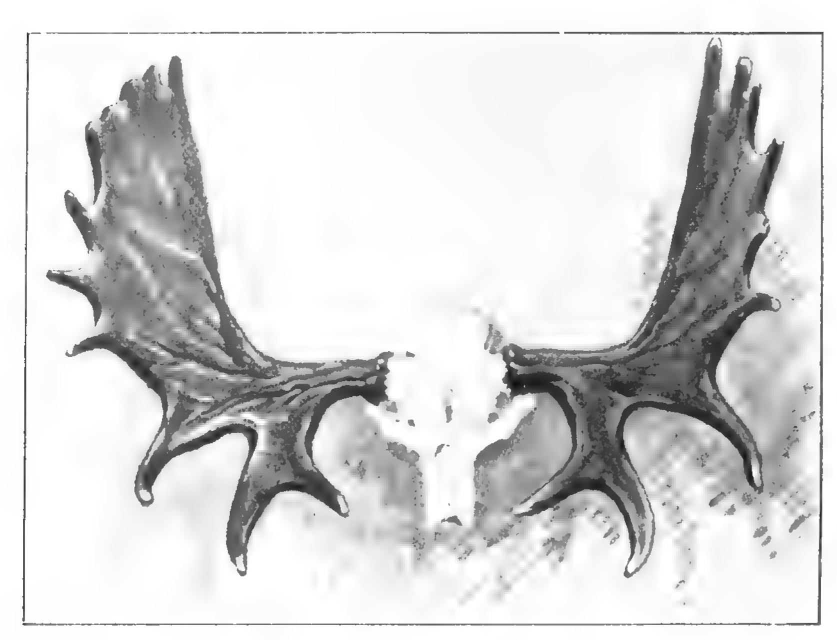


Bild 27. Elchschaufler, Winter 1920/21. Zu Kapitel 4.

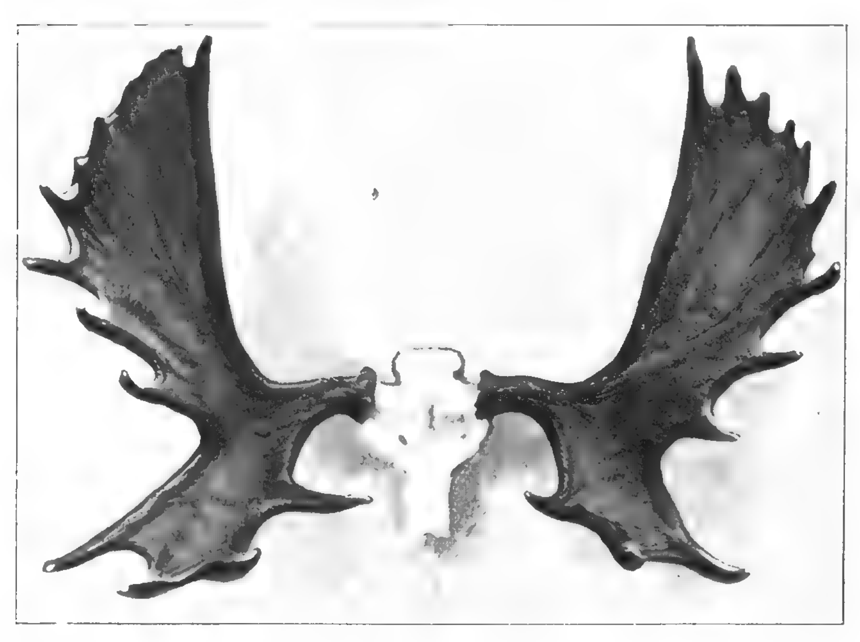


Bild 28. Elchschaufler, 28-Ender, Winter 1919/20. Zu Kapitel 4.

die vielen Hände das Boot entleert, dann gingen wir schnell zur Hütte hinüber, steckten uns Lebensmittel für den übrigen Tag in die Tasche und ruderten sofort wieder los. Diesmal ging es noch einige hundert Meter über den Biberdamm hinaus, wo der Hirsch des Holländers lag. Dessen Verladung ging, da er mehr als zwei Zentner leichter war, noch schneller vonstatten als die des 16-Enders. Als wir in die Nähe der Uferstelle kamen, wo mein Zwölfender lag, war es bereits 3 Uhr nachmittags. Angesichts der vorgeschrittenen Tageszeit schwand die Hoffnung, nach Entladung des Bootes die dritte Fahrt zu unternehmen. Wir wären dann erst in der Dunkelheit hingekommen, und die Nacht ist zu dergleichen Arbeiten durchaus nicht geeignet. Vielleicht ließ sich der zweite Hirsch noch zuladen, da die Tragfähigkeit des Bootes das gestattete. Ich besprach diese Absicht mit den andern und — ach was! Es wird riskiert. Im schlimmsten Fall mußten zwei Mann heimwärts marschieren, um das Boot zu entlasten. Wir legten also an und verstauten auch den zweiten Hirsch mit in dem weitbauchigen Leib des Bootes, das sich nun bis zur Bordverkleidung senkte. Die beiden Holländer getrauten sich aber nicht mit einzusteigen und zogen den Fußweg einem kalten Bad vor. Ich und der Gehilfe ließen uns vorsichtig inmitten des Bootes nieder, um jegliches Seitwärtsschwanken zu vermeiden, damit es nicht Wasser über den Bordrand schöpfte. Wir konnten auch nicht wagen zu rudern, deshalb ließen wir uns ruhig mit der Strömung treiben und achteten nur darauf, das Boot in der tiefen Stromrinne zu halten, damit wir nicht aufstießen. Die Fahrt lief auch glücklich ab, und gegen 5 Uhr langten wir bei der Hütte an.

Mr. Wood und der zurückgebliebene Gehilfe hatten fleißig gearbeitet. Ein Glied des Flosses war vollständig fertig. Wenn wir am nächsten Morgen alle Mann Hand anlegten, war das andere Glied in einigen Stunden angefügt. Und wirklich hatten wir in der zehnten Vormittagsstunde des anderen Tages den letzten Handgriff getan. Auf das vorderste Glied wurde sofort das Wild verladen, während die Trophäen dem zweiten Glied anvertraut wurden. Diese Arbeit konnten die andern

verrichten, während Wood und ich der sicheren Fahrt wegen heute noch dem Lauf des Wassers nachgingen, um festzustellen, ob sich irgendwo Hindernisse angeschwemmt hatten. Die Gewehre wurden zurückgelassen, dafür nahmen wir jeder eine Axt auf die Schulter. Um wenigstens eine Schußwaffe zu haben, steckten wir uns die Revolver ein. Stunde um Stunde wanderten wir am Ufer entlang, mußten da und dort Holzgesperre aus dem Wasser entfernen und gelangten dann an eine Stelle, wo die Ufer, von Fels gebildet, bis auf ungefähr 7 Meter sich verengten. Hier schien im ersten Augenblick ein Hindurch mit dem breiten Floß unmöglich, weil viel grobes Steingeröll an den Ufern lag, und die Fahrtrinne dadurch noch mehr eingeengt wurde. Zum Glück machte das Ufer keine Krümmung, und so konnte es möglich sein, daß wir das Floß glatt hindurch brachten. Kurz nach 2 Uhr nachmittags waren wir am Ziel; wir standen vor der Bahnbrücke. Hier überzeugten wir uns von der bequemen Landungsmöglichkeit, und auch den Plan konnten wir uns zurechtlegen, wie wir am leichtesten das schwere Wild auf den Bahnkörper bringen konnten. Kurz vor 3 Uhr machten wir uns wieder auf den Rückweg zur Hütte. Wir liefen jetzt aber nicht mehr die Windungen und Bogen des Flüßchens aus, sondern suchten diese so gut wie möglich abzuschneiden. Wood war mir immer um eine kurze Entfernung voraus, weil ich zeitweise einige Minuten stehen blieb und mir diese oder jene Naturschönheit betrachtete. Für solche hatte Wood allerdings keine Augen mehr; er lebte ja in den Bergen und hatte das Interesse an solchen Dingen längst verloren. Da kamen wir an eine Stelle, an der wir auf recht schroff abfallender Lehne in ein Trümmerfeld hinuntermußten, wo viele Haselbüsche und sonstiges Gesträuch wucherten. Ehe ich mich zum Abstieg anschickte, blieb ich am Hange stehen und stopfte mir eine frische Pfeife. Wood war unterdessen in dem Trümmerfeld angelangt, und ich sah ihn hinter Gesträuch verschwinden. Wenige Sekunden später hörte ich sein lautes „god dam", und gleich darauf fiel ein Revolverschuß, dem sofort noch mehrere folgten. Jetzt sah ich nichts vom schroffen Hang; mehr rutschend als

kletternd kam ich nach unten und dann hinein in das Trümmerfeld, dabei den Namen des Alten rufend. Er antwortete mir sofort, und da stand ich wenige Minuten später neben dem lachenden Gefährten und einem ganz kapitalen Braunbär. Mit wenigen Worten war dieses ganz ungewollte Jagdglück aufgeklärt. Der Bär war nur einige Meter vor Wood zwischen den Trümmern hochgeworden. Wie es nun einmal bei einem wirklichen Wildnismenschen nicht anders denkbar ist — Wood hatte keine Sekunde lang die Geistesgegenwart verloren und sofort den schwerkalibrigen Revolver gezogen. Eine Kugel auf den Schädel hatte den Braunen vorübergehend umgerissen, weitere Kugeln hatte er auf den Hals erhalten, und als letztes schlug ihm Wood noch einige Male mit der Platte der Axt auf den Schädel.

Das war noch ein hübscher Abschluß des heutigen Tagewerkes, denn Wood sagte lachend, daß er auf solch leichte Weise noch zu keinem Bären gekommen sei. In Anbetracht des schnell schwindenden Tageslichtes mußten wir uns beeilen, dem Bären die Haut zu nehmen und noch vor Dunkelheit aus dem Gestein heraus in das Flußtal zu gelangen, wo wir gefahrlosen Weg hatten. Die Schinken lösten wir gleich mit aus und ließen sie liegen. Wood meinte, die hole er sich, wenn wir unser Wild an der Brücke geborgen hätten. Bei solch kühlem Wetter konnten sie eine ganze Woche liegen, ehe sie ins Pökelfaß mußten. Unsere Gefährten staunten nicht wenig, als wir mit der braunen Haut ankamen; sie hatten die Revolverschüsse nicht gehört. Auf dem Floß war bereits alles verstaut, mit Ausnahme unserer Ausrüstung, die wir für die letzte Nacht noch in der Hütte brauchten.

Dann feierten wir Abschied beim Schein der Windlaterne und einiger Kerzen. Die Holländer versprachen dem alten Wood, wenn irgend möglich, im nächsten Jahr wiederzukommen. Ich selbst versprach es nicht. Mir ahnte, daß es mein letzter Jagdzug in Kanada gewesen war. So stark ich mich auf die Heimkehr ins alte liebe Vaterland freute, so ungern schied ich aus der Wildnis, wo ich mich als Jäger und Mensch so frei gefühlt hatte wie ein König in einem großen Reich. Nur der

Krieg und dessen Folgen hatten einen Dämpfer auf diese Freiheit gesetzt. Immerhin, wer die Wildnis gekostet, geht nicht gern aus ihr fort. Es wurde für die Wasserfahrt noch das Nötigste besprochen, und zwar fuhr Mr. Wood nicht mit uns. Er wollte zu Fuß nach der Station wandern und dort den Arbeiter-Bahnwagen sowie den Flaschenzug bis zur Brücke fahren, damit am nächsten Abend das Wild bereits in der Station verladen werden konnte.

Zeitig krochen wir am Morgen der Abfahrt aus den Decken, packten rasch unsere letzten Stücke zusammen und verstauten die Rucksäcke mit auf dem Floß. Als es genügend hell war, stieg der alte Trapper die Lehne empor zum Pfad, der nach der Station führte, während wir uns auf die Flöße begaben; auf dem vordersten nahm ich mit den zwei Holländern unsere Posten ein, die beiden Gehilfen bestiegen das zweite Floß. Starker Reif lag auf der Natur, und ein leichter Kältenebel hing im Tal. Langsam zwangen wir die Fahrzeuge nach der Mitte, und dann trieb uns die Strömung fort. Mit Hilfe der Stoßstangen hielten wir uns von seichten Uferstellen ab, und wo die Breite des Wassers es uns gestattete, halfen wir der Fahrgeschwindigkeit mit Stangen nach. Infolge der lebhaften Strömung kamen wir verhältnismäßig schnell vorwärts; schneller, als wenn wir zu Fuß marschiert wären. Wir waren knapp vor 8 Uhr abgestoßen, und gegen ½11 Uhr passierten wir bereits das enge Felstal. Hier mußten wir das Floß förmlich hindurchzwängen, und hätte der Fluß hier auch nur einen geringen Bogen gemacht, dann wären wir sicherlich festgefahren. Das wäre immerhin noch nicht das Schlimmste gewesen; die Befürchtung und Gefahr bestand aber darin, daß durch einen heftigen Anprall an dieser oder jener Floßecke die Weidenbänder, die die einzelnen Stangen verbanden, reißen und wir samt unserer Jagdbeute in das beträchtlich tiefe Wasser versinken konnten. Aber — Glück muß der Jäger haben. Und wir hatten es. Ohne Unfall kamen wir durch das Felstal hindurch. Dann verbreiterte sich das Wasser wieder, und wir konnten die Steuerstangen für eine Weile ruhen lassen und unsere Arme

auch. In der Mittagszeit tauchte die Brücke vor uns auf, und bald nachher hatte das vorderste Floß den Bogen passiert. Mit Hilfe der Stoßstangen drückten wir das Floß dem seichten Ufer zu, wo es sich bald festrannte. Gott sei Dank, unsere wertvolle Ladung war bis hierher gerettet. Ein freies Aufatmen ging durch die Brust.

Da wir die Zeit nur ahnen konnten, wann Mr. Wood mit dem Gleiswagen hier eintreffen würde, richteten wir einen Lagerplatz am Ufer her, machten ein Feuer und holten alle Stücke bis auf das schwere Wild ans Ufer. Wir nahmen an, daß der Wagen spätestens gegen drei Uhr hier sein könnte. Für das Aufladen rechneten wir eine Stunde. Da kamen wir noch lange vor Eintreffen des Ost-Expreßzuges, der uns und unsre Trophäen mitnehmen sollte, an unsrer Station an und hatten dort noch genügend Zeit, den Verkauf der Wapiti und die Regelung unsrer Reiseangelegenheiten zu erledigen. Aber weder um drei, noch um vier und fünf Uhr kam Wood mit dem Wagen. Wir wußten nicht, was wir denken sollten, und wurden unruhig, zumal die Nacht hereinbrach. Gegen 6 Uhr vernahmen wir plötzlich ein dumpfes Rollen, das von Westen kam. Nanu — jetzt kam doch kein Zug von dort, sondern erst gegen 11 Uhr nachts. Wir lauschten gespannt. Das Rollen kam schnell näher. Ich sprang die Böschung hinan und legte das Ohr auf den Schienenstrang. Das Rollen klang kurz, nicht lang anhaltend, woraus zu schließen war, daß außer der Maschine nur höchstens zwei Wagen angehängt seien. Da wir auf Grund der Zugliste genau wußten, daß jetzt kein fahrplanmäßiger Zug kam, so konnte es sich nur um einen Extrazug handeln, und damit erklärte sich auch das Ausbleiben unsres Gefährten Wood mit dem Wagen. Der Stationsagent mußte die Strecke freihalten und durfte den Transportwagen nicht eher hinauslassen, bis der Extrazug durch war. God dam! Dann mußten wir die ganze Nacht hier liegen bis zum Morgen, und wir kamen einen vollen Tag später nach Hause.

Auch meine Gefährten fluchten das Blaue vom Himmel und warfen aus Ärger einen ganzen Haufen dürres Holz auf das

Feuer, um für die lange, kalte Nacht einen großen Haufen glühender Asche zu haben. Inzwischen kam der Extrazug mit großer Schnelligkeit näher, und bald sahen wir die vorauseilenden Lichtstreifen der Scheinwerfer auf den Schienen blitzen, während der Zug noch durch Fels und Wald verdeckt wurde. Ungefähr 200 Schritte vor uns tauchte endlich die Maschine auf, und gleich darauf gellte ein schriller Pfiff. Und dann setzte das Puffen des Maschinendampfes aus, die Bremsen quietschten und knirschten, und kurz vor der Brücke hielt der aus Maschine, einem Pack- und einem Luxuswagen bestehende Zug. Dann schallte die laute Stimme des Führers von der Maschine: „Hallo, was ist los; wozu das Feuer?" Ich antwortete, daß es unser Lagerfeuer sei. Darauf die Frage, was wir hier tun. Antwortgebrüll aus fünf Kehlen: „Hunters." Drüben von der Maschine der ärgerliche, aber gedämpfte Fluch: „God dam fools." Wir lachten. Also gottverdammte Narren waren wir? Wohl weil wir gerade an der Brücke, aber immerhin 50 bis 60 Schritte seitwärts, ein mächtiges Feuer lodern hatten? Dann war der Maschinist der Narr, der nicht unterscheiden konnte, wo Strecke und wo Feuer war. Eben holte ich zu der Frage aus, wer von uns und dem Maschinist der größte Narr sei, als sich eine andere Stimme aus dem hellerleuchteten Salonwagen in unsre Auseinandersetzung mischte und den Führer fragte, was los sei. Wir hörten, was der Zugführer sagte: „Hunters." „Was, Jäger?" Dann die Frage an uns: „Habt Ihr irgendwelches »Big game« (Großwild) hier erlegt?" — Chorus zurück: „Yes!" Frage: „Big horns" (große Geweihe)? Chorus: „Big horns." Frage: „Habt Ihr diese hier im Camp?" Chorus: „Yes."

Der Fragende zum Maschinist: „Halte noch eine Minute, bitte!" Dann fliegt die Wagentür auf, und einige Gestalten purzeln fast aus dem Wagen heraus. Der Maschinist muß seine Lampe hergeben, und mit langen Schritten hasten sie auf uns zu — vier Mann; auf den ersten Blick als „Gentlemen" amerikanischen Ursprungs erkennbar, mit den nötigen Dollarpaketen in der Hand geboren und im Goldbad gewaschen. Kurze, freund-

liche Begrüßung, dann ein vierstimmiges bewunderndes „God — dam" —, vor Staunen so lang als möglich gezerrt, denn die Gehilfen hielten ihm plötzlich meinen kapitalen 16-Ender entgegen. Und dann sahen sie die andern Trophäen. Aus der einen Minute, die der Maschinist halten sollte, wurden fünf — dann zehn. Sie meinten, etwas Derartiges, wie mein 16-Ender an Geweih und Wildbret war, noch niemals gesehen, viel weniger erlegt zu haben. Und dann kam für uns eine Überraschung. Der bisherige Sprecher der Jagdgesellschaft — eine solche war es, und zwar aus den Vereinigten Staaten — rief dem Zugführer die Frage zu: „In wieviel Stunden kommt der fahrplanmäßige Zug hinter uns?" Antwort: „In ungefähr vier Stunden, Sir!' „Gut, dann haben wir Zeit — god dam —, sind das Big horns, — hallo, Sir, fahren Sie den Zug bis hierher, dann die »Camphelpers« (Lagergehilfen, Diener) her! Wir nehmen den Leuten ihr Wild mit nach W., und dort bleiben auch wir. Wollen sehen, daß wir auch solche Big horns hier erjagen können — god dam —, haben weiter im Westen gejagt und ein paar armselige Dinger erwischt — god dam —, wir bleiben in W. — Zug mag zurückfahren — kann uns später abholen — god dam —, ist das ein big horn —." Und so ging der „Yankee Doodle god-dam" weiter. Bis plötzlich der Zug langsam angefahren kam und gerade unserm Feuer gegenüber hielt. Da sprangen auch schon vier dienstbare Geister aus einem Abteil des Luxuswagens, und auch aus dem Packwagen kletterte ein recht behäbiges Bäuchlein ächzend und stöhnend herab. Dann noch der Mister Maschinist —. Jetzt stand das Zügle verlassen bis auf den Heizer auf der Strecke, während die dienstbaren Geister Geäße und Seher aufrissen, als sie unsre guten Trophäen erblickten. Das dauerte aber nur einige Sekunden, dann fuhr ein „god dam" des „Gentleman" dazwischen.

„Los, aufpacken in den Wagen! Alles was hier ist! Die Wapitis runter vom Floß, schnell, schnell! In zehn Minuten muß alles aufgeladen sein."

Wir fünf Mann unsrer Kolonne feixten einander heimlich zu. Glück muß der Jäger haben. Aber so ist der amerikanische

Sportsmann, bei dem der Geldbeutel nicht kargt, wenn er sich einen Nutzen davon verspricht. In wenigen Minuten waren die Trophäen und die in luftige Säcke gebundenen Bärenschinken sowie unser Gepäck in dem Packwagen verstaut, dann kam eine schwere Arbeit — es galt bei Laternen- und Feuerschein die Wapitis vom Floß zu holen. Da wir keinen Flaschenzug zur Hand hatten, ging es ohne nasse Beine nicht ab. Aber — hol's der Deibel. Im Rucksack steckte trockene Wäsche. „Come on boys!"

Im Laufschritt kam die ganze Kolonne hinter mir hergerannt. Ich sprang aufs Floß und dann die Holländer. Wir bugsierten die Wapitis bis an den Rand des Floßes, daß es sich bedenklich auf die Seite neigte und wir bis zu den Knien im eiskalten Wasser standen. Aber die Jagdhelfer der Amerikaner waren auch nicht von Pappe, und „salonmäßig" gingen sie auch nicht gekleidet — Lederjoppe, Schlapphut und Mokassins —, so gekleidet, kennzeichnet den „Mann der Wildnis". Als sie sahen, daß wir im Wasser standen und Gefahr drohte, daß der Hirsch abgleiten wollte, griffen sie zu wie die Teufel, und trotz der neun Zentner, die mein Hirsch wog, war er mit einem Ruck hinüber aufs Trockene. „Knüttel her!" Unsere beiden Gehilfen hatten gleich im ersten Augenblick daran gedacht, daß wir, ohne Flaschenzug, aber mit vielen Händen, die Hirsche nur auf Knütteln nach dem Bahnkörper bringen konnten und hatten im Handumdrehen Trageknüttel dort besorgt. Jeder, sogar die „Gentlemen", griffen zu, und innerhalb einer halben Stunde war das letzte Stück in dem Packwagen verstaut. Das Floß wurde sich selbst und dem im Winter eintretenden Hochwasser überlassen.

Nun konnte der Zug weiterfahren. In liebenswürdiger Weise luden uns die Amerikaner ein, ihnen in ihrem Salonwagen Gesellschaft zu leisten, denn in solchen Dingen ist der echte Amerikaner weitherzig, auch wenn er im Golde schwimmt. Allerdings spielt der Egoismus die größte Rolle. Das mag dahingestellt bleiben; diese Amerikaner leisteten uns einen großen Dienst, denn wir kamen nun zur rechten Zeit nach der Station.

Die Holländer und ich leisteten selbstverständlich der Einladung Folge, während unsre beiden Gehilfen im Packwagen blieben. In wenigen Minuten wußten wir die Jagdgeschichte der Amerikaner. Sie waren auf Anraten eines kanadischen Bahnagenten viel weiter westlich zur Jagd gewesen, und zwar in der Nähe einer großen Station, wo infolge deren Lage ein sehr reger Reise- und Jagdverkehr stattfand. Dort stand ihnen allerdings jede Bequemlichkeit zur Verfügung, auch Führer, aber die Gegend — und das weiß und kennt jeder Laie — war seit Jahren bejagt worden. Reklame! Diese Sportsleute hatten die Lage der Dinge aber bald richtig eingeschätzt, sich einen Extrazug bestellt und waren im Begriff, nach einer weit östlich unsrer Station gelegenen zu fahren, wo ebenfalls gutes Jagen sein sollte. Sie fragten uns, ob wir die letzterwähnte Gegend kannten. Wir mußten verneinen; ich wies aber darauf hin, daß mir der Name der betreffenden Station schon seit Jahren als Absteigequartier und Ausgangspunkt von Sportsleuten bekannt sei. Aus diesem Umstand war mit Sicherheit auf eine stark ausgeschossene Gegend zu schließen. Ich riet den Amerikanern, sich mit Mr. Wood in Verbindung zu setzen, den wir an der Station treffen würden. Unser Gespräch wurde plötzlich durch das Halten des Zuges unterbrochen; wir waren in W. Da stand auch schon der alte Trapper neben dem Zugführer und fragte, ob er an der Brücke ein Kamp bemerkt habe. „Hallo, Mr. Wood, wir sind schon hier." Die Tür des Packwagens flog auf, und Stück um Stück unsrer Beute reihte sich vor der Station auf. Dann kümmerten wir uns vorerst um nichts andres als um unsre nassen Füße und Beine. Wir kramten aus den Rucksäcken, was wir brauchten, dann kleideten wir uns rasch um.

Inzwischen hatte Wood mit den Amerikanern gesprochen, und als wir zu ihm traten, sagte er uns, daß er soeben die Jagdgesellschaft übernommen habe und sie mit zur Hütte nehmen würde. Wir sahen im Gesicht des alten Mannes eine gewisse stille Freude, deren Grund ich ahnte, — ein in sicherer Aussicht stehender guter Führerlohn von seiten der Dollarmenschen.

Wir selbst hatten für die Unterkunft dem Alten ja auch jeder eine Anzahl Dollar in die Hand gedrückt, die anzunehmen er sich sträubte. Aber mit dem Verdienst, den die Amerikaner ihm gaben, machte er ein ganz anderes Geschäft. Und der alte Mann konnte es brauchen.

Der Sprecher der Jagdgesellschaft gab in bezug auf den „Extrazug" dem Stationsagenten einige Weisungen, und nachdem sämtliches Gepäck, darunter mehrere große Zelte und viel Küchengeschirr der Gesellschaft ausgeladen waren, dampfte der Zug nach Osten weiter. Jetzt sah ich erst, daß das behäbige Bäuchlein, den wir für den Packwagenmann hielten, ebenfalls hiergeblieben war. Wir erfuhren auch weshalb, — es war der Koch der Jagdgesellschaft. Ja, wer Geld genug hat, kann sich auch in der Wildnis alles mögliche leisten.

Jetzt mußten wir uns beeilen, unsre eigenen Angelegenheiten mit dem Stationsagenten zu erledigen. Die Wapitis wurden gewogen und der dafür erzielte Preis — 12 Cents für das Pfund erhielten wir — geregelt. Ferner ließen wir dem Agenten noch einen Vorder- und einen Hinterschinken vom Bär ab, für die er für das Pfund 45 Cents bezahlte. Die Gesamtsumme teilten wir in sechs gleiche Teile; auch die Gehilfen erhielten dasselbe, was auf uns entfiel. Wenn auch kein Vorteil für die Holländer und mich daraus entsprang, deckte der Erlös doch einen kleinen Teil unsrer Unkosten, und vor allem war das wohlschmeckende Wildbret nicht als Fraß für das Raubzeug liegen geblieben.

Die Spanne Zeit, die wir nach Erledigung unsrer Reiseangelegenheit noch übrig hatten, verbrachten wir im lebhaften Jagdgespräch mit den Amerikanern. Ich teilte ihnen und auch Wood meine Beobachtungen mit, wo sie Gelegenheit zum Schuß auf einige gute Wapitis und auf Bären finden würden, und da Wood ja schon durch unsre Streifen mit den von mir angegebenen „Ecken" bekannt geworden war, hatten die Amerikaner, bei denen in Punkto Sport das Wort „Zeit ist Geld" keine Rolle spielt, alle Aussicht auf gute Trophäen.

Endlich brauste unser Zug in die Station. Während unsre

Beute im Packwagen verstaut wurde, nahmen wir Abschied von Wood und den liebenswürdigen Amerikanern. Mein Wunsch, daß sie gute Stücke erbeuten möchten, kam von Herzen. Ich gönnte ihnen einen guten Erfolg. Und dann trug uns das fauchende Ungetüm in die dunkle Nacht hinaus, unserm Heim entgegen. An der Station, wo die Holländer aussteigen mußten, dirigierte ich meine Trophäen und sonstigen Beutestücke an eine andere Station, als die meinige war; ich selbst stieg an letzterer aus. In meinem Heim fand ich noch alles in bester Ordnung; niemand hatte nach mir gefragt, und der Beschützer meines Heims hatte sich jeden Tag erkundigt, ob noch alles beim alten sei. Da ich in der Nacht angekommen war, hatte mich an meiner Station, wo einige Reisende ausstiegen, niemand beachtet. Am nächsten Morgen holte ich im verdeckten Wagen meine Beutestücke ab. Vieles habe ich 1921 durch meine Verhaftung als „Kriegsverbrecher" von meinen Trophäen verloren, aber unter den geretteten kapitalen Stücken nehmen der gewaltige 16-Ender und der gute 12-Ender einen Ehrenplatz ein.

Nach einigen Ruhetagen versuchte ich mein Jagdglück in den heimischen „Hills" auf Springhirsche. Ich konnte mir keine Hoffnung auf gute Stücke machen, nachdem ich von meiner Frau erfahren hatte, daß ganze Jagdgesellschaften hinausgezogen seien. Was nicht geschossen war, war vertrieben und in alle Winde zerstreut. Es konnte mir höchstens noch etwas Geringes vor die Büchse kommen, aber das war mir egal; ich hatte genug kapitale und gute Trophäen. Aber schießen wollte ich das mir hier zustehende Wild, soweit ich es noch erlangen konnte.



Fünftes Kapitel.

Der tragische Tod von Jimmy, Golly, Bobby und Raudy.

An einem prächtig-klaren Sommertage 1920 trieb es mich zu einem Spazierritt hinaus in die „hills", natürlich auf dem Rücken meines „Jimmy". Der einstige Halunke war die langen Jahre hindurch fast gar nicht gealtert; nur etwas bequemer war er geworden, aber noch immer zu jeder Teufelei aufgelegt. Ich selbst aber war nicht mehr der eifrige Wildnisgänger, der ich noch wenige Monate zuvor gewesen. Ein dumpfer Druck lastete auf mir, verursacht einerseits durch ein schweres Seelenleiden meiner Frau, das sich eingestellt und seit Monaten zusehends verschlimmert hatte, andernteils verursacht durch den Umstand, daß ich noch immer hier aushalten mußte, bis mich die erfüllte Pflicht gehen ließ. War es ein Wunder, wenn i c h nach all den langen und furchtbaren Kriegsjahren a l l m ä h l i c h — und meine Frau, die so tapfer mit durchgehalten — r a p i d von Heimweh ergriffen wurden? Und wir waren nicht einmal fest an längeres Bleiben in Kanada gebunden; nein, wir konnten das Land verlassen wenn wir wollten. Warum gingen wir nicht? Die Pflicht, die freiwillig übernommene eiserne Pflicht, auch nach dem Kriege noch für

mein Vaterland da draußen in Feindesland zu arbeiten, ohne den „Dank des Vaterlandes" in Aussicht zu haben! Wahrlich, es gehörte eine große Portion Vaterlandsliebe dazu, nach der deutschen Revolution hier draußen noch einen Finger für die deutsche Sache zu rühren. Um den dumpfen Druck, der sich allmählich stärker auf meine Brust legte, abzuschütteln, ritt ich zuzeiten, wenn sich meine Frau wohler fühlte, für eine Weile hinaus in die Natur, und so tat ich es auch an dem eingangs erwähnten prächtigen Sommertage. Außer dem schweren Revolver trug ich keine andere Schußwaffe bei mir, denn auch für die Jagd hatte ich kein Interesse mehr. Hügelauf und hügelab ritt ich, blieb auf den höchsten Punkten halten und ließ gedankenvoll meine Blicke über das Gelände schweifen. Da sah ich in einer Mulde eine Anzahl Pferde, die, wer weiß von woher, sich hierher verlaufen hatten. Ich ritt näher und stellte fest, daß es keine eingearbeiteten Farmerpferde waren, sondern halbwilde „Bronchos" und leichte Kajusen, die weder Sattel noch Zaumzeug gekostet hatten. Ich betrachtete mir die äsende Gruppe durch das Glas, und da fielen mir zwei Pferde auf; ein selten schöner, tiefschwarzer Broncho und ein hellbrauner Kajuse. Der Schwarze wurde von mir als Hengst angesprochen, und das braune Pferd schien mir schon gearbeitet worden zu sein. Wenn letzteres stimmte, dann war es irgendwo einem Farmer entlaufen, hatte sich dieser halbwilden Bande zugesellt und verwilderte hier wieder. Bis an die Gruppe zu reiten und mir das fragliche Arbeitspferd aus nächster Nähe zu betrachten, durfte ich wegen Jimmy nicht wagen, denn es war zweifellos, daß dann eine kolossale Schlägerei der halbwilden Bande gegen mein Pferd losging. Infolgedessen ritt ich, gedeckt durch einen Hügelrücken, nur so weit heran, bis ich von einer günstigen Deckung aus die Pferde aus nächster Nähe betrachten konnte, ohne aber selbst gesehen zu werden. Noch trennten mich ungefähr 150 Schritte von der Gruppe, da warf Jimmy plötzlich das Haupt hoch in die Luft und schnaubte heftig, gleichzeitig sich herumwerfend, die Hinterhand der bisherigen Wegrichtung zudrehend. „Donnerwetter, Jimmy, was ist denn los?" Ich warf ihn wieder

herum, brachte ihn aber nicht vom Fleck. Seine Weigerung, weiterzugehen, sagte mir den Grund, denn zu sehen war auf mehrere hundert Schritte im Umkreis kein Hindernis, vor dem Jimmy gescheut hätte. Also — die ganz warme Fährte eines Bären, der an unsrer Reitrichtung vorübergewechselt war. Ich streichelte dem Gaul den Hals: „go on, my boy!" Zögernd, nach allen Seiten äugend und windend, trat er weiter, schnaubte aber mehrmals derart stark, daß ich fürchtete, er würde die Pferde alarmieren. Und richtig. Wie ein Blitz tauchte plötzlich auf dem Hügelrücken, an dessen Fuß ich ritt, der „Schwarze" auf; tatsächlich ein Hengst! Sein glänzender Hals streckte sich, wild schüttelte er die lange, dichte Mähne, schmetternd schallte sein lautes Wiehern über die Hügel. Im nächsten Moment marschierte im wilden Galopp die gesamte Pferdebande auf den Hügel. Ein kurzes Verhoffen, durchdringendes, vielstimmiges Wiehern und dann — zur Attacke, marsch, marsch! Im tollen Galopp, daß man fast annahm, sie müßten sich überschlagen und die Knochen brechen, kamen die Pferde die abschüssige Lehne herab auf uns zu. Ich blieb selbstverständlich sofort halten, zog den Revolver und gab einen Schreckschuß ab, ohne die beabsichtigte Wirkung zum Abschwenken zu erreichen. Allem voran der Hengst, der direkt auf uns zuhielt. Ich gab wenige Schritte vor seinem Kopf einen zweiten Schreckschuß ab, der so viel bewirkte, daß die Gruppe sich teilte und daß der Hengst blitzschnell kehrt machte, gleichzeitig aber derart heftig ausschlug, daß ich die Sehnen knacken hörte. Ein Hinterhuf streifte Jimmy an der Keule und ein Huf mich am linken Oberschenkel. Ich schoß sofort noch einmal. Der Knall bewirkte, daß uns die Pferde wohl umkreisten, aber nicht näher kamen. Ich blieb noch halten, schob schnell drei frische Patronen in meinen „Kaliber 455" und ritt weiter, in der Absicht umzukehren, die Pferde hinter mir herzulocken, um in der Nähe meiner Behausung das braune Pferd, das ich inzwischen bestimmt als ein entlaufenes Farmerpferd angesprochen hatte, einzufangen. Kaum hatte ich mich in Bewegung gesetzt, ging die Attacke los; als erster wieder der Hengst. Als er noch ungefähr

fünf Schritte entfernt war, schoß ich wieder in die Luft. Er kehrte sich nicht daran. Blitzschnell riß ich Jimmy zur Seite; zu spät! Klatschend schlugen die stahlharten Hufe an Jimmys Pansen und teilweise an meine linke Wade. In demselben Augenblick galoppierten mehrere andere Pferde heran; Jimmy schlug nun ebenfalls aus, trotzdem ich im Sattel saß. Klatsch! Ein Hieb saß ihm am rechten Schulterblatt und am Kopf. Er taumelte. Ich riß ihn empor; jetzt war es egal! Schon ist der Hengst wieder da. Der Revolver knallt. Mit langgestrecktem Hals schießt das Haupt auf den Erdboden, der Körper fällt zur Seite, die Läufe strecken sich. Einige andere Pferde umtanzen uns, dabei sich blitzschnell herumwerfend und nach uns schlagend. Ich will nicht noch ein zweites totschießen, wenn es irgend zu vermeiden ist, deshalb versuche ich es mit einem weiteren Schreckschuß. Und diesmal verfehlt er die beabsichtigte Wirkung nicht, denn der Führer, der schwarze Hengst, feuerte die andern nicht mehr an. Die Pferde, jetzt noch 18, zogen sich ein Stück zurück und verhofften. Ich stieg aus dem Sattel, ergänzte im Revolver die abgeschossenen Patronen und trat an den Schwarzen heran, um zu sehen, ob er völlig tot sei. Er brauchte nichts weiter, denn fast mitten im kleinen weißen Stern auf der Stirn saß die Kugel. Armer Kerl! Ich konnte mir aber nicht anders helfen; es war bittere Notwehr.

Den lahmenden und recht dösig blickenden Jimmy hinter mir führend, verließ ich mit traurigen Gefühlen den Kampfplatz. Anstatt auf meinem Ritt Zerstreuung zu finden, hatte sich noch Schweres auf mein Gemüt gelegt. Daß ich den Hengst niedergeschossen hatte, bedrückte mich nicht weiter, denn ein frei umherlaufender Hengst — auch wenn er einen Besitzer hat — ist wegen seiner Gefährlichkeit Reitern und Geschirrpferden gegenüber von dem Augenblick vogelfrei, wo er zum Angriff übergeht; dann ist es geradezu Pflicht, ihn abzuschießen. Die schwere Sorge machte mir mein alter Jimmy. Der Hieb am rechten Blatt war noch nicht so schlimm, aber der Hieb an die linke Pansenseite und an den Kopf. Er tat mir so dösig und stöhnte zuweilen tief in sich hinein. Dann blieb er oft stehen, bog den

Kopf weit nach links, und sein Auge ruhte auf der geschlagenen Pansenseite. Er bot dann ein Bild des Jammers, und das packte mich in meiner ohnehin recht dumpfen Stimmung ganz gewaltig. Das Heulen war mir näher als irgend etwas. Mein alter Jimmy, mein treuer Gefährte die langen Jahre hindurch, mein braver Kamerad während der Kriegszeit, mit dem ich manches tollkühne „Rittchen" gemacht hatte, wenn es die Umstände erforderten, — der sollte möglicherweise mir jetzt verloren gehen; zu einer Zeit, wo meine vierfüßigen Freunde noch die einzigen treuesten Freunde waren. Und zu einer Zeit, wo weder ich, noch viel weniger meine Frau eine derartige seelische Erregung, wie sie der Tod unsres alten Jimmy mit sich gebracht hätte, vertragen konnten. Aber er gab sich Mühe, vorwärts zu kommen, und wenn es auch recht wankend ging, brachte ich ihn doch nach Hause. Um meine Frau nicht aufzuregen, verschwieg ich alles. Im Hofe nahm ich Jimmy das Reitzeug ab und hieß ihn in den Stall gehen, was er sonst aufs Wort befolgte. Statt dessen wankte er sofort zu einem kleinen Teich, der sich wenige Meter vom Hause befand und dessen Ufer noch teilweise unter Wasser stand. In der Annahme, daß er am Teich anstatt in der Brunnentränke trinken wollte, ließ ich ihn gehen. Er trank auch, und recht viel. Dann naschte er einige grüne Halme, hielt im Kauen plötzlich inne und döste eine Weile vor sich hin. Meiner Frau, die neben mir stand und Jimmy nachsah, entging das eigenartige Benehmen des Pferdes nicht. Sie sagte mir auf den Kopf zu, daß mit ihm etwas passiert sei. Ich versuchte vergebens, ihr einzureden, daß es nur die Tageswärme und der anstrengende Ritt hügelauf und hügelab sei, das den alten Kerl so schlapp gemacht habe und daß er sich bald wieder erholen würde. Und — offen gestanden — ich konnte meinen besten und treuesten Kameraden, meine Frau, nicht länger belügen. Mit dürren Worten erzählte ich ihr, was sich zugetragen. Und da erwies sich meine Frau stärker als ich. Sie meinte, der alte, zähe Kerl würde sich schon wieder erholen, er sei ja kräftig und gesund. Sie glaubte nicht, daß unser bisheriges Glück uns verlassen und uns einer der besten — und schweigsamsten —

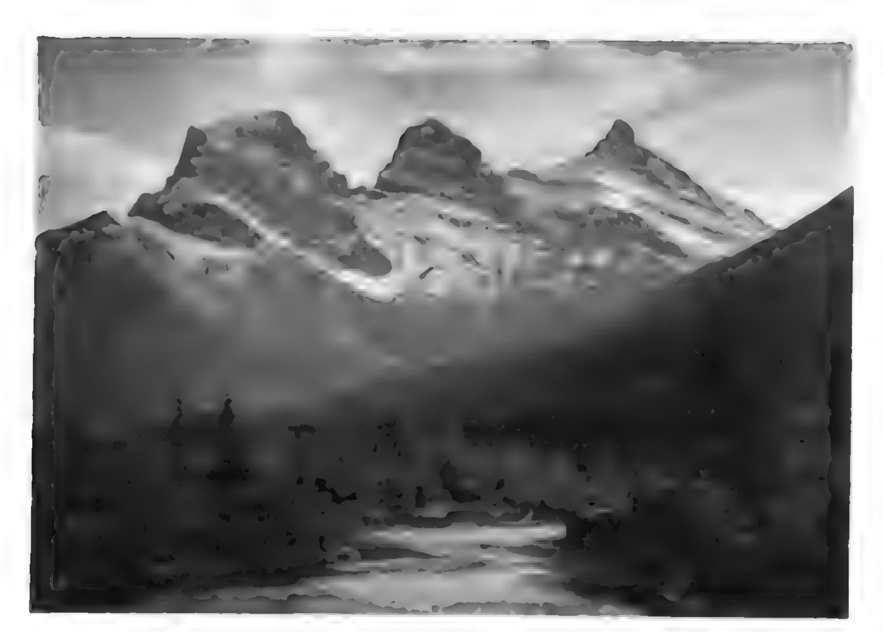


Bild 29. Aus dem Felsengebirge: Die drei Schwestern. Zu Kapitel 4.

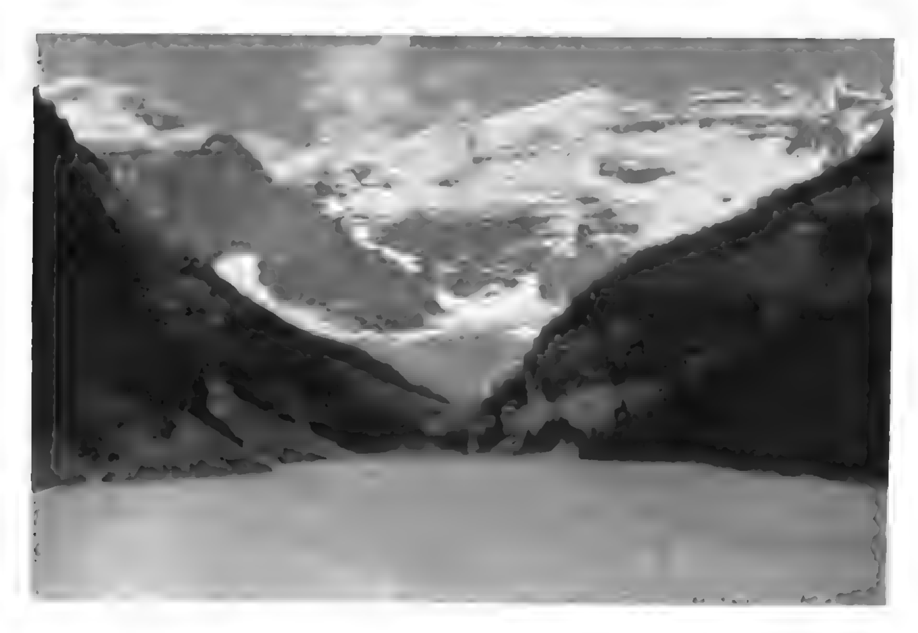


Bild 30. Aus dem Felsengebirge: Der Luisen-See, im Hintergrunde der Victoria-Gletscher. Zu Kapitel 4.

Freunde auf elende Art umkommen würde. Und meine Frau behielt in gewisser Beziehung recht.

Nachdem Jimmy eine Weile mit tiefgesenktem Haupt gedöst hatte, sank er plötzlich in die Knie und legte sich mit der geschlagenen Flanke in das schlammige Uferwasser. Ertrinken konnte er nicht, da das Wasser an dieser Stelle nur einige Zoll hoch, und der Grund aus festem Rasenwerk bestand. Ich sagte zu meiner Frau: „Sieh, wie sich ein Tier zu helfen weiß; er kühlt sich von selbst." Ich ließ ihn liegen, beobachtete ihn aber öfter, um sofort bei der Hand zu sein, falls er sich zur Seite legen würde, denn in diesem Falle konnte er trotz des geringen Wasserstandes ertrinken. Er blieb aber andauernd in ruhender Stellung und haschte ab und zu nach dem saftigen Grün. Als es Nacht wurde, störte ich ihn auch nicht, hatte mir aber alles Nötige bereitgelegt, um auch in der Nacht sofort gerüstet zu sein, falls er sich legen sollte. Denn daß ich die ganze Nacht kein Auge zumachte, das war selbstverständlich. Gewohnheitsgemäß kamen auch die anderen Pferde — Golly, Nelly, Billy — bei Einbruch der Dunkelheit aus den Weidegründen zurück. Ich lockte sie in die Nähe des Kranken, um zu sehen, ob er sich erheben würde. Aber nein. Teilnahmslos blickte er kaum auf, als sie um ihnästen. Ich ging zu ihm und kühlte ihm mit einem nassen Schwamm die geschlagene Stelle am Haupt, gerade über dem Augenbogen, wo die Haut durchgeschlagen war. Er ließ sich alles ruhig gefallen.

Die Nacht verging, ohne daß er sich erhoben hätte. Mehrmals legte er das wunde Haupt ins Wasser, hob es aber sofort wieder hoch, so daß ich nicht erst zuzuspringen brauchte. Auch am folgenden Tage blieb er im Wasser liegen und die zweite Nacht. Ich merkte aber, daß er wieder munterer blickte und nicht mehr so tief und oft stöhnte. Am dritten Tage gegen Mittag erhob er sich plötzlich, fiel wieder hin, versuchte und kam auch abermals hoch, stand einige Minuten wie ein steifer Sägebock und machte dann einige Schritte bis aufs Trockene, wo sehr saftiges Gras, untermischt mit wilden Erbsen wuchs. Dort fing er bedächtig an zu äsen, und zwar suchte er sich jede

Erbsenstaude heraus. Das war uns ein Beweis, daß die kritische Zeit vorüber und er auf dem Wege der Besserung war.

In ungefähr zwei Wochen hatte er sich scheinbar ausgeheilt, ich benutzte ihn aber wochenlang nicht, weder zum Reiten noch zum Fahren. Erst als ihm auch gar nichts mehr anzumerken war, spannte ich ihn mit Golly in den leichten Spazierwagen. Aber was geschah? Er prallte beim Anfahren ganz ungestüm ins Geschirr, bockte wieder zurück und seitwärts, ohne den Wagen vom Fleck zu ziehen. Alles Zureden und Klopfen des Halses nützte nichts, Jimmy blieb starrköpfig. Also wieder ausspannen. Ich legte ihm dann das Reitzeug auf. Er ließ sich alles gefallen, ließ auch aufsitzen, aber reiten? — Nicht vom Fleck, das heißt vorwärts, war er zu bringen, und als ich ihn fest zwischen die Schenkel nahm, ging er hinten hoch und versuchte mich abzuwerfen. Plötzlich ging der Ritt los — rückwärts, rückwärts, dann im Kreis auf der Stelle, dann wieder rückwärts, und dadurch kamen wir der Stacheldrahtumzäunung nahe, an die sich Jimmy mit der Flanke preßte. Es gelang mir nicht, ihn von dem gefährlichen Stacheldraht hinwegzudrängen, mit seinem ganzen Gewicht preßte er sich selbst und mein Bein an die Drähte. Als aber meine Frau sich näherte, ihn freundlich ansprach, beim Trensenring faßte, ließ er sich willig von ihr führen. Ich spannte ihn dann nochmals an den Spazierwagen, aber es wiederholte sich dasselbe Bild wie erst. Nun nahm ich ihn am Trensenring: „come on, Jimmy". Willig zog er jetzt an und ließ sich von mir nach allen Richtungen lenken. Dann ließ ich ihn allein, sprang schnell auf den Buggy und nahm die Leine in die Hand. Plötzlich ruckte er in sich zusammen und drehte — trotzdem ihn die zur rechten Seite gehende Golly hinderte — so schnell mit dem Wagen um, daß der ganze Unterbau zerbrach. Hier war nichts mehr zu hoffen. Mein alter treuer Gefährte die langen Jahre hindurch war fertig. Wohl lebte er noch, aber — ich kann mich nicht anders ausdrücken — sein „Geist" war tot.

Der Hufschlag gegen das Haupt mußte schwere Schädigungen im Gehirn verursacht haben. Aber wir hatten ihn

noch, den alten Kerl! Konnte ich ihn auch nicht mehr benutzen, dann sollte er noch so lange gute Zeit haben, als wir in Kanada waren. Und kam die Trennung, dann —.

Wir hatten noch eine geringe Hoffnung, daß sich sein irrer Zustand bessern könnte. Bald aber mußten wir feststellen, daß es immer schlimmer wurde. Er wurde bösartig gegen meine andern Pferde, biß und schlug nach ihnen, während aber wieder Stunden kamen, wo er vertraut mit den andern im engsten Kreis stand, und oft sahen wir auch, wie er Golly am Mähnenkamm fraß; ein Vergnügen, das man bei vertrauten Pferden öfter beobachten kann. Zu solchen Stunden schien Jimmy ziemlich klar im „Geist" zu sein, denn er kam dann auf meinen Ruf wieder an mich heran. Plötzlich wurde es ganz schlimm mit ihm. Er schlug nicht nur unausgesetzt auf die andern Pferde ein, so daß ich ihn in den Stall sperren mußte, er kannte auch meine Frau und mich nicht mehr, schlug nach uns, und eines Tages ging ein mit voller Kraft geführter Hieb um Handbreite am Gesicht meiner Frau vorbei, als diese mit mir den Stall betrat. Ich hatte ihm einen Stand an der offenstehenden Tür gegeben, und trotzdem wir ihn beim Betreten des Stalles mehrmals anriefen und er auch darauf reagierte, schlug er plötzlich aus. Als ich dann über den Standbaum geklettert war und ihm den Hals streichelte, biß und schlug er derart um sich, daß mir meine Frau zurief: „Mann, mach ein schnelles Ende mit ihm, ich kann es nicht mehr mit ansehen. Gib ihm eine Kugel; wenigstens ist er sofort tot und geht nicht elendig zugrunde."

Meine Frau hatte recht; das war ja auch mein Wille, den auszuführen ich mich aber wegen meiner Frau nicht wagte, weil ich fürchtete, der Tod unseres alten treuen Freundes würde unheilvoll auf ihr Seelenleiden einwirken. Jetzt, wo sie sich selbst für eine erlösende Kugel einsetzte, wußte ich, daß sie die Notwendigkeit ruhig erfaßte. Dennoch zögerte ich mit der Ausführung. Warum — das kann jeder erraten, der G e f ü h l besitzt und sich überlegt, was unsre vierläufigen Freunde und vor allem mein Jimmy für uns zu bedeuten hatten. Ich wartete immer noch ab. Da schlug mir Jimmy plötzlich meinen Raudy

tot. Ich trat eines Morgens in den Stall, um nach den Pferden zu sehen. Raudy und Bobby begleiteten mich. Ich hatte nicht darauf geachtet, daß Raudy an Jimmy herangehen könnte. Plötzlich schlug er mit voller Kraft aus, Raudy jaulte kurz, und als ich mich umdrehte, lag der arme Hund bereits in den letzten Zuckungen, während ihm das Blut aus Nase, Fang und aus dem Gehörgang rieselte. Der Hieb hatte unglücklicherweise den Schädel getroffen und ihn zerschmettert. Ich stand da, als hätte ich selbst den Schlag vor den Kopf erhalten. Also d a s war die Folge davon, daß ich mich nicht entschließen konnte, dem gefährlich gewordenen Pferd die Kugel zu geben. Was würde meine Frau sagen. Da ging ja ein guter Freund nach dem andern um die Ecke. Und da war auch meine Frau schon hier. Sie sah den toten Hund, sah meine fest zusammengepreßten Lippen, dann blickte sie fragend auf Jimmy. Ich nickte nur kurz. Dann ging sie weinend ins Haus. Ich aber hob den toten Raudy auf und bettete ihn einstweilen unter grünes Gezweig.

Als ich ins Haus trat, im Gemüt noch tiefer gedrückt und mit einem würgenden Knoten in der Kehle, sagte meine Frau: „Einer um den andern unsrer besten Freunde geht dahin, nun wird wohl auch unsre Stunde bald kommen." Dabei schüttelte sie die Erregung am ganzen Körper. Es entging mir durchaus nicht, daß meine Frau durch diesen neuen Schlag nahe am seelischen Zusammenbruch stand. Was ließ sich dagegen tun? Gegen Seelenleiden gibt es keine Medizin. Da kam es mir plötzlich wie eine Erleuchtung von oben — ich hatte die „Medizin" gefunden, mit der ich den seelischen Zusammenbruch meiner Frau vorübergehend vermeiden konnte. Ich sprach ihr beruhigend zu und wies darauf hin, daß diese beiden Schläge — der Verlust Jimmys und Raudys — ein Fingerzeig für uns von oben sei, daß wir bald in die Heimat abdampfen könnten und daß wir unsre Freunde nur deshalb verloren, damit sie nicht auf ihre alten Tage in fremde Hände gerieten und dort vielleicht elend umkommen sollten. Lange habe ich in dieser Weise auf sie eingesprochen und ihr immer wieder d i e Hoffnung aufgefrischt und

gestärkt, daß wir bald die Heimat wiedersehen würden. Was keine Medizin zuwege gebracht hätte, gelang mir mit Worten. Sie wurde ruhiger und kam vorläufig an einer Krisis vorbei. Dann gab sie mir selbst recht und sagte, daß es ihr auch so scheine, als ob wir unsre vierfüßigen Freunde nur deshalb verlieren sollten, damit sie nicht in fremden Händen roh behandelt würden und eines Tages irgendwo elend umkämen. Und zuletzt sagte sie mit ruhiger und fester Stimme: „Geh und gib dem armen Jimmy eine Kugel, damit er erlöst ist und nicht noch weiteres Unglück passiert."

Und ich griff zur Büchse und ging hinaus. Zwischen die Hügel führte ich ihn, der mir ruhig folgte, dessen Auge aber trübe und verständnislos blickte. Der Blick verriet mir, daß das arme Tier völlig „geisteskrank" war. Dann machte ich halt, band ihn mit dem Halfterstrick an ein Bäumchen und rief ihn leise beim Namen. Er reagierte nicht. Da schlang ich noch einmal den Arm um seinen muskulösen Hals, über den die Silbermähne, glitzernd im Sonnenlicht, herabwallte. „Jimmy, mein alter braver Jimmy —." Eine Minute später war das traurige Henkeramt vollbracht. Und dann warf ich mich auf den toten Freund —. Unter weitästigen Pappeln und Espen liegt er in der Erde und mit ihm unser Raudy. Ihr gemeinsames Grab war eine Pilgerstätte für uns, solange wir noch in Kanada gewesen sind.

Aber eine große Lücke war in unsrer Haustierfamilie entstanden. Wir sahen und fühlten es fortwährend. Wenn unser Blick über die Weide streifte, wo die andern Pferde standen, da fehlte Jimmy, und wenn die Tiere abends von selbst von der Weide kamen, und wie artige Kinder vor unsrer Haustür aufmarschierten, um die allabendlich gewöhnte Handvoll Salz aus den Händen meiner Frau zu lecken — da fehlte Jimmy — und überall vermißten wir ihn. Und ebenso, ja noch mehr fehlte uns Einsamen unser Raudy. Und meinen andern Hunden fehlte er und vor allem Raudys ständigem Jagd- und Kampfgefährten Bobby. Dieser fand überhaupt keine Ruhe. Er suchte überall umher, stand oft lange vor der Tür, sah sich mit trübem Blick

nach allen Seiten um, und nahm kein Futter, nicht einen Leckerbissen an. Nachts schien er überhaupt nicht mehr zu schlafen. Seit Raudy tot war, hatte ich Bobby des Nachts bei mir in der Stube behalten. Auf einer Decke zu meinen Füßen kuschte er, scheinbar schlafend. Aber dutzende Male in der Nacht sprang er plötzlich auf, lief zur Tür, drehte lauschend den Kopf nach allen Richtungen und winselte. So tat er es Tag für Tag und Nacht für Nacht, an dem Futter leckte er kaum. — Mehr als eine Woche war seit dem Tode Raudys und Jimmys vergangen. Meine Frau hatte sich im großen und ganzen damit abgefunden, denn ich sagte ihr immer wieder, daß hier die Hand der Vorsehung gewaltet habe. Zum Grabe waren wir aber noch nicht gekommen; es mußte erst noch mehr Ruhe in uns eintreten. Eines Abends, kurz ehe die Nacht hereinbrach, war Bobby plötzlich verschwunden. Noch vor wenigen Minuten hatten wir ihn wie apathisch vor der offenstehenden Haustür liegen sehen, und jetzt war er fort. Alles Rufen, Pfeifen und Suchen war umsonst. Eine Unruhe erfaßte uns, die sich immer mehr steigerte, je weiter die Nacht vorschritt. Meine Frau und ich jagten bald nach dieser, bald nach jener Richtung in die Nacht hinein, pfiffen und riefen den Schmeichelnamen: Bobina — Bobina —, auf den er stets mit langen Freudensprüngen auf uns zueilte. Vergebens! Wir haben die Nacht, die zum Glück für unsre Unruhe in der dritten Morgenstunde schon wieder dem Tag weichen mußte, kein Auge zugetan, und sobald die Helligkeit es zuließ, gingen meine Frau und ich auf Suche. Meine Frau fragte mich, ob wir bei Jimmy vorbeikämen. Ich sagte ihr, daß ich nur dann auf das Grab zugehen würde, wenn *sie* hinwollte. Sie nickte! Und plötzlich schoß uns beiden *ein* Gedanke durch den Kopf. Wir blieben beide wie auf Kommando stehen und sahen uns in die Augen. Sollte Bobby am Grabe sein? Aber wie sollte er es gefunden haben? Er war an dem Tage, wo ich Jimmy erschoß, und zwar sofort, nachdem Raudy seinen Tod gefunden hatte, an die Kette gelegt worden. Er hatte nicht einmal gesehen, wie ich Jimmy hinausführte, dann zurückkam, den Spaten vom Hause holte und

darauf Raudy in eine Decke hüllte und ihn mit zu Jimmy nahm. Nie hatte ich ihn seit der Zeit vom Hause fortgelassen; es war also völlig ausgeschlossen, daß er damals meiner Spur gefolgt oder von dieser Witterung genommen hätte. Und jetzt, nach fast zwei Wochen, war es ja erst recht ausgeschlossen, daß er die Spur finden könnte. Zudem lag zwischen meinem Haus und Jimmys Grab eine Entfernung von mindestens 500 Metern und Hügelgelände; wie sollte es da für Bobby möglich gewesen sein, das Grab aufzusuchen.

Und dennoch klammerten wir uns an diese Unmöglichkeit. Glaubten wir doch nicht anders, als der arme Kerl, der durch die anhaltende Verweigerung des Futters stark heruntergekommen und entkräftet war, hätte am Abend seines Verschwindens im nahen Busch ein Stück Raubwild gewittert, sei in erwachter Kampflust drauf und drangegangen und im Kampf infolge seiner Entkräftung im Handumdrehen erledigt worden. Wir hatten ja allerdings schon die nächste Umgebung des Hauses abgesucht, aber nichts Auffälliges gefunden.

Hastend brachen wir auf dem geradesten Wege durch Gestrüpp, Fallholz und vom Nachttau klitschnasses Gras, bis wir den Rücken des letzten Hügels erreicht hatten. Unten am Fuß des Hügels war Jimmys Grab, über dessen frische Erde ich einen Haufen grünes Reisig geschichtet hatte. Und auf dem Reisighaufen lag ein schwarzer Fleck mit weißem Stern — unser Bobby: Meine Frau weinte und — ich ebenfalls. War er tot? „Bobina!" Er hob den Kopf, ohne sich zu erheben und schlug mit der Rute. Gott sei Dank, er lebte noch. Im Nu hatte ich die 50 bis 60 Schritte bis zu ihm zurückgelegt, und meine Frau folgte mir. „Bobby, alter guter Bob, komm zu mir." Er erhob sich, wedelte mit der Rute, blieb aber auf dem Grabe stehen und sah uns mit trübem Blick an. „Komm, Bobby", bettelte auch meine Frau. Da wandte er den Kopf zur Seite und sein trüber Blick glitt über den Grabhügel. Das konnten weder ich noch meine Frau mit ansehen; ganz gewaltig packte es uns. War das Instinkt eines Hundes oder Verstand? Hat der Hund eine Seele, die empfinden kann wie ein Mensch? Die

sich niederdrücken läßt durch den Tod seiner tierischen Gefährten, mit denen er lange Jahre in treuster Kameradschaft gestanden, manchen Kampf gemeinschaftlich gegen andere durchgefochten hat? Ja — ich sage, der Hund h a t eine „Seele". Mag mich mancher Leser deswegen auslachen oder sonstwelche Glossen darüber reißen — i c h habe genug Einblick in das „Seelenleben" des Hundes seit jener Zeit getan.

Bobby kam trotz allen Bettelns nicht. Ich hielt ihm die Hand hin. Er leckte sie und sah mich dann mit traurigem Blick an. Da schob ich meine Arme unter seinen Körper und hob ihn herab. Er war leicht geworden, der sonst so straffe und muskulöse Kerl. Ich trug ihn auf den Armen nach Hause, ohne daß er sich gewehrt hätte. Meine Frau bot ihm die besten Leckerbissen; er nahm nach langem Zögern den ersten zwischen den Fang und ließ ihn wieder fallen. Ich sah, daß er eher verhungern, als Futter gutwillig zu sich nehmen würde. Wir mußten ihm mit Gewalt das Futter beibringen. Wir zwangen ihm rohe Eier und Fleischbrühe ein. Er sträubte sich dagegen, aber er schluckte zuletzt doch und allmählich leckte er von selbst. So haben wir ihn wieder nach und nach zur freiwilligen Annahme des Futters gebracht. Er ging auch nicht mehr vom Hause weg, wenn i c h nicht ging, und dann marschierte er mit hängender Rute hinter mir her. Ich tat alles mögliche, um den alten Kerl wieder lebendiger zu machen, und allmählich wurde er es auch. Aber seine alte Freudigkeit, die er stets bezeigt hatte, wenn ich mit ihm und Raudy hinaus zum Jagen ging, hatte er verloren. Nur wenn ich meinen kleinen „Wittel", den seidenhaarigen Zwerg-Eskimohund, den wir mit in die deutsche Heimat gerettet haben, mitnahm, dann lebte Bobby wieder auf, und es dauerte nicht lange, dann hatte er sich derart an den kleinen Kameraden gewöhnt, daß er Raudy nicht mehr zu vermissen schien.

So kam der Spätherbst 1920 heran. Auf Bobby brauchten wir nicht mehr aufzupassen, denn er ging nie wieder vom Hause und vom kleinen Wittel fort, wenn i c h nicht fortging. Bei jedem Gang oder Ritt war er jedoch dabei. Meine Frau und

ich gingen öfter zu Jimmys und Raudys Grab, begleitet von Bobby und „Wittel". Bobby schnüffelte dann wohl am Erdhügel, den ich von Zeit zu Zeit mit frischem Fichtenreisig zugedeckt hatte, kam aber sofort auf den Ruf wieder zurück.

Eines Tages mußte ich einen weiteren Ritt bis in ein entferntes Settlement machen. Bobby blieb zu Hause. Ich hatte meiner Frau eingeschärft, ihn, wenn nötig, an die Kette zu legen, damit er mir nicht nachkäme. Ich war den ganzen Tag fort, und als ich spät abends nach Hause kam, traf ich trotz der vorgerückten Stunde meine Frau vor dem Hause an. Ihre erste Frage war: „Ist Bobby dir nachgekommen?" Ich verneinte. Dann erzählte sie mir, daß er ungefähr zwei Stunden nach meinem Wegreiten in einem unbewachten Augenblick durch das offenstehende Fenster gesprungen sei und sich entfernt habe. Meine Frau war mehrmals am Grab gewesen und zuletzt noch kurz vor Dunkelwerden, aber Bobby war nicht dort. Er mußte also auf der Spur meines Pferdes nachgekommen sein. Ein Wunder nur, daß er mich verfehlt hatte, denn ich war auf demselben Pfad wieder zurückgekommen. Aber er kam nicht. Sofort nach Tagesanbruch machte ich mich auf und ritt auf Suche; zuerst nochmals zum Grab Jimmys, ohne den Hund irgendwo zu sehen. Dann ritt ich im schnellsten Tempo denselben Weg bis in das entfernte Settlement. Aber weder dort noch irgendwo war der jedem Ansiedler als mein Eigentum bekannte Hund zu sehen gewesen. Ich ritt wieder nach Hause, und als ich in die Nähe meines Wohndistrikts kam, wo ich bei vereinzelt wohnenden Ansiedlern vorbei oder durch deren Gehöfte reiten mußte, wurden meine ohnehin schon scharf beobachtenden Augen noch schärfer; auch das Gehör nahm ich zu Hilfe. Im übrigen ließ ich weder durch auffälliges Benehmen meine innere Erregung zutage treten, noch tat ich überhaupt etwas, was meine Suche nach Bobby verraten konnte, denn die Ansiedler, bei denen ich vorbei- oder durch deren Gehöfte ich reiten mußte, waren durchweg mir feindlich gesinnte Deutschrussen, denen ich jeden Racheakt oder jede Schlechtigkeit gegen mich oder gegen mein Eigentum irgendwelcher Art zutraute.

Denn als ich den Hund nirgends fand, war es mir klar, daß er diesmal nicht umherbummelte, sondern daß ihm etwas zugestoßen sei. Entweder hatte man ihn irgendwo angelockt und ihn eingesperrt oder aber er war beseitigt worden, als er, der Spur meines Pferdes folgend, durch eines der Gehöfte lief. Den ersteren Fall verwarf ich sofort, denn es war völlig ausgeschlossen, daß er sich von Fremden anlocken oder gar angreifen ließ. Immer mehr drängte sich mir die Gewißheit auf, daß er beseitigt worden war. Das konnte nur einer der Deutschrussen gewesen sein, den ich schon längst im Verdacht hatte, sich unter denjenigen Spitzeln zu befinden, die sich immer auf die Lauer um mein Haus legten und die mit den Rotjacken unter einer Decke steckten. Bobby war diesen Spitzeln ganz besonders verhaßt, denn er war der schärfste meiner Hunde von jeher gewesen und hatte den mich umlauernden Spitzeln sofort die Beine in Bewegung gesetzt. Ich konnte also mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Hund von einem solchen halbasiatischen Subjekt um die Ecke gebracht worden war. Ich faßte auch sofort eine ganz bestimmte Person ins Auge. Es war Mittag geworden, als ich auf dem Rückwege mich dem Gehöft des Betreffenden näherte, und hier beobachtete ich, sehr langsam reitend, aber ganz unauffällig jeden Winkel und jeden Punkt, denn ich mußte auf kaum 40 Schritte am Wohnhaus vorbei und zwischen dem Stall und Schuppen hindurch. Der betreffende Farmeransiedler war unverheiratet, noch ziemlich jung und arbeitete fast das ganze Jahr allein auf seinem Lande, denn Arbeitskräfte konnte er sich nicht halten. Ich lenkte mein Pferd derart, daß ich möglichst von der fensterlosen Seite des Hauses an dieses ankommen und durch unerwartetes Auftauchen meinerseits vielleicht etwas Nützliches beobachten konnte. Und wirklich — es gelang mir, ungesehen nahe an das Haus heranzukommen, und zwar ritt ich so nahe heran, daß, als ich bei den Fenstern vorbeikam, die Stube übersehen konnte. Überrascht tauchten zwei Gesichter am Fenster auf, prallten aber sofort zurück, als sie mich erkannten; das eine Gesicht gehörte dem Ansiedler

und das andere Deutschrussengesicht kannte ich auch. Es gehörte einem zumeist in den Kohlengruben des Calgary-Distrikts arbeitenden unverheirateten Mann, der hin und wieder in unsere Gegend kam, weil er die Leute hier gut kannte und sich bei ihnen wochenlang aufhielt, wenn er in der Grube keine Arbeit hatte. Der Kerl hatte ein derart verschlagenes Mongolengesicht mit schmalschlitzigen, unruhig flackernden Augen, dazu stets und ständig einen höhnischen Zug um sein Geäße, daß es mir jedesmal in den Fingern zuckte, wenn ich ihn und sein Gesicht erblickte. Er hatte mir, soviel ich wußte, noch nichts getan, aber es gibt eben Menschen, deren Gesicht und Augen derart abstoßend wirken, daß man ihnen auf den ersten Blick einige runterhauen möchte. Kaum hatte ich die Gesichter erblickt, tauchte blitzschnell ein Entschluß in mir auf, und ebenso schnell war ich aus dem Sattel, hing die Zügel an die Deichsel eines am Hause stehenden Wagens und trat nach kurzem Pochen an die Tür, und ohne das „come in" abzuwarten, in die Stube. Trotz der Verschlagenheit der beiden waren sie über mein plötzliches Eintreten ganz perplex, und besonders verlegen war der Kohlengräber. Dieser ging auch sofort hinaus in den Hof und ließ mich mit dem Ansiedler allein. Am liebsten hätte ich ihn mit Gewalt zurückgehalten, wenn ich mich nicht dadurch eines strafbaren „Gewaltaktes" schuldig gemacht hätte. Ich fragte den Ansiedler kurz, ob er meinen Hund gesehen hätte, und dabei heftete ich meine Blicke derart drohend auf ihn, daß er den Tisch, von dem ich die beiden aufgescheucht hatte, zwischen uns brachte, indem er sich „drückte". Seine Antwort: „Nein, ich habe Ihren Hund nicht gesehen", kam so zögernd und unsicher heraus, daß ich sofort Bescheid wußte. Ich sagte kurz: „Gut, wenn Sie ihn nicht gesehen haben, genügt mir die Antwort", drehte mich um und war schleunigst im Hof. Ich hätte ihm noch ganz anders auf die Leber getreten, wenn der zweite Kerl noch in der Stube geblieben wäre. Ich vermutete aber, daß dieser nur deshalb hinausgegangen sei, um etwas zu vertuschen, denn ich hielt jetzt nicht mehr den Ansiedler für den Schuldigen, sondern das verschlagene Mongolen-

gesicht. Der stand, als ich den Hof betrat, an der Ecke des Hauses, in dessen Nähe ein großer Dunghaufen lag. Als er mich kommen sah, ging er hinüber nach dem Stall. Ich ließ ihn, damit er aus der Nähe des Hauses fortkam, wo zwei Ohren als Zeuge meine „Unterredung" mit dem Mongolen belauschen konnten, weit genug gehen, dann rief ich ihn an. Er blieb zuerst stehen, ging dann aber langsam bis hinter den Stall. Dieses fiel mir auf. Warum blieb er nicht stehen, wo er und ich vom Hause aus gesehen und beobachtet, aber nicht gehört werden konnten? Mit dem Kerl, der mit allen Hunden gehetzt zu sein schien, mußte ich vorsichtig sein; nicht deshalb, weil ich fürchtete, er würde tätlich gegen mich werden, denn dazu ist diese Sorte Menschen viel zu feige, und die Furcht vor meiner Faust war bei ihnen viel zu groß. Es gab aber noch andere Dinge, auf die ich aufpassen mußte.

Hinter der Stallecke — ungesehen vom Haus aus — blieb er stehen. Ich fragte ihn ebenso kurz: „Haben Sie meinen Hund gesehen?" Sein verschlagenes Auge irrte flüchtig über mich hinweg: „Nein." Ich sagte ihm auf den Kopf zu: „Jawohl, Sie sowohl als auch der andere haben ihn gesehen; lügen Sie nicht! Er ist gestern auf meiner Reitspur hier durchgekommen und Sie — Sie — Sie — haben ihn erschossen! Wo liegt er!" Der höhnische Zug verschwand aus seinem Gesicht, und die gelbschmutzige Mongolenfarbe wurde grau. „Ich habe Ihren Hund nicht erschossen!" Jetzt hatte sich der Kerl verraten. „Sie haben ihn nicht erschossen? Dann der andere!" Ich sah ihn mit einem derartigen Wutblick an, daß seine Hände vor Furcht zitterten und seine Hose zu schlottern anfing. Plötzlich trat er an mir vorbei, blickte um die Ecke, ob „der andere" vielleicht käme, trat wieder in Deckung und sagte: „Mr. Otto, verraten Sie mich nicht, ich will es Ihnen sagen, weil mir der Hund leid tat und ich den Hunden gut bin. Ihr Hund kam gestern vormittag auf Ihrer Reitspur entlang. Eine Weile zuvor hatte ich Sie hier durchreiten sehen. Ich wußte nicht, daß es Ihr Hund war, aber der Farmer sagte: «Jetzt kommt Max Ottos Hund, das Luder schieße ich tot, denn der

Krüppel läßt niemand zum Hause heran. Das paßt mir gerade.» Ich wollte es verhindern, aber er ließ sich nicht abbringen und schoß ihn vom Fenster aus mit einer 22-Long-Kugel in den Kopf. Der Hund war sofort tot. Verraten Sie mich nicht. Übrigens fahre ich morgen wieder nach dem Süden."

Ich fragte mit eiserner Ruhe: „Wo liegt mein Bob?" „An der hinteren Ecke des Dunghaufens; dort, wo die Gabel steckt." „Gut, lassen Sie die Gabel stecken, ich hole mir den Hund heute abend weg. So, ich danke Ihnen und bitte Sie nun meinerseits, nichts zu verraten, daß ich den Mörder meines Hundes kenne." — Er machte eine abwehrende Handbewegung: „Ich sage nichts; ich komme ja doch nicht mehr hierher, denn ich reise weit nach dem Süden der Vereinigten Staaten, wo es wärmer ist als hier. Ich mag das «Eisloch Kanada» nicht mehr sehen." — Jetzt drückte ich ihm die Hand; er war ehrlich genug gewesen und hatte mir die Wahrheit gesagt.

Ohne auch nur mit einer Wimper zu verraten, was in mir vorging und tobte, ging ich zu meinem Pferd, hing es los und pochte an das Fenster der Stube, wo der Farmer mit Teller und Töpfen hantierte. Er trat unsicher an die Scheiben. Ich sagte: „Mister . . . sollten Sie etwas erfahren, wo sich mein Hund aufhält, dann wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich davon in Kenntnis setzten." Der Kerl nickte lebhaft — er ahnte nicht, daß ich ihm das Urteil bereits gesprochen hatte.

In dunkler Nacht habe ich meinen Bobby geholt, was um so leichter war, weil der Farmer keinen Hund besaß. Am Morgen habe ich meinen treuen Gefährten zu Jimmy und Raudy gebettet. Meine Frau stand weinend dabei und schüttelte dem hingemordeten dritten Freund so lange den Fuß, bis ich das letzte Stückchen seines Körpers mit Erde zudeckte. Ich selbst tat die Totengräberarbeit mit fest zusammengebissenen Zähnen, denn als ich dem lieben treuen Kameraden zum letzten Abschied über den blutbeklebten Kopf fuhr, ehe ich ihn bedeckte, da war dieser letzte Abschied gleichzeitig der Schwur: „Bob, ich räche dich!" — Nun, ich fand bald darauf Gelegenheit, dem Hundemörder einen Denkzettel zukommen

zu lassen, der hoffentlich hinreicht, ihn in ähnlichen Fällen daran zu erinnern, daß die Folgen eines derartigen Haß- und Racheaktes nicht immer „gut tun".

Dieser erneute Schlag, der uns durch den Verlust unseres dritten vierbeinigen Freundes traf, packte uns jetzt nicht mehr so stark als der Tod Jimmys und Raudys; im Gegenteil — wir wurden innerlich viel ruhiger und zuversichtlicher für die Zukunft, denn es schien uns wahrhaftig, als sollten wir erst alles, was wir nicht mitnehmen konnten, begraben und verlieren, ehe wir Kanada für immer verließen, damit alles uns Liebgewordene nicht in andere Hände fiel. Wir machten uns durchaus das Bild daraus, daß nun unsere Freiheitsstunde bald — vielleicht über Nacht — schlagen konnte. So lebhaft wurde dieses Bild in uns, daß ich stärkere Vorbereitungen zur Heimreise traf. Ich baute große Kisten, die meine Trophäen aufnehmen sollten, packte vorerst die besten Stücke ein, signierte die Kisten an einen Hamburger Spediteur und besorgte mir vom Ministerium die Ausfuhrerlaubnis der Trophäen. Diese erhielt ich gegen entsprechende Gebühr, die gar nicht so billig war, anstandslos und in entgegenkommendster Weise, und nachdem ich laut der Jagdscheine der rückliegenden Jahre nachgewiesen hatte, daß ich selbst der Erleger war. (Anmerkung d. V.: Es dürfen nur selbsterbeutete Trophäen auf diese Weise ausgeführt werden. Zur Ausfuhr gekaufter Trophäen bedarf es ganz besonderer ministerieller Genehmigung. Eine Trophäe darf nur ver- und kann nur gekauft werden gegen Entrichtung einer hohen Gebühr, der sog. Stempelgebühr, weil jede gekaufte Trophäe, auch wenn sie nicht ausgeführt wird, mit einem tief eingebrannten Stempel versehen wird. Die Ausfuhrgebühr ist aber dieselbe wie bei selbsterlegten Trophäen.)

Die Trophäen glücklich nach der Heimat zu bringen, war meine erste Sorge, deshalb wurden diese auch zuerst versandfertig gemacht. Und diese Voraussicht von mir rettete mir später eine großen Teil der besten Trophäen. Ich verkaufte auch im stillen alles andere Hausgetier, da es mir sonst bei

plötzlicher Abreise nicht möglich gewesen wäre, schnell und dem Wert entsprechend zu verkaufen. Ich behielt nur noch meine letzten drei Pferde — Billy, Nelly und Golly, sowie meinen Zwerg-Eskimohund Wittel, einen andern Hund und einen mächtigen Kater, der mir übrigens, solange ich ihn besaß, manche Bisamratte und manches Hermelin ins Haus geschleppt hatte. Kurz vor Weihnachten 1920 ging mir plötzlich der Kater ein. Wieder ein Freund weniger, der manch liebes Mal, während ich stunden- und nächtelang, da ich am Tisch saß und schrieb, auf meinen Schultern gehockt und mit behaglichem Schnurren auf diesem ungewöhnlichen Platz von seinen Fänger- und Räuberlorbeeren ausruhte.

Anfang Januar 1921 bekamen wir prächtiges Schlittenwetter, das mich veranlaßte, wieder einmal freier zu atmen, indem ich meine Frau in den Schlitten packte und weite Schlittenfahrten durch die Wildnis unternahm; gleichsam eine Birschfahrt auf Wölfe. Da führte meine Frau die Zügel, wodurch sie für eine Weile von der seelischen Depression abgelenkt wurde. Ich selbst hatte die Büchse über den Knien liegen; jeden Augenblick bereit zum Schuß auf streifende Wölfe und Coyoten. Auf dem Rückweg, nur noch wenige Meilen von unserm Heim entfernt, wurden wir plötzlich vom Schneesturm überrascht. Wohl hatten wir viel Wald als Deckung, aber wir mußten auch ein großes Stück über deckungsloses Flachgelände. Um in dem immer toller werdenden Schneesturm nicht umzukommen, ließ ich die Pferde ausgreifen, soviel sie nur konnten. Ungefähr eine Meile von unserm Heim entfernt, verengte sich der Fahrweg so weit, daß mit knapper Not ein Geschirr hindurch konnte. Rechts und links aber war brüchiger Morast, den infolge des dichten Sauergrases der bis Weihnachten verhältnismäßig gelinde Frost noch nicht fest gemacht hatte. Der dann gefallene Schnee war nun erst recht ein Hindernis zum Festgefrieren gewesen. Als wir an dieser engen Stelle ankamen, war von Weg und Steg nichts mehr zu sehen, denn der Schneesturm, der hier an diesem offenen Platz ganz gewaltig tobte, hatte Sumpf und Weg ausgeglichen, und zudem waren mir so-

wohl als auch den Pferden die Augen mit Eiskristallen zugekleistert. Ich näherte mich der gefährlichen Stelle im langsamsten Schritt, vermochte die Pferde aber nicht zu lenken und mußte es dem Instinkt der Tiere überlassen, den festen Weg zu finden. Sie sahen aus wie Eisklumpen, denn die scharfe Fahrt hatte die Pferde sehr erhitzt; sie schwitzten stark, und der feine trockene Schneestaub haftete dick am ganzen Körper. Bis zur Hälfte waren wir durch die gefährliche Stelle, da strauchelte die zur rechten Hand gehende Golly. Sie war vom Rande des festen Pfades abgeglitten, konnte sich nicht schnell genug hochmachen und brach plötzlich durch die hier ganz besonders leichte Frostdecke in den Morast. Ich war wie ein Wiesel vom Schlitten, warf den Pelz ab und meiner Frau über den Kopf, um diese vor dem Schneesturm zu schützen, spannte Golly ab und versuchte sie hochzubekommen. Sie arbeitete mit allen Kräften, brach aber sofort wieder durch und legte sich in den eisigen Schnee. Kurz entschlossen opferte ich meinen guten Pelz, der durchweg mit echten Nerzfellen gefüttert war, arbeitete den Schnee mit Füßen und Händen vor den Vorderläufen des Pferdes weg, zog den Pelz unter die Hufe und diesmal fand Golly Grund, der nicht durchbrach. Sie kam hoch und auf den festen Pfad. Wie der Pelz aussah? — Das ist Nebensache. Hatte der Teufel schon die Kuh geholt, dann konnte er das Kalb auch noch holen; aber — mein Pferd war gerettet! Nachdem ich es wieder angespannt hatte, ging ich den Pferden vorsichtig tastend voraus, bis wir über die gefährliche Stelle hinweg waren. Ehe das Unwetter zum fürchterlichen Toben wurde, waren wir zu Hause angelangt. Ich rieb selbstverständlich die Pferde trocken, schnürte sie in Decken ein, und sie erhielten auch den im Winter gewohnten warmen Trank. Nach einigen Tagen aber erkrankte Golly; sie fieberte stark und zeigte alle Symptome einer Lungenentzündung. Obgleich ich alle Hilfsmittel anwandte, sah ich doch, daß nun auch Golly, das Reit- und Lieblingspferd meiner Frau, uns genommen wurde. Ich brachte es nicht fertig, meiner Frau den ernsten Zustand ihres besonderen Lieblings zu verschweigen. Sie antwor-



Bild 31. Bau einer Automobilstraße von Banff nach Windermere im kanadischen Felsengebirge. — Landvermesser zu Pferde erkunden das Gelände.
Zu Kapitel 4.



Bild 32. Bau der Automobilstraße Banff—Windermere. — Lager der Landvermesser und der Konstruktionsmannschaft. Zu Kapitel 4.

tete mir: „Mann, es wird wirklich so; wir kommen bald aus Kanada fort und da sollen wir erst alle unsere Freunde begraben."

Einige Tage später war Golly tot. Gegen 10 Uhr abends hatte ich ihr durch das Schlundrohr noch Medizin eingeflößt. Sie lag schon auf der Seite und konnte kaum noch den Kopf halten, als ich ihn hochnahm, um ihr die Medizin einzuflößen. Ich blieb noch eine lange Weile bei ihr und ging dann ins Haus. Ungefähr eine halbe Stunde später hörten wir einen langen Schrei, der ähnlich dem Wiehern klang. Meine Frau fuhr erschrocken vom Stuhl auf und fragte: „Was war das?" Ich nahm die Laterne und eilte in den Stall. Golly hatte sich auf die andere Seite geworfen und war tot.

Also Freund Nummer 5 war hinüber. Kein Zweifel, das arme Tier hatte sich durch das wohl zehn Minuten lange Liegen im starkschwitzenden Zustande im eisigen Schnee eine Lungenentzündung geholt; der Ausflug mit meiner Frau war für Golly der „Nagel zum Sarg" geworden. Sie ruht neben unseren anderen vierfüßigen Freunden.

Und die „Vorsehung", die wir in diesen Schlägen für uns vermuteten, bewahrheitete sich. In den ersten Tagen des Februar 1921 erhielten wir die freudige Nachricht, daß ich der freiwillig übernommenen Pflichten los und ledig sei, und somit stand unserer Rückkehr in die Heimat nichts mehr im Wege. Mit Hochdruck ging ich daran, die schleunigste Heimkehr einzuleiten. Das konnte nicht verborgen bleiben, denn schon dadurch, daß ich meinen zweiten Haushund, den ich außer Wittel noch besaß, an einen guten Freund, bei dem er sicher wie ein Kind gehalten wurde, verschenkte, wurden die nie schlafenden Spitzel aufmerksam. Erst später erfuhr ich, weshalb meine zukünftigen Absichten ständig bespitzelt wurden — „man" wußte, daß ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland die Wahrheit über Kanada und speziell über den Krieg enthüllen würde und daß ich ungeheures Sammelmaterial mit hinüber nahm. Mit einem Wort — „man" suchte zu verhindern, daß meine Frau und ich jemals wieder Deutschland sahen. Der Beweis liegt darin, daß

mir sofort nach meiner Verhaftung im Februar 1921*) von richterlicher Seite der Vorschlag gemacht wurde: „Ich sollte den kanadischen Bürgereid leisten. Kanada brauchte solche Männer, wie ich sei. Ich würde im »Gouvernementsservice« eine gute Position erhalten, aber ich müßte in Kanada bleiben." Ich habe den Vorschlag zurückgewiesen mit der Begründung, daß ich als Deutscher geboren sei, als deutscher Soldat gedient, gestritten und gelitten hätte, und wenn es nun gerade sein müßte, ich auch als Deutscher in Kanada sterben würde.

Ich will darauf hier nicht näher eingehen. Die Leser meines ersten Buches kennen ja den elenden Verrat, der an mir begangen wurde, als wir kurz vor unserer Abreise nach der Heimat standen.

Billy und Nelly sind doch noch in andere Hände gekommen; am liebsten hätte ich ihnen eine Kugel gegeben und sie neben ihren vierfüßigen Gefährten begraben, wenn ich es hätte möglich machen können.

Eine Reihe Jahre ist nun verstrichen, seit meine Frau und ich Abschied genommen haben von unsern dortigen toten und lebenden Freunden. Mögen wir noch leben, solange es uns vergönnt ist, aber niemals wird die Erinnerung an sie verlöschen — immer wird uns jeder Zug, jede kleinste Begebenheit aus dem Leben unserer zurückgelassenen vierfüßigen Freunde lebendig im Gedächtnis bleiben.

---

*) Siehe mein Buch „In kanadischer Wildnis" (Verlag Paul Parey, Berlin SW 11), Kapitel 16, S. 448 bis 458.



Sechstes Kapitel.

Um Haaresbreite.

Während eines Kriegswinters flüchtete ein deutscher Reservist aus einer kanadischen Provinz, in der er vom Ausbruch des Krieges überrascht worden war, vor den Verfolgungen der kanadischen Behörden zu mir. Er fand selbstverständlich sofort Aufnahme, denn d i e s e Art Deutsche konnte ich gebrauchen. Als er unerwartet bei mir eintraf, war er bis auf 5 Cents mittellos; also mußte wieder einmal meine Tasche für einen Kameraden herhalten. Da mir aber der Speck auch nicht zum Fenster hereinwuchs, mußte ich meinem Gast einen kleinen Erwerb schaffen, damit er sich wenigstens einige warme Winterstücke anschaffen konnte. Tabak brauchte er auch, denn die Pfeife legte er nur ab, wenn es zum Essen ging und ins Bett. Tabak war aber s e h r teuer geworden und s e h r rar, weil alles für die Armee beschlagnahmt wurde.

Aber etwas Verdienst mußte für ihn werden. Ob er etwas vom „Trappen" verstünde, fragte ich ihn. — „Nein." — Da war ich mit meinem Latein zu Ende, denn andern Verdienst wußte ich nicht.

„Ich werde dir zeigen, wie du ein Eisen stellen und legen sollst", sagte ich ihm.

Er nickte grinsend und paffte an seiner Pfeife, vielmehr an meinem Tabak, als ob er billiges Stroh brenne und damit so viel Qualm als möglich erzeugen müsse. Ich hatte ja selbst überall Eisen in der ganzen Umgegend gelegt und einen förmlichen Ring um mein Heim damit gezogen, aber es gab Kleinzeug genug zu fangen, mit dem mich abzugeben ich keine Zeit hatte. Es gab sehr viel Hermelins, und diese hatten einen guten Preis, der zwischen 1½ bis 5 Dollars schwankte. Der Fang dieses kleinen Räubers war leicht, ihn konnte der Fremde bald begriffen haben, und da genug da waren, konnte er ein ganz ansehnliches Sümmchen verdienen. Später wollte ich ihn an Bisamratten heranlassen. Kleine Eisen lagen genug bei mir, so daß er sich keine zu kaufen brauchte.

Also zuerst Unterricht gegeben, wie er das Eisen spannen und fängisch stellen konnte. Dazu gehört aber etwas Geschick, denn die amerikanischen Eisen haben keine Sicherung. Wohl ein dutzendmal hatten wir schon „geübt", da schnitt mein Lehrling plötzlich eine fürchterliche Grimasse — er steckte mit dem Daumen zwischen den Bügeln. Lehrgeld!

Dann ging ich mit ihm hinaus, ungefähr 300 Schritt weit, wo ein von Hermelinen reichbegangener sumpfiger Grund sich ausdehnte, aus dessen eisbedecktem Morast alte Weidensträucher mit ihren hohen und löcherreichen Wurzelballen ragten. Dort fährtete ich auch öfter einen Mink, der ihm vielleicht ins Eisen geriet.

Ich legte ihm die Eisen, ungefähr ein Dutzend im ganzen Grund verteilt, und beköderte sie. Nun hatte er gesehen, wie ich es machte, und konnte sich selbst darum kümmern. Alle Morgen und kurz vor Abend ging er revidieren und hatte bald ein Bündel Hermelinbälge zusammen. Eines Morgens brachte er auch den Mink. „Siehst du," sagte ich, „jetzt hast du schon so viel gelernt, daß du hier in der Nähe mühelos eine Portion Dollars verdienen kannst. In einigen Tagen nimmst du die Hälfte der Eisen fort und legst diese am Bachrande entlang. Dort ist auch eine Masse Kleinzeug. Aber eins sage ich dir immer wieder — nimm stets ein Gewehr mit; der Schnee wird

immer höher, und die Wölfe bekommen dann Hunger und greifen an."

Ich hatte meinem „Lehrling" schon von Anfang geraten, niemals ohne Gewehr die Eisen nachzusehen und auf die zunehmende Dreistigkeit der hochläufigen Bestien hingewiesen. Er war „großschnauzig" und sagte, die Wölfe schlüge er mit dem Knüttel tot. Dieser Ausspruch war zwar nur im Scherz gemeint, aber er bewies doch, daß er die Warnung auf die leichte Schulter nahm. Hin und wieder nahm er meine vielschüssige kleine Remingtonbüchse Kal. 22, mit long rifles-Patrone; manchmal steckte er meine automatische Pistole oder einen Revolver zu sich.

Früh ging er gewöhnlich zeitiger revidieren als ich, denn die meisten Tage r i t t ich. Ich führte damals einen Simpson-Jägerdrilling zur Probe für einen guten Bekannten, der die Waffe aus Privathand gekauft hatte, mit ihr aber weder im Kugel- noch im Schrotschuß auskam. Er gab mir die Waffe zum Ausprobieren, und ich konnte schon nach den ersten paar Schüssen feststellen, daß der Drilling mit allen drei Läufen sehr gut schoß. Die Schrotläufe hatten Kaliber 12, der Kugellauf Kaliber 8/58 und Stahlmantelgeschoß. Ich nahm das Gewehr gern zum Revidieren mit, weil ich dabei mehr Gelegenheit zum Ausprobieren fand. Die gefangenen Wölfe tötete ich damit allerdings nicht, denn wenn ich nicht meinen Mauser mit der Fangschußpatrone führte, dann erledigte ich starkes gefangenes Raubzeug mit einer Taschenwaffe, von denen ich ein kleines Arsenal — versteckt hatte.

Und dann kam ein Morgen, an dem mein Gast, als er wieder einmal entgegen meiner Warnung ohne jede Waffe revidieren ging, und wo er um Haaresbreite, kaum 150 Schritt von meiner Haustür entfernt, von einer Rotte Wölfe zerrissen worden wäre, wenn ich ihn im entscheidenden Augenblick nicht hätte decken können.

Ich ritt später fort als er und traf ihn ein Stück vom Hause entfernt schon wieder auf dem Rückweg begriffen, während ich erst ausritt. Er brachte einige Fänge, und ich sprach ein paar

Worte mit ihm. Dann ritt ich weiter. Hier machte der Pfad aber einen scharfen Bogen nach rechts, wo er von einem schmalen, aber heckenartigen Gebüsch umsäumt wurde; links war gutbestandener Pappelwald. Ich hatte mein Pferd eben erst wieder in Bewegung gebracht, und mein Gast war gerade hinter meinem Rücken um den Bogen verschwunden, als Jimmy plötzlich aufwarf, und in demselben Moment jagten wie eine Meute Hunde eine Rotte Wölfe auf meines Gastes Spur heran — direkt auf mich und Jimmy zu, denn ich ritt auf der Spur. Voraus ein mächtiger Körper mit dunklem Rücken, hinter ihm drei andere in breiter Linie und ein fünfter zuletzt. Der Leitwolf jagte mit tiefer Nase wie ein Schweißhund auf warmer Fährte. Jimmy stand im Augenblick von selbst und wie aus Erz gegossen. Ich hatte nur Zeit, den rechten Hahn, der noch auf Schrot gestellt war, hochzureißen, kurz anzuschlagen und abzudrücken. Ich sah den Leitwolf und zwei hintere stürzen, riß den linken Hahn hoch und feuerte sofort den zweiten Schuß in die Lebenden und Gefallenen hinein. Den rechten Hahn wieder hoch, die Kugel einschalten und auf einen sich „in die Keulen beißenden" losdonnern, daß er wie ein Lappen hingeweht wurde, war eins — knapp 30 Schritt vor dem Pferde lagen zwei Wölfe mausetot, einige Schritte entfernter bäumte sich der dritte zum letzten Male auf, einen sah ich schwer krank in das Gehege schieben, und der letzte verschwand ebenfalls und offensichtlich sehr krank in den Pappelwald.

Das war alles derart schnell gegangen, daß sich der ganze Kampf in kaum einer Minute abgespielt haben konnte, und die Postenpatronen hatten schon beim ersten Schuß gute Arbeit getan. Ich kippte sofort nach dem letzten Schuß die Läufe auf und lud wieder. Da war auch schon mein Gast im Laufschritt auf dem Wege zu mir, und auch meine Frau war sofort herausgeeilt und kam dem Schauplatz zu. Auf die Frage meines Gastes „was war denn los?" zeigte ich auf die Wölfe, die er, weil ich mit dem Pferd davor stand, noch nicht sehen konnte. „Sieh, du Hammelbein, mit deiner großen . . . ; was sagst du denn jetzt? Hättest du die fünf Kerle auch mit dem Knüttel tot-



Bild 13.
Aus dem Felsengebirge: Die Cesco-Brücke.

Zu Kapitel 2.

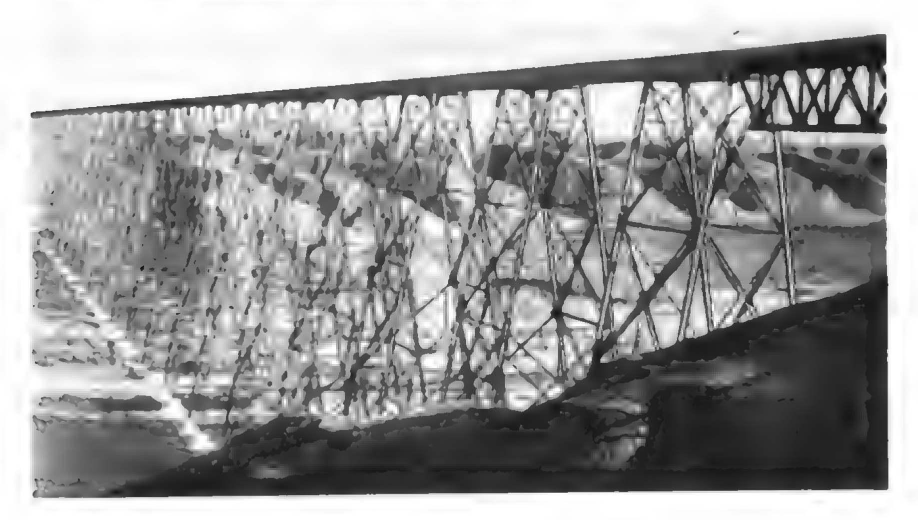


Bild 14. Die Brücke über den Süd-Saskatchewanfluß bei Lethbridge in Alberta, über die der Reisende in die Felsenberge fährt. Zu Kapitel 2.



geschlagen? Wenn ich nicht zwischen denen und dir war, dann hättest du jetzt schon kein Stück Fleisch mehr auf den Knochen, und deine Kaldaunen zerrten sie wie Bindfaden durch den Schnee —".

Ich hatte noch weitere Fopperei auf der Zunge, hielt die Worte aber zurück, denn ich sah die Leichenblässe seines Gesichts, sah seine Hände zittern und die Hosen schlottern. Da schwieg ich. Diese Lehre war besser als hunderttausend Mahn- und Spottworte.

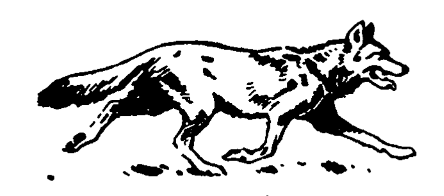
„Komm her," sagte ich, „wir wollen die drei Bestien nach Hause schleppen; der vierte Wolf liegt rechts im Gehege, er wird inzwischen krepiert sein." Meine Frau nahm mir das Pferd ab und führte es wieder in den Stall. Mein Gast faßte die Toten bei den Läufen und schleifte sie heim, während ich dem vierten ins Gehege nachging; vorsichtshalber mit gespannten Hähnen. Der aber brauchte nichts mehr, er war bereits verendet.

Das „Hammelbein" hatte sich inzwischen von seinem Schreck erholt, wozu allerdings der kräftige Schluck, den ihm meine Frau gegeben hatte, das meiste beigetragen haben mochte. Er war durchaus nicht feig, aber — es ist nicht jedermanns Sache, über so etwas zu lachen. Er schwur hoch und teuer, von jetzt ab niemals ohne ein Gewehr und den Revolver fortzugehen.

Ich mußte aber noch die ganze Kette der Wolfseisen revidieren, und dann erst wollte ich dem krankgeschossenen Wolf nachspüren. Das „Hammelbein" mußte mit. Ich rüstete ihn mit dem Drilling aus, dessen Handhabung er gut kannte, und schießen konnte er auch gut. Ich selbst nahm meinen Mauser. Er sollte auf einem zweiten Pferde reiten, zog es aber vor, hinter meinem Jimmy herzutraben. Erst nach der Revision, die mir, nebenbei bemerkt, zwei Wölfe brachte, suchten wir den Krankgeschossenen. Wir verfolgten ihn bei ganz geringer Schweißfährte bis zum Abend durch dick und dünn, aber immer im Holz; niemals hatte er freies Gelände aufgesucht. Wir fanden ihn nicht, wohl aber viele Stellen, wo er gelegen und stark

geschweißt hatte. Am anderen Tage nach dem Revidieren nahmen wir die Fährte wieder auf, und in den späten Nachmittagsstunden fanden wir auch den letzten der Rotte tot. Er hatte sich unter einen bis zur Erde hängenden Strauch eingeschoben und lag im weichen Schnee wie ein schlafender Hund. Trotzdem er ein gefährlicher Räuber war und um Haaresbreite unsern Gast zerrissen hätte, tat mir das arme Luder leid; es hatte lange leiden müssen. Beim Abstreifen fand ich drei Posteneinschläge; einen in der Lunge, einen in dem Magen und den dritten im Gescheide.

„Grüß dich Gott, mein „Hammelbein" von anno dazumal — aus deutschem Gefild! Vielleicht kommen dir irgendwo in der Welt diese Zeilen zu Gesicht. Dann schwelge in Erinnerung an jene Zeit in meinem einsamen Blockhaus. Aber — schön war es doch, nicht wahr, du — Hammelbein von dazumal!





Siebentes Kapitel.

Der springende Rucksack.



Mit dem gleichen Flüchtling erlebte ich noch eine Komödie, die beweist, daß ihm der im Scherz gegebene Name „Hammelbein" wirklich gebührte. Da die Geschichte auch für den Jäger lehrreich ist, will ich sie nicht zurückhalten.

Hammelbein trappte also für sich, um etwas Geld zu verdienen. Als das Kleinzeug in nächster Nähe des Hauses ausgeplündert war, lehrte ich ihn den Bisamrattenfang. Täglich brachte er einige Stücke heim, aber — er ekelte sich, die Ratten abzubalgen. Nicht etwa, daß diese einen schlechten Geruch ausströmten wie z. B. Hermelin, Mink, Stinkkatze infolge ihrer Stinkdrüsen — nein, ihn ekelte vor dem Namen „Ratten" und vor dem schuppigen Schwanz, der halb Krokodil, halb Schlange war. „Hysterisches Luder" nannte ich das Hammelbein einstmals und lachte dazu, daß mir das Wasser über die Wangen lief, während meine Frau vor Lachen nur noch quieken konnte wie ein vergnügtes Ferkel. Und warum? Weil Hammelbein beim Auslösen eines Rattenschwanzes plötzlich so übel wurde, daß er im Handumdrehen zur Tür des Schuppens hinaus war und — hwub — hwub —. Im Schnee lagen das reichliche Frühstück und der gute Kaffee. „Willst du jetzt einen Topf Bitterklee

trinken?" fragte ich mitleidig uzend. Er trocknete sich die Tränen der Wehmut über sein eingebüßtes Frühstück aus den Augen: „Pfui Deibel!!" — (Mir tat schon das Zwerchfell weh.) — „Ach, du Hammelbein — komm her und fange sofort wieder an der Ratte zu schneiden an, jetzt ist ja dein Magen leer", uzte ich. „Nee nee, ich fasse das Luder nicht mehr an —."

Zureden hilft! Nachdem er einen tüchtigen Schnaps getrunken hatte, griff er wieder zu. Nach und nach gewöhnte er sich an die Ratten und lachte sich dann selbst aus.

Als die Bisamwohnungen nichts mehr lieferten, nahm ich den Flüchtling mit zum Wolfsfang und lehrte ihn, auch auf diese Tierart das Eisen zu legen. Ein Drittel aus den im großen Eisen erzielten Fängen sollte von jetzt ab ihm zufallen. Wir verlängerten den Ring der Fangeisen, den ich rund um mein Heim gelegt hatte, so daß wir mehr Eisen legen und mehr Fänge erzielen konnten. Ich teilte diesen Ring dann in zwei Hälften, eine kürzere und eine längere. Die kürzere mußte Hammelbein revidieren, die andere übernahm ich. Als Bewaffnung nahm er die Remingtonbüchse, Kal. 22, mit, die ihm gleichzeitig zum Töten der gefangenen Großtiere diente, und als besondere Schutzwaffe steckte er noch einen guten Revolver zu sich. Ich instruierte ihn, daß er das im Eisen hängende Raubzeug durch Kopfschuß töten sollte, und zwar mußte die Kugel inmitten des Schädels, also über den Sehern, sitzen.

In den folgenden Tagen brachte er auch zwei Wölfe und einen Luchs, die er im Eisen mit gutsitzendem Schuß erlöst hatte. Eines Tages kam er trotz der kürzeren Hälfte, die er zu begehen hatte, erst nach mir zurück, aber im Laufschritt. Und wie sah er aus? Im ersten Augenblick erschrak ich, denn auf seinem Gesicht lag Entsetzen, und ich nahm an, die Behörden hätten ihn hier aufgestöbert und er sei auf der Flucht vor Verfolgern. Meine schnelle Frage „Was ist denn passiert?" beantwortete er: „So ein Aas, so ein Hund — ich denke, er beißt mir das Genick durch —." Da fiel mein Blick auf seinen Rücken. „Wo hast du denn den Rucksack?" „Das ist's ja — draußen springt und hopst er herum —."

„Wer denn, — der Rucksack?"

„Ja natürlich — meterhoch hopst er — und der Wolf natürlich mit —."

„Mensch, du hast wohl einen Piepmatz gefressen, — sprich dich doch aus —."

„Na, was soll ich denn sonst sagen — draußen macht ein Wolf mit deinem Rucksack Sackhoppen, denn das Luder steckt drin und kann nicht heraus —."

Jetzt begriff ich — und brüllte vor Lachen.

„Ja, du — du hast gut lachen — aber ich — ich denke, der Deibel springt mir ins Genick. Hatte ihm die Kugel mitten in den Schädel gegeben wie den andern. Stecke ihn in den Rucksack, Schädel oben zum Schlitz raushängen und schnüre ihn noch fest zu. Ich war schon bald zu Hause, da fängt der Rucksack an zu wackeln und dann auf dem Buckel zu springen. Ich lag vor Schreck gleich im Schnee — habe gebrüllt, den Rucksack abgeworfen und bin ein Stück ausgerissen. Jetzt tanzt die ganze Hocke auf dem Schnee hin und her —."

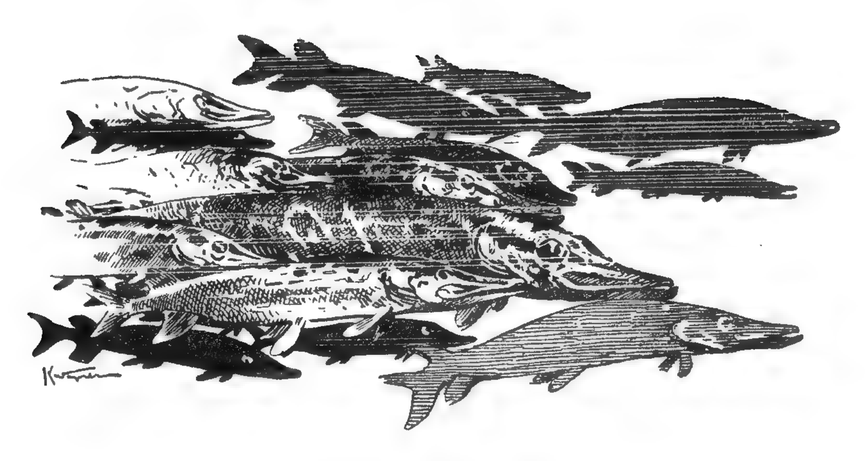
Herrgott, mein Bauch — ich konnte nicht mehr lachen. Meine Frau klebte am Türbalken und klammerte sich dort an — sie konnte ebenfalls nicht mehr. Nur auf Hammelbeins Gesicht lag die Blässe des Schreckens. Kurzerhand ging ich zum Stall und sattelte mir ein Pferd. Der mutige Wolfsjäger mußte mit. Eine halbe Meile vom Hause entfernt sahen wir schon von weitem „die Hocke hopsen" und sich wälzen. Als wir hinzukamen und ich auf wenige Schritte mit dem Pferde vor dem Wolf hielt, äugte er uns mit blutig schillernden Sehern an. Blutiger Schaum hing um seinen Fang, der starke Segeltuch-Rucksack war an mehreren Stellen zerbissen, aber der Lederriemen, mit dem der Rucksack zu- und der Hals des Wolfes eingeschnürt war, hielt fest. Auf den ersten Blick sah ich, wo die Kugel saß — inmitten der Stirnnaht, aber unter dem Gehirn; die Kugel war nur durch das Nasenbein gedrungen und am Unterkiefer wieder herausgetreten. Diesen Schuß, der nur betäubte, hatte ich schon vorausgesehen.

Ich stieg vom Pferde, gab es Hammelbein und versuchte,

mit der 22er-Kugel den Fangschuß in den Schädel anzubringen. Da ging das Theater wieder los — hops — hops; ein sicherer Schuß war unmöglich. Da wurde ich wütend. Neben mir lag ein halbverbrannter Knüttel. Ein Hieb über die Nase. Da lag der Wolf und erhielt sofort den Fangschuß. Jetzt war das Sackhoppen sicher zu Ende.

Dann gingen wir zu dem Platz, wo Hammelbein mitsamt dem Rucksack im Schnee gelegen hatte. Das waren etwas über hundert Schritte entfernt von der Stelle, wo jetzt Bruder Isegrim lag. Rechts und links war er gehopst und hatte sich gewälzt und, wäre besseres Gelände gewesen und ich später nach Hause gekommen, dann hätte „die Hocke" noch eine weitere Entfernung zurückgelegt.

Jetzt schämte sich Hammelbein, sich einem eingesackten und noch dazu verwundeten Wolf gegenüber feige benommen zu haben. Er gestand, daß er sich lieber mit einem halben Dutzend Menschen schlagen wollte, als eine solche Bestie lebend auf seinem Rücken zu wissen. Nun ja — er hatte recht — weil er derartiges Raubzeug noch nicht unter den Händen gehabt, außer bei mir. Er war eben kein Wildnismensch, wurde aber einer, der sich später vor Tod und Teufel nicht fürchtete, und für den dann „Hammelbein" eine schwere Beleidigung gewesen wäre. Die Wildnis erzieht sich ihre Männer von selbst.



Achtes Kapitel.

Der große Hecht und der „Alligator“.



Wenn im April die warmen Chinockwinde von der Küste des Stillen Ozeans in die westlichen Gegenden des Landes drangen und binnen wenigen Tagen den hohen Schnee wie Butter in heißer Sonne zum Verschwinden zwangen, dann wußten wir — jetzt gibt's bald Fische. Das Fischgerät wurde hervorgesucht und instand gesetzt, Speere geschärft, Netze geflickt, die Einsalzfässer ausgebrüht und täglich mit frischem Wasser gefüllt. Und wenn dann der große Tag des Fischzuges kam, der uns auf Monate hinaus mit diesem schmackhaften Nahrungsmittel versorgen sollte, dann war alles bereit zum Losfahren an den ausgewählten Fluß.

Unter den wenigen Ansiedlern, die zwischen dem Fluß und den gewässerlosen Settlements lagen, war dann ein förmlicher Nachrichten- bzw. Beobachtungsdienst eingerichtet, ob das Eis des Flusses bereits barst oder ob die Fische schon „zogen“. Und das „Ziehen“ begann sofort, nachdem an der Mündung des Flusses in den fischüberfüllten See, aus dem die Fische flußaufwärts zogen, die Eisbarre gebrochen war. In den ersten Stunden des Aufbrechens zogen nur vereinzelte Fische, dann aber kamen derartige Massen, daß das Wasser nur aus Fischen zu bestehen schien. Auf diesen Moment wartete jeder Fisch-

lustige, denn die e r s t e n Fische, die gefangen wurden zu einer Zeit, wo noch Eis im Wasser vorhanden, waren die besten und „härtesten", die sich lange hielten; ob im Salzfaß oder in geräuchertem Zustande, oder als Brat- und Geleefische zum Aufbewahren präpariert.

Als erste Arten „zogen" die Hechte und Zander; der Zug dauerte gewöhnlich zwei bis drei Tage. Dann kamen in der Hauptsache „Bull head". Das ist ein Fisch ohne Schuppen wie ein Aal, in der Form jedoch wie ein Krokodil oder Alligator mit riesig scheinendem breiten Kopf und noch breiterem Maul, ein ekelhaft aussehendes Geschöpf, das „abgeledert" werden mußte, dessen Fleisch aber ölig, von alten und großen Fischen sogar tranig schmeckte. In geräuchertem Zustande war es besser zu genießen; dieser Fisch wurde im allgemeinen nicht mitgenommen. Ein mittelschwerer Fisch dieser Art wog ungefähr sieben bis acht Pfund bei einer Länge von über zwei Fuß. Es gab aber sehr viele Exemplare über 12 und 15 Pfund, und wenn so ein Ungetüm im ganz seichten Uferwasser auf dem Grunde so langsam ankam, dann sah es aus — zumal des Nachts beim Lichtschein der Fackel —, als ob wirklich ein junger Alligator gekrochen käme. Ein ekelhaftes Luder!

Sobald diese ihren Hauptzug beendet hatten, der gewöhnlich einen Tag dauerte, dann kamen andere, karpfenähnliche Fische in Massen und die erstgenannten Arten nur noch in kleineren Zwischenzügen. Wir hatten es aber vor allen anderen in der Hauptsache auf Hechte abgesehen; andere Arten nahmen wir weniger, solange es Hechte genügend gab. Deshalb der „Nachrichtendienst", damit wir sofort am Fluß waren, wenn das Eis aufbrach. —

Vormittags waren wir, d. h. zwei andere und ich, zum Fischzug gefahren, und zwar zu dem erstbesten Wasserlauf, dessen Eis aufgebrochen war; nachmittags gegen vier Uhr kamen wir dort an; der Wasserstand war trotz der Schneeschmelze noch ziemlich normal und klar. Wir fuhren direkt auf eine Stelle zu, die wir kannten, und wo das Gewässer nur etwas über vier Meter breit war. Unmittelbar an diese Enge angrenzend, und zwar

unterhalb, stromabwärts, war ein scharfer Flußbogen und dieser bildete ein sehr tiefes und 12 bis 15 Meter breites Loch, in dem sich das Wasser ständig „drehte". Hier errichteten wir den Dreibaum mit dem langen Hebestamm, der am Dreibaum an einer starken Kette in der Schwebe hing und vom Ufer bis in die Mitte der Drehstelle hinüberreichte. An die Spitze der Stange wurde das an kräftigen Kreuzbügeln aufgespannte Sack- oder Senknetz befestigt und in die Tiefe gelassen. Über die eben erwähnte enge Stelle wurden mehrere Stangen als Steg gelegt. Dann versenkten wir ein über den Bach reichendes Stück Hühnerdraht von zwei Zoll Maschenweite bis auf den Grund des Wassers, und dort steckten wir es mit Gabelpfählen fest. Der obere Rand des Drahtgeflechts wurde auf dem Stangensteg angenagelt. Auf diese Weise sperrten wir die Fische ab, so daß sie sich alle vor dem Geflecht und in dem Drehloch, wo das Netz versenkt war, sammeln mußten. Leider sahen wir nur hin und wieder einen Hecht, oder Fische überhaupt, streichen; entweder war der erste Zug schon durch, oder er hatte noch nicht begonnen. In letzterem Falle war aber sicher auf sehr starken Nachtzug zu rechnen.

Als wir mit unseren Vorbereitungen fertig waren, mußten wir, um etwas sehen zu können, ein helles Feuer anmachen, so dunkel war es geworden. Ungefähr 20 Schritte vom Ufer entfernt standen Pferde und Wagen, und dicht daneben lagerten wir uns um das Feuer, verzehrten einen Imbiß, tranken hin und wieder ein Glas „Fischöl", Marke „Skotch three stars", und qualmten aus unseren Pfeifen. Von Zeit zu Zeit gingen wir zum Netz, fühlten an die Stange, ob Stöße daran uns anzeigten, daß Fische an die im Wasser steckende Stangenspitze strichen, und leuchteten vor die Drahtsperre, ob dort bereits Fische standen. Wir stellten jedesmal fest, daß sich immer mehr ansammelten. Aber das Netz schon zu heben, fiel uns gar nicht ein; erst mußte vor der Drahtsperre Kopf an Kopf und Flosse an Flosse staffelweise stehen, und an der Netzstange mußte Stoß an Stoß Unmengen Fische, die sich im Loch angesammelt hatten, anzeigen, ehe wir „pullten" (gemeint: das Netz hoben).

Gegen 10 Uhr abends ging einer unserer Gefährten wieder mit der Sturmlaterne die Drahtsperre nach angesammelten Fischen ableuchten. Kaum war er zum Wasser getreten, rief er uns durch ein „Pst" hinzu. Donnerwetter — dort stand inmitten vieler anderer Hechte einer, der weit über einen Meter lang war und einen mächtigen Kopf hatte. Schon mancher Riese unter den Hechten war von uns in den Jahren erbeutet worden, aber ein solcher Kerl noch nicht. Aber — werden wir ihn ins Netz bekommen? Da flüsterte uns der Entdecker dieses Riesen zu: „Den kriegen wir; ich »speere« ihn."

„Laß ihn gehen; du kriegst ihn nicht mit dem Speer, denn er steht zu nahe am Drahtgeflecht; wir kriegen ihn schon ins Netz", warnte ich. Auch unser Dritter warnte. Der Mann nahm aber die Lehre nicht an und beharrte: „Ich speere ihn."

Er ging zum Wagen und holte sich einen fünfzinkigen Speer mit großen Widerhaken. Ich und der Dritte blieben am Ufer und beobachteten im Laternenschein den Hecht, der unbeweglich wie ein langes schwarzes Stück Holz inmitten der anderen stand. Da stieß mich der Dritte an und feixte: „Weißt du, was passiert, wenn er speeren wird?" Ich nickte: „Er fliegt dabei ins Wasser, denn der Hecht steht zu nahe am Draht; die Widerhaken bleiben am Geflecht hängen, und der Hecht reißt ihn derartig an der Stange, daß er vom Steg stürzt."

„Wenn er nicht hört, dann schadet es nichts, wenn er sich Hals über Kopf badet. Ersaufen kann er nicht, weil wir dabei sind."

Jetzt kam der Speermann zurück. In der linken Hand die Laterne, in der rechten den Speer, die Stummelpfeife zwischen den Zähnen, betrat er den schwankenden, glitschigen und nur 30 bis 40 Zentimeter breiten Steg bis zu dessen Mitte, wo der Hecht samt den anderen noch immer unbeweglich stand. Jetzt hob er den Speer — ein Stoß, ein gewaltiges Plätschern und kopfüber schoß der Speermann in das Wasser, wo er wie ein Gummiball kurz vor dem Netz wieder auftauchte. Wir lachten ihn aus vollem Halse aus, drückten ihm die Netzstange zu, an

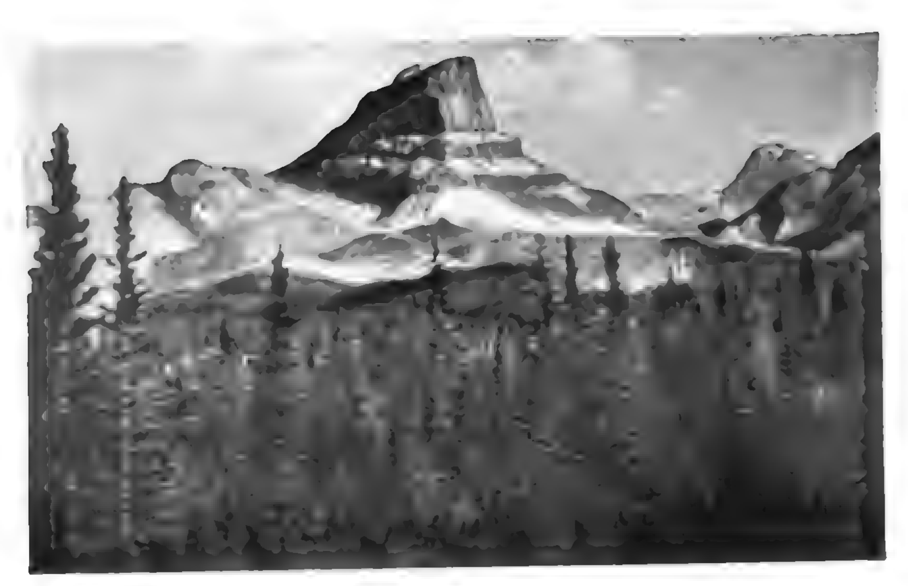


Bild 33. Felsengebirge: Ein kunstvolles Naturgebilde.  Zu Kapitel 4.



Bild 34. Aus dem Felsengebirge: Der Cascaden-Berg. Zu Kapitel 4.

der er sich bis zum Uferrande arbeitete, und dann zogen wir ihn aufs trockene. Wir hätten noch viel mehr Spaß gehabt, wenn er bei dem Sturz seine Pfeife, die ihm ein Heiligtum war, aus den Zähnen verloren hätte. Aber — d i e hatte er festgehalten und ebenso in der linken Hand die Laterne, deren Glas allerdings Hunderte von Sprüngen zeigte. Nur der breitrandige Hut schwamm auf dem Wasser, den wir aber herausfischten. Und der Speer? Der hing mit den Widerhaken am Drahtgeflecht, und der Riesenhecht erfreute sich der Freiheit. Es war ganz so gekommen, wie wir vorausgesehen hatten.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Das erfuhr unser Dritter zur Genüge. Während er am Lagerfeuer sich uns als Adam präsentierte und die trockene Reservekleidung anzog, flogen von uns die Uzworte hinüber wie Maschinengewehrfeuer. Ich foppte nur immer: „Guck bloß mal den großen nackten Hecht —." Während der Uzerei hielten wir zwei immer die Hand an der Netzstange, die andauernd Stöße erhielt und zitterte. Es mußten sich inzwischen Unmassen Fische im Loch angesammelt haben, und nun war es Zeit zum ersten Zug. Plötzlich bekam die Stange einen derartigen Stoß, und die Spitze, an der das Netz befestigt war, wurde derart hin und her gerissen, daß wir schleunigst den erst halbangekleideten Täufling zu Hilfe rufen mußten. Mit gleichmäßigem Ruck hingen wir uns an das schwere Ende des Druckbaumes und hoben auf diese Weise das kürzere Ende mit dem Netz aus dem Wasser. Als wir zur Hälfte hochgedrückt hatten, ging ein mächtiges Plätschern im Netz los. Es war so schwer, daß wir es nicht völlig über Wasser heben konnten und es, um die Gefahr eines Bruches der zwei Zoll starken Weidenbügel zu verhindern, langsam auf der Wasserlinie bis an den Uferrand drücken mußten. Während nun ein Mann fest auf dem Druckbaum hing, mußten blitzschnell die anderen zum Netz springen und fest zugreifen, um Bruch oder Zerreißen zu verhüten. Dann zogen wir ruckweise die schwere Last auf den trockenen Uferrand. Wir schätzten den ersten Fang auf mindestens 100 Stück, wie es schien, alles Hechte. Wir hatten

nicht zu hoch geschätzt — rund 120 Stück einschließlich einiger fünf- und sechspfündiger Zander und einiger anderer Arten zählten wir bei diesem ersten Zug. Aber der Riesenhecht war nicht mit dabei.

Sofort wurde das Netz wieder versenkt. Währenddessen kleidete sich unser Täufling rasch an, denn die sofort wieder beginnenden Stöße an der Stange zeigten die Unmengen Fische an, die sich gesammelt hatten, so daß wir sofort wieder „pullen" konnten. In ungefähr zehn Minuten hoben wir das Netz abermals. Unter Zuhilfenahme aller unserer Kräfte und Anwendung jedes Vorteils konnten wir das schwere Netz auch diesmal mit seiner Fischlast sicher an das Ufer landen; wieder Hechte. Ich drückte, während meine zwei Gefährten die Fische Stück für Stück dem Netz entnahmen, die Stange, damit sie in der nötigen wagerechten Lage blieb, konnte also nicht sehen, was alles im Netz steckte. Plötzlich schrie der Täufling, der durch sein unfreiwilliges kaltes Bad schon genug „gestraft" war, laut auf: „Au! God damn it! Achtung — ein Alligator ist im Netz, das Luder hat mich in die Hand gebissen."

Wie der Blitz sprangen meine Gefährten vom Netz weg, und hätte ich nicht durch einen kräftigen Druck der Stange das Netz mit der größten Anzahl Fische, die noch darin waren, zur Seite gedrückt und es wie einen Sack umgeworfen, dann wäre der halbe Fang mitsamt dem Netz das Ufer herabgerutscht.

Ich sprang nun zu dem Unglücksvogel und lachte ihn mitsamt dem Dritten aus. Macht doch keinen Blödsinn — ein Alligator; gibt's doch gar nicht. Zeig mal deine Pfote her."

Tatsächlich blutete die Innenfläche seiner Hand aus mehreren Wunden so stark, als ob die halbe Hand durchgebissen wäre. Von einem Hecht rührte die Verwundung n i c h t her, denn dieser würde die Hand einfach nicht losgelassen haben. „Ach, Quatsch — Alligator" — sagte ich, faßte den Sackzipfel des Netzes und zerrte es mit seinem zappelnden und schlagenden Inhalt noch weiter vom Ufer weg; dann ein Ruck, und ich schüttete das Netz einfach aus. Donnerwetter, ja — unter der Masse der großen Hechte ragte ein mehr als 30 Zentimeter

langer und kolossal breiter Schädel hervor, der einem Alligator zum Verwechseln ähnlich sah, der aber einem „Bull head" gehörte. Dieser hatte auf keinen Fall gebissen, denn er besitzt keine Zähne wie ein Raubfisch. Ich stieß mit dem Fuß die Fische auseinander, und da lag der Übeltäter; ein 18 bis 20 Pfund schwerer Zander, in dessen fingerlange, starke und nadelspitze Rückenflosse unser Unglücksvogel gegriffen hatte. Die Verletzung war übrigens nicht ungefährlich. Bei Vernachlässigung der tiefen, nadelartigen Stiche war schon oft Blutvergiftung eingetreten. Wir ließen deshalb vorläufig die Fische in Ruhe, währenddessen ich mein stets mitgeführtes Verbandzeug auspackte, die Wunden mit Lysollösung desinfizierte und verband. Der „Bull head" war ein Ungetüm, wie er an Größe und Schwere gar nicht so selten vorkommt. Sein Gewicht schätzten wir auf 30 bis 32 Pfund. Da wir für das eklige Tier keine Verwendung hatten, bugsierten wir es wieder ins Wasser. Der Zander aber wurde zur Strafe mit der Axt regelrecht „enthauptet".

Der zweite Fischzug hatte uns außer einigen anderen Fischen über 80 große Hechte gebracht. Wenn wir noch einige Male „pullten", war der Wagen voll, und wir wußten, daß wir dann 20 bis 22 Zentner Fische hatten. Beim vierten Zug erwischten wir auch den großen Hecht. Es war wirklich derselbe, den unser Unglücksvogel speeren wollte, denn er wies am Rücken eine Rißwunde auf, die von einem Widerhaken des Speers herrührte. Wir „enthaupteten" auch diesen Raubfisch, während die andern bis zum Verladen auf den Wagen lebend in einer kleinen Vertiefung der Uferwiese gelassen wurden, in die wir mehrere Eimer Wasser gegossen hatten. Wir maßen die Länge des Hechtes und des Zanders an der Länge meines mitgeführten Mauser. Dieser war 110 Zentimeter lang, der Hecht bis zur Schwanzflosse noch zwei Handbreiten länger. Der Zander war drei Handbreiten länger als das Gewehr. Der Hecht — später zu Hause gewogen — hatte ein Gewicht von 27 Pfund ohne Kopf. Als wir seinen dicken Bauch öffneten, fanden wir zwei den Karpfen ähnliche Fische; einer teilweise

schon in Verdauung übergegangen, der andere frisch geschluckt. Jeder dieser Fische wog 2 bis 2½ Pfund.

Gegen 3 Uhr früh mußten wir mit dem Fischen aufhören, denn wir hatten den Wagen voll. Fünf Sechstel davon waren Hechte. Da wir vor Tagesanbruch nicht abfahren konnten, machten wir es uns zum Vergnügen, die Drahtsperre stehen zu lassen, und so konnten wir die Unmassen Fische aller Art, aber immer noch vorherrschend Hechte, beobachten, die sich wie eine breite dunkle Masse vor der Sperre stauten. Erst als wir den Wagen packten, nahmen wir die Sperre ab. Unserem Täufling blieb der Uzname „der Alligator".



Neuntes Kapitel.

Am Luderplatz auf Wölfe.

— „55 Grad unter Null — Donnerwetter!" — Mit diesen, zu meiner Frau gesprochenen Worten hing ich — es war nachmittags 2 Uhr — das eben auf Kältegrade geprüfte Thermometer wieder an seinen Platz vor die Tür meines Blockhauses in den „Hills". Dann schlüpfte ich schnell wieder in die Nähe des Ofens, steckte die im Augenblick in freier Luft eiskalt gewordenen Hände in die Hosentaschen und pfiff leise das „zeitgemäße" Frühlingslied: „Der Mai ist gekommen —".

„Mutter" saß im Polsterstuhl und strickte an einer wollenen Sturmkappe für mich. Bei der zweiten Strophe des ihr vorgepfiffenen Liedes ließ sie die Nadel sinken und schaute mich mit einem Blicke an, der zu fragen schien: „Und bei dem Mailüfterl willst du dich wieder die halbe Nacht am »Luder« ansetzen?" Ich beantwortete ihre stumme Frage mit lautem Wort: „Jawohl, wir gehen! Freund R. ist spätestens um 3 Uhr hier, denn die Kälte scheut er ebensowenig wie ich, wenn's auf Wölfe geht."

Sie brummte etwas von „Knochen erfrieren". Ich gab keine Antwort darauf, denn diese Melodie singt sie immer,

wenn draußen Hundekälte herrscht und ich mich trotzdem am Luderplatz ansetzen will.

15 Minuten vor 3 Uhr kommt mein spezieller Jagdfreund und Pelzjagdgenosse R. durch den fußhohen Schnee gestapft. Als er in die Stube tritt, sehe ich seine Nasenspitze in schneeweißem Glanze leuchten. Ich lache ihn deswegen aus und zeige dabei auf meinen eigenen Gesichtsvorstoß, dessen Spitze bis fast zur Mitte des Nasenbeines mit einer schwarzen Haut überzogen ist. „He — R. — warum schaffst du dir eine weiße Nase an und nicht solch eine Nummer, wie ich sie aufzuweisen habe?"

„Bis übermorgen habe ich genau so etwas Schwarzes im Gesicht stecken, wie du es heute hast —. Au Deibel! — zwickt das aber am »Zinken« —. Well, sie ist halt erfroren, da nützt kee Fluchen und Beten nischt. Gibst mir aber morgen, wenn ich nach Hause gehe, die Farbenkarte von deiner Nase mit, damit sich die meine das Muster davon absehen kann. — Wollen wir bei dieser Hundekälte wirklich ins Erdloch kriechen?"

„Sicher, R. — Die Schafspelze habe ich schon hinbesorgt. Die Luder sind alle angenommen. Am zahlreichsten sind die Wölfe am Croß-See gewesen. Ich war heute früh dort und habe gestaunt, denn der alte Schimmel ist innerhalb zwei Tagen fast zur Hälfte aufgefressen, trotzdem er knochenhart gefroren ist. Für heute nacht ist es der beste Platz, und morgen abend setzen wir uns am Stinksee an. Der alte Fuchs ist auch schon stark angeschnitten."

R. nickte zustimmend, stand dabei vor dem Spiegel und schmierte sich die erfrorene Nase mit einer Frostsalbe, die ich mir selbst bereite, ein. Mutter trug schnell das Gastmahl auf, währenddessen ich einige Appetitshappen in den Rucksack steckte und die Thermosflasche mit heißer Pelzjägermedizin füllte. Rezept zu letzterer: wenig Tee, viel Whisky.

Der rasch sinkende blutrote Feuerball der Sonne zeichnete durch einen Widerschein den östlichen Horizont in karmoisinroten und violetten Farben, als wir meinen Bau verließen. Diesen Farbentönen nach wurde die Nachtkälte noch strenger.

Unser heutiger Ansitzplatz lag kaum 1000 Meter — also eine gute halbe englische Meile — entfernt. Die Luft war mäuschenstill, eigentlich zu still zum Wolfsansitz. Aber immer noch besser als starkwehender Wind. Eine gelinde Brise ist das beste.

Vorsichtig lugten wir über den Kamm des letzten Hügels, der uns noch vom Croß-See trennte, zum nahen Luderplatz hinab. Er war noch „unbesetzt". Nur der halb aufgezehrte Pferdekadaver winkte uns zu größerer Eile, denn es dämmerte schnell, und in einer Stunde ging der Vollmond auf.

Mit eiligen Sprüngen setzten wir die Lehne hinab, an deren Fuß sich das 60 Schritt breite, grasfreie Ufer des Sees anschloß. Am Fuße der Lehne hatten wir uns schon vor Jahren einen Unterstand in den Hügel hineingearbeitet und ihn so kunstgerecht aus- und zugebaut, daß — selbst bei hellster Mondscheinnacht und Schneelandschaft — nicht einmal die drei schmalen Schußlöcher auffielen, trotzdem wir des freien Schußfeldes wegen jedes Strauchwerk beseitigt hatten. 35 Schritt entfernt war der Luderplatz. Der Schnee um den Pferdekadaver war im weiten Umkreise von Wölfen festgetreten, so daß deren Körper uns ein volles Ziel bieten mußten. Der Einschlupf zum Erdloch war an dessen linker Seite und nur so groß, daß man auf allen vieren kriechen mußte. Ein auf einem Holzrähmchen befestigtes Stück weißen Stoffes verdeckte ihn, so daß er sich nicht vom Schnee abzeichnete. Das Loch selbst war bis zu Kniehöhe mit Haferspreu gefüllt zum Schutz für die Füße. Wir zogen uns die von mir schon am Morgen auf dem Pferderücken hintransportierten Schafpelze an, bohrten die Beine in die Haferspreu und legten uns den elektrischen Glühwärmer handgerecht, um uns im schlimmsten Falle die etwa kalt werdenden Finger wärmen zu können. Nun konnte „der Winter kommen", — aber noch nicht die Wölfe, denn es war noch zu dunkel zum Schuß.

Ich nahm das rechtsseitige sowie das vordere Schußloch in Beschlag, während Freund R. das linke Schußfeld zu bestreichen hatte. Wir führten jeder Repetierschrotflinte Kal. 12 — ich

Remington, sechsschüssig, und R. Winchester, ebenfalls sechsschüssig. Die Patronen geladen mit 32er „Buck"-Schrot (8-mm-Posten), das Beste für nächtliche Wolfsjagden. Um nach Aufgang des — hier im nördlichen Kanada viel heller als in Deutschland scheinenden — Mondes den fressenden Wölfen uns nicht durch das Blitzen des Gewehrlaufes bei etwaigen Bewegungen zu verraten, hatten wir den Lauf von der Mündung bis zum Vorderschaft mit einem Streifen weißen Stoffes umklebt, so daß sich also nicht einmal das Schwarz des Laufes vom Schnee abzeichnete. Der Wolf ist schlauer und weit vorsichtiger als der Fuchs, zumal am Luder.

Ringsum Totenstille. Öde, leblos schien die ganze Landschaft zu sein. Der See, ungefähr eine Quadratmeile groß und mit kreuzförmigen Armen, starrte uns in der Nachtdämmerung wie ein trauriges Riesenauge an. Wohl eine halbe Stunde hatten wir in scharfer Beobachtung der vor uns liegenden Eisfläche zugebracht. Da, in der Ferne heulte ein Wolf, ein einzelner. R. stieß mich mit dem Ellbogen an. Ich verstand den Wink und griff neben mich auf den Sitz. Dort lag „Heulmeier", die Wolfsreize, mein eigenes Patent. Es war nur ein aus Birkenrinde gedrehtes hornähnliches Instrument. Sein ganzer Zweck bestand darin, das von mir mittels eigener Kehllaute hervorgebrachte, täuschend ähnliche Wolfsgeheul mehr abgetönt, deutlicher und weit vernehmbar zu machen. Und ich habe „so was" weg! Manchen Isegrim habe ich damit schon „veralbert" und seine Jacke auf das Brett gespannt.

Auf den Wink meines Kameraden griff ich zur „Birkentute", überzeugte mich durch einen Blick auf die nächste Umgebung des Luderplatzes, daß sich kein verdächtiger schwarzer Punkt aus dem Nachtgrau abhob, und dann führte ich die Tute an die Lippen: — a — o — u — h — — — u — h — u!

Mein anreizendes Geheul drang laut durch die wie öd daliegende Hügelkette dahin. Im dichten Walde hallte das Echo wider. Es klang so natürlich — schläfrig —, als käme es aus der Kehle eines einsamen und nach Gesellschaft suchenden Wolfes. Wir lauschten gespannt auf Antwort. Und richtig!

— a — o — u — h — — u — — —! Donnerwetter! Teifi! — Das war zu früh von mir gereizt; auf dem Eise des Sees meldete sich ein zweiter. Ich legte die Birkentute schnell beiseite und spähte durch meine zwei Schußlöcher. „Wenn er doch noch nicht käme! Zu dunkel noch, überhaupt zu früh von mir gereizt." — Zehn Minuten atemloser Spannung. Beide „Heuler" schwiegen. War derjenige vom Eise abgetrabt, oder schlich er nur sichernd umher? Ein rascher Blick durch das zu meiner Rechten angebrachte Schußloch überzeugte mich, daß die ersten Vorboten des Mondes über die wildbewaldeten Hügel heraufgekrochen kamen. Ich sah wieder auf die Eisfläche hinüber, wo sich in nächster Nähe noch nichts erkennen ließ. R., die Flinte an der Wange, lag dicht am linksseitigen Schußloch. „Wenn ‚Er' doch noch nicht käme." Das war eben mein stiller Wunsch, als mein Kamerad schon funkte. Rollend, in unzähligen Echos, drang der Schuß durch die Wildnisstille. Ich rührte mich nicht, sondern wartete ab. R. stieß mich an und flüsterte: „Soll ich das Biest reinholen? Er kam direkt am Hügel entlang und auf unsere Bude zu. Zwanzig bis dreißig Schritt weit liegt er." — „Liegen lassen! Er stört die andern, die später kommen werden, nicht. Wohl aber wittern sie deine frische Spur. Wir dürfen auf keinen Fall hinaus."

Weitere 15—20 Minuten vergehen. Schon steht der Mondball über dem Hügelgelände, und unsere Blicke können dadurch die vor uns liegende Eis- und Uferfläche auf mehrere hundert Schritt gut übersehen. Keine Spur eines dunklen Punktes. Durch das Schußloch rechts dringt plötzlich ein eisiger Hauch. Die Luft ist etwas reger geworden, steht aber gut. Ich verstopfe mit dem bereitliegenden weißen Lappen die zugige Stelle und greife dann wieder zur Birkentute. Erneut lasse ich die Laute über die Landschaft dahinschallen — ein-, zwei-, dreimal, und jedes einzelne Geheul um eine Stufe höher oder tiefer in seinen Kehllauten. Nicht verschlafen — sondern zänkisch, herausfordernd, so wie es die Wölfe tun, wenn sie am Fraß sind. Zwei Minuten Totenstille. Dann dringt aus der Richtung meines rechten Schußloches zuerst ein einzelnes

Geheul, in das sofort noch mehrere Stimmen im „lieblichen" Chor einfallen. „Donnerwetter! Bande, nicht von dieser Seite, sonst riecht ihr Lunte!" — Also vorläufig die Birkentute in Ruhe lassen.

Nach einer Weile beugt sich R. nahe zu mir: „Du, gib mir mal deinen Gucker. Mir kommt es vor, als ob dort unten am Ufer so ein Biest säße." Ich reiche ihm das Glas und instruiere: „Wenn er herankommt, nicht schießen! Laß ihn an den Fraß, und bald haben wir eine ganze Rotte hier." Zum Zeichen des Verständnisses gibt er mir einen Rippenstoß. Nach einer weiteren Minute beugt er sich wieder zu mir: „Du, das Biest ist fort." Ich flüstere zurück: „Dann jetzt aufgepaßt!" — Ein Blick durch meine beiden Schußlöcher überzeugt mich, daß sich noch kein Wolf zeigt. Jetzt, ungefähr 300 Schritt in gerader Richtung vor meinem vordersten Schußloch dreistimmiger Gesang. Aha, schon besser, denn die Sänger befinden sich über dem eingesetzten, leisen Luftzuge. Eine weitere halbe Stunde gespanntester Erwartung — und noch eine. „Verfluchte Bande, habt ihr denn doch Witterung erhalten?" Ich greife noch einmal zu „Heulmeier" und lasse ein herausforderndes Geheul erschallen.

Wie der Blitz flitzt da, kaum 150 Schritt vom Luder entfernt, ein großer, dunkler Schatten aus dem Ufergebüsch bis auf die Eisfläche, bleibt wie angewurzelt einige Minuten stehen und scheint zu sichern. Ich lasse die dicken Pelzhandschuhe fallen und kralle die jetzt nur noch mit wollenem Fingerhandschuh bedeckte Rechte um Kolbenhals und Abzugsbügel, denn mir erscheint es nun als ziemlich sicher, daß in den nächsten Minuten eine ganze Rotte am Luder erscheint. Inzwischen verschwindet der sichernde Wolf wieder aus meinem Gesichtskreise, und die Eisfläche ist, soweit ich sie übersehen kann, leer.

Aber was hat Kamerad R.? Er liegt fast mit dem Gesicht am Schußloch, und währenddessen krebst seine Hand nach mir. Das ist ein Zeichen, daß von seiner Seite „etwas" naht. Ich werfe wieder einen Blick zum Luder hinüber. Und da, wie aus dem Schnee gewachsen, steht am Luder ein sehr starker Wolf,

sichert eine Sekunde nach allen Seiten und beginnt dann am knochenhart gefrorenen Kadaver zu „schaben". Und ebenso schnell wie der erste tauchen zwei weitere Wölfe am Luder auf. Der erste ist aber futterneidisch. Er knurrt — ganz ähnlich wie ein Hund — die beiden Mitfresser an. Im nächsten Augenblick geht die Rauferei los. Der erste Wolf und einer der beiden Neuankömmlinge haben einander gepackt, während der dritte den Klugen spielt. Dieser kümmert sich um nichts, und während die Keilerei lustig weitergeht, nagt er aus Leibeskräften am Luder und füllt sich den hungrigen Magen. Der Krawall, der dabei vollführt wird, ist gut für uns. Ich beuge mich schnell zu R. mit der Absicht, ihm eine Instruktion zu geben. Der liegt aber noch immer am Schußloch, und wie er merkt, daß ich etwas von ihm will, gibt er mir wieder einen warnenden Stoß. Daraus entnehme ich, daß noch etwas von seiner Seite her naht.

Die Keilerei zwischen den beiden Wölfen dauert nur Sekunden. Sie scheinen zu einem „Vergleich" miteinander gekommen zu sein, denn plötzlich fressen alle drei in schönster Harmonie am Luder. Einige Minuten später ist der Pferdekadaver plötzlich von frisch hinzugekommenen Wölfen verdeckt. Ich zähle im ganzen sechs bis sieben Stück, genau läßt sich die Zahl im ersten Moment nicht feststellen, denn es beginnt sofort eine Massenkeilerei. Den Lärm benützend, beugt R. sich zu mir: „Wollen wir jetzt nicht hineinfunken?" „Ja! Du nimmst die hintersten und ich die vordersten."

Ich ging in Anschlag und wartete auf meines Kameraden Zeichen, wenn er schußfertig sein würde. Jetzt ein Schenkeldruck, und im nächsten Augenblick fielen unsere Schüsse fast gleichzeitig. Ich sah einige Wölfe stürzen und einige mit einem fluchtähnlichen Satz zur Seite springen. Aber schon hatte ich repetiert, und ehe der mir am besten sichtbare Wolf außer Schußbereich kam, rollte er im Schnee zusammen. Unterdessen schlüpfte R. schnellstens hinaus, um etwa nur angekratzte Wölfe am Entkommen zu hindern. Das war gut so, denn kaum war R. hinaus, krachte auch schon ein Schuß. Ich war so

schnell als möglich ebenfalls draußen. Mein Schuß konnte aber im Rohre bleiben, denn nur einer der Graukittel hatte sich wieder aufgerafft und suchte zu entwischen. Jetzt lag er einige Schritt abseits — mausetot.

Am Luder selbst lagen zwei sowie der von mir beim Abspringen umgelegte dritte, der vierte war von R. mit einem Schnappschuß am Entkommen gehindert worden. Wir hatten also mit dem zuerst von R. erlegten Wolf insgesamt fünf erbeutet. Wir schleppten sie alle in unser Erdloch, um sie am anderen Tage mit den Pferden abzuholen. Obwohl wir heute nacht an diesem Platze nichts mehr zu erwarten hatten, nahmen wir nochmals unsere Posten ein, lediglich aber, um auf den Schreck hin unsere Thermosflasche um die heiße Trappermedizin zu erleichtern. Dann stampften wir, frohgelaunt ob unseres Sauglücks, meinem Bau zu.

Als wir am folgenden Morgen mit dem Schlitten am Luderplatz eintrafen, um unsere Schafpelze und die Wölfe abzuholen, überzeugten wir uns, daß die gestern nacht davongekommenen Wölfe nicht angekratzt worden waren. Wir fanden auf deren Fährten weder Schweißspritzer noch sonstige Zeichen.

Schon drei Tage danach konnte ich mit Befriedigung feststellen, daß die Wölfe erneut am Luder gefressen hatten. In den darauffolgenden acht Tagen schossen wir, d. h. R. und ich, an diesem, wie am Luder am Stink-See elf weitere Wölfe und einen kapitalen Rotfuchs. Nach dieser „Plünderung" wurde der Ansitz an den genannten Plätzen eingestellt, dafür aber der Fang mit den „Grellschen" fortgesetzt.

So hat der Kanadajäger stets sein Weidwerk, auch wenn die Jagd auf Nutzwild längst geschlossen ist. Der Wolf, dessen Balg hier im Norden zumeist noch Anfang April gut ist, bietet dem Jäger, der Kälte und sonstige Witterungsunbilden nicht scheut, anregende, nützliche und gute, gewinnbringende Jagd.



Zehntes Kapitel.

Wie der Bär uns die Elchleber stahl.



Mitten in einem mit Lärchenbäumen (Tamarak) bestockten Bruch (swamp) liegt der starke Elch, dessen Haupt ein Paar massige, weitausgelegte Schaufeln von 24 Enden krönen. Einer der beiden Jagdgäste, die sich meiner Führung anvertraut hatten, streckte den urigen Schaufelträger am vorhergehenden Tage gegen Sonnenuntergang. Heute mußte er zum Lager geholt werden. Die Entfernung bis zum Schußort beträgt eine knappe engl. Meile Luftlinie. Noch im Morgendunkel brechen wir vom Lager auf. Einer meiner Jägergäste führt das Geschirr, ich und der andere gehen mit der Axt voraus, um einen fahrbaren Pfad bis zum Elch zu bahnen. Der dichte Urwald mit seinen massenhaft kreuz und quer gestürzten Riesenstämmen zwingt uns zu meilenweiten Umwegen. An den Rändern brüchiger, mooriger Stellen und von Bisamrattengängen zerfurchter Teichufer entlang, über steile Biberdämme und mit sperrigem Fallholz bedeckte Bäche hinweg bahnen und bauen wir uns den Weg. Gegen Mittag sind wir am Tamaraksumpf, in dessen Mitte — ungefähr 200 Schritte vom festen Ufer ab — der Elch liegt. Nun kommt die schwerste Arbeit für uns und die gefährlichste für die Pferde. Der bis-

herige Frost hat nicht vermocht, die moosige Decke so stark zu durchdringen, daß ein Durchbrechen der Pferde unmöglich war. Wir lassen Pferde und Wagen am Rande stehen und prüfen die holprige Moosdecke. Wir haben Glück. Das aus der gefährlichen Decke kümmerlich emporsprießende, fußhohe Weidengebüsch bildet mit seinem verfilzten Wurzelwerk eine zwar nachgebende, aber bis auf wenige Stellen immerhin mit dem Wagen befahrbare Fläche. Unsichere Stellen werden durch Auflegen von Weidengesträuch haltbar gemacht. Da zu diesem Zweck die kurzen Weidensprößlinge des Sumpfes sich nicht eignen, müssen wir lange, kräftige Weidenruten vom trockenen Ufer heranholen. Nach einstündiger Arbeit gelingt uns das Hinüberbringen von Pferden und Wagen bis zum Elch. In einer weiteren halben Stunde haben wir aufgeladen und treten den Rückweg über den Sumpf an. Die Moosdecke senkt sich bedenklich unter den Hufen der schwer ziehenden Pferde, auch die Räder des Wagens drohen oft bis zu den Achsen die unsichere Decke zu durchschneiden. Aber — es geht, wir kommen ohne Einbruch ans feste Ufer und erreichen bei Eintritt der Dunkelheit das Lager.

Nun hängt der urige Recke in seiner ganzen Länge ausgestreckt hoch am „Dreibaum" in der Nähe des Zeltes. Acht Schritte vor letzterem steht der Kastenwagen, dessen Deichsel dem Eingang zugekehrt ist. In dem Kasten unter dem Vordersitz liegt die Elchleber, von der bereits ein beträchtliches Stück in der Pfanne schmort, das wir zum Abendbrot unsern knurrenden Magen einzuverleiben gedenken. Die Leber ist bald gar, das Mahl aber nicht so bald vorüber, denn der glückliche Schütze, der seinen „Ersten" erlegt hat, erzählt seinem Jagdpartner immer und immer wieder, wie es zugegangen war. Der andere bläst Trübsal. Er ist nun schon vier Tage im „Revier" und noch nicht zum Schuß gekommen. Aber daran war eben das „Greenhorn" (Grünhorn, Neuling) selbst schuld. Trotz zahlreicher Elchrudel, trotz meinem besten Können, das ich hergab, um den Neuling so nahe wie möglich an das Wild und zum sicheren Schuß auf einen Braven zu bringen — mein

Trübsalbläser sorgte durch sein grenzenloses Ungeschick jedesmal rechtzeitig für das Abtrollen des Wildes. Ich sah schon, daß, wenn er nicht beutelos heimwärts ziehen sollte, im schlimmsten Falle ich selbst mit einer Kugel eingreifen mußte.

Die Mitternacht ist nahe, in stiller Ruhe liegt — noch keiner von uns! Wir trinken den „Ersten" tot, und der ewige „Letzte" wird immer wieder eingeschenkt. Die Unterhaltung wird nichts weniger als leise geführt. Warum auch? Hier gebietet uns keine „Helmspitze" oder die spießbewehrte „Nachteule" Ruhe. Und rund um das Lager babylonisches Konzert. Busch- und Präriewölfe üben sich im „Gesang", von allen Richtungen tönt das leise „Uhu—hu", die Nachtschwalbe flattert mit schrillem Pfiff über den Lagerplatz dahin, und plötzlich — ein jämmerlicher Schrei, wie von einem kleinen Kinde ausgestoßen! Die Unterhaltung verstummt, meine Begleiter sehen mich fragend an, und ich spitze die Ohren nach der Richtung, aus der der Schrei kam. Wiederholt er sich oder schweigt sich das „Kind" aus? Nein, nochmals hören wir es von jenseits des Flusses, an dessen Westufer unser Lager liegt.

„Was ist das für ein Schrei?" fragen meine Grünhörner. „Luchs!" Des nächtlichen Raubzuges der großen Schleichkatze wird mit einigen Worten gedacht, währenddessen der glückliche Erleger des Elches noch einmal die „Gläser" (Blechtöpfe) füllt. Und dieser „Drink" soll nun wirklich der letzte sein. Mit „Gut Glück für morgen" trinken wir dem Trübsalbläser zu. Da — vor dem Zelte ein Doppelkrach, als ob Bretter aufeinander schlagen, dann ein rasches Schleifen durch das Gras dem Bachufer zu.

„What the hell is it?" Mit diesem Schreckensruf sprangen meine Begleiter auf und griffen zu den Büchsen. Eine fast sichere Ahnung ließ mich blitzschnell mein Gewehr ergreifen und wie der Teufel zum Zelteingange hinausfahren, noch ehe meine Gefährten ihre Büchsen aufnehmen konnten.

Unser Zelt lag am Saume des Hochwaldes. Zwischen ersterem und dem annähernd 20 Fuß breiten Fluß lag eine

ungefähr 80 Schritt breite, buschlose Grasfläche. Das jenseitige Ufer bestand ebenfalls aus einer breiten Sumpfwiese (Slough), und hier buchtete der Fluß zu einem etwa 150 m im Durchmesser haltenden Teiche aus. Als ich vor dem Zelt stand, waren meine Augen noch von dem grellen Licht der elektrischen Zeltlampe derart geblendet, daß ich im ersten Moment nur eine verschwommene Wildnislandschaft erblickte. Da traten auch schon meine Begleiter aus dem Zelte und begingen das Grünhornkunststück, die Lampe mitzubringen.

„Licht weg!" — Mit einigen Sprüngen brachte ich mich aus dem irritierenden Zwielicht und erblickte im gleichen Moment auf dem Eise des Flusses einen sich ziemlich lebhaft „fortwurstelnden" schwarzen Klumpen — einen Bär! Der Mauser flog an die Wange, scharf und deutlich hob sich der Bär vom hellblinkenden Eise ab — klärrrr! — klärrrr! — Die erste Kugel ging zu hoch, die zweite saß — ein hohler Kugelschlag. Pfui Teufel, Schlumpschuß! Der Bär wälzte sich einen Moment auf dem Eise, dann wurde er blitzschnell wieder hoch und stieg im Handumdrehen die mehrere Fuß hohe Uferbank hinauf. Ich drückte schnell zwei frische Patronen ins Magazin und sprang dann bis zum Fluß vor. Zu gleicher Zeit nahm der Bär die helleuchtende Eisfläche des Teiches an. Seine schnellen Bewegungen verrieten durchaus nicht den Sitz der Kugel. Ich ging in Anschlag und gab auf 120 Schritt — später abgeschritten — die nächste Kugel ab. Er quittierte deren Empfang durch momentanes Zusammenbrechen — wurde abermals hoch und trollte ab. Klärrrr! Ein harter Schlag auf das Eis, dann ein Pfeifen in der Luft — also nochmals gefunkt — klärrrr! Das war der letzte Schuß. Kurz vor dem grasigen Teichufer erhielt er die tödliche Kugel. Auf dem Eise wälzte und schnellte sich die schwarze Masse hin und her — ein letztes verzweifeltes Hochwerden, ein torkelndes Hinstreben nach Deckung im hohen Ufergras, in dem er verschwand. Meine Begleiter standen neben mir, sie hatten nicht gewagt, ebenfalls Funken zu reißen. „Der hat genug, wollen wir nicht sofort nach?" fragte der eine. „Nein, lassen wir ihn ruhig verenden.



Bild 35. Automobilstraße Banff—Windermere. — Die durch den Wald geschlagene Straßenlinie vor Wegräumung der Baumstümpfe. Zu Kapitel 4.



Bild 36. Automobilstraße Banff—Windermere. — Beim Straßenbau. Zu Kapitel 4.



Schließlich treiben wir den Burschen noch in den Windbruch, und dort kann er uns verlorengehen!"

Nach dieser von mir gegebenen Erklärung wandten wir uns schleunigst dem Lager wieder zu, neugierig, welche Kunststückchen Meister Petz dort vollführt hatte, bevor wir seinen Besuch wahrnahmen. Als wir den Fluß kreuzten, fiel mir ein schwarzes Häufchen auf, das in einiger Entfernung auf der hellen Eisfläche lag. Wir gingen hin und fanden — unsere Elchleber! Die Stelle war dieselbe, wo der Bär meine erste Kugel erhalten, worauf er die Leber hatte fallen lassen. Das war allerdings ein dreistes Räuberstückchen, aber „Mister" bringt ja noch ganz andere Dinge fertig.

Bei Besichtigung des Lagerplatzes und des Wagens fanden wir auch den „Signalapparat", durch dessen tadelloses Funktionieren wir den Räuber auf frischer Tat ertappt hatten. Da lagen die zwei hinteren Einsatzbretter des Wagenkastens in einer Weise auf dessen Bodenfläche, daß sie eine „Froschprelle" darstellten. Das unterste lag lang in dem Kasten und stand mehrere Zoll über dessen Ende vor, während das zweite querüber lag. Beim Abgleiten des Bären von dem Wagenkasten hatte er die „Prelle" betreten, wodurch der Doppelkrach entstand, der ihn wohl schneller zur Flucht trieb, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Ein Rätsel war es uns, wie der Spitzbube auf den Wagen gelangt war, ohne seine Anwesenheit zu verraten. Unsere laute Unterhaltung und das noch lautere Gelächter im Zelte schienen nicht den geringsten Eindruck auf seine Raublust gemacht zu haben.

Während wir noch am Wagen standen, hörten wir am Flußufer entlang sich rasch unserm Kamp nähernde Stimmen. Eine Laterne blitzte auf, bei deren Schein wir drei menschliche Gestalten erkannten und blitzende Gewehrläufe sahen. Ich rief: „Hallo! Hier Kamp!" — „Hallo", kam es zurück. In der nächsten Minute stürmten drei Jäger auf den Lagerplatz. Es waren unsere Jagdnachbarn, die fast eine Meile rückwärts kampierten. Sie hatten meine fünf Schüsse gehört und ange-

nommen, daß bei uns ein Unglück geschehen sei. Jetzt eilten sie zu Hilfe. Zu dieser Annahme waren sie berechtigt durch die Reihenfolge der Schüsse, und daß sie sich durch Busch und Sumpf bis hierher halbtot gehetzt und gestoßen hatten, war mein Fehler — allerdings ein leicht vorkommender und nach Lage der Sache leicht verzeihlicher. Jeder kanadische Wildnisjäger weiß, daß Schüsse in der Wildnis als Signale gelten, und zwar nach genauer Reihenfolge, wie z. B. „Verirrt": drei Schüsse mit je fünf Minuten Zwischenpause. Zwei Schüsse im ruhigen Tempo nacheinander bedeuten: „Hier Kamp." Drei Schüsse im ruhigen Tempo: „Komme schnell, Gefahr." (Come quick, danger.) Auf diese Signale, sobald sie von irgendeiner Stelle in der Wildnis zu hören sind, setzt jeder Jäger sein Äußerstes, ja, sein Leben daran, um so schnell als möglich Hilfe zu bringen. Zufälligerweise wurden meine fünf Schüsse auf den Bären in einer Reihenfolge abgegeben, die zwei Hilfesignale bedeuteten. Meine ersten zwei Schüsse fielen im ruhigen Tempo nacheinander. Das bedeutete aber Signal: „Hier Kamp." Dann folgte eine kleine Pause, und die letzten drei Schüsse bedeuteten — dem Tempo nach — das Hilfesignal. Und hier beging ich den Fehler — nämlich, sollten meine Schüsse n i c h t als Signale aufgefaßt, sondern als solche auf Wild gekennzeichnet werden, dann mußte der Regel nach fünf Minuten nach dem letzten Schuß ein einzelner abgegeben werden, der die Bedeutung hat: „Alles in Ordnung." Diese in der „Hitze des Gefechts" von mir begangene Unterlassungssünde jagte unsere Nachbarn zu uns und kostete uns noch einige gute „Drinks" sowie auch noch einige Stunden Nachtruhe. Denn selbstverständlich wurde die Frechheit des Bären gehörig bedroschen, und bei dieser Gelegenheit erzählte einer der Jägernachbarn — ein Schotte, der im wilden Busch seine Heimstätte aufgeschlagen hatte, daß seine Frau erst vor einigen Wochen im Gehöft und wenige Schritte von der Haustüre entfernt drei schwarze Bären mit der Doppelflinte erlegt habe.

Der Mann war morgens fortgefahren, um eine Fuhre trockenes Brennholz zu holen. Die Winchesterbüchse nahm er

mit. Kurz vor Mittag ging seine Frau bis zum Brunnen, nur wenige Schritte vom Hause entfernt, um den Pferden Wasser zu schöpfen. Während sie damit beschäftigt war, warfen die Pferde plötzlich unter heftigem Schnauben auf und jagten im nächsten Moment davon. Die Frau sah sich um und erblickte am Hofeingange einen starken Schwarzbären und zwei schwächere, die trotz des lauten Geschreis der Frau sofort auf die frei herumlaufenden Ferkel Jagd machten. Die Schottländerin verlor aber die Geistesgegenwart nicht. Sie rannte ins Haus, dessen Tür hinter sich schließend, ergriff die Doppelflinte und lud sie mit Rundkugelpatronen. Dann schoß sie durch das Fenster auf den kaum zehn Schritt entfernten starken Bären, der sofort zusammenbrach, und streckte mit der zweiten Kugel einen der schwächeren tot nieder. In Ermangelung von weiteren Rundkugelpatronen lud sie die Läufe mit Schrotpatronen Nr. 1 (4 mm), steckte sich noch einige in die Schürzentasche, rannte dem dritten Bären nach, der inzwischen den Gehöftausgang zu gewinnen suchte, und schoß ihm auf wenige Schritte Entfernung eine Ladung in den Rücken, so daß er zusammenbrach. Mit dem zweiten Schuß zerschmetterte sie ihm den Schädel. Inzwischen hatte sich der starke Bär wieder erhoben und sich schwerkrank durch die offenstehende Tür in den Hühnerstall geschoben. Die Frau warf schnell die Tür zu und gab dem grimmig schnaufenden Burschen durch das Stallfenster den erlösenden Schuß in den Schädel. Als ihr Mann gegen Abend nach Hause kam, „präsentierte" sie ihm die dreifache Beute. — Da der Schotte nicht weit ab von unserem Rückreiseweg aus dem „Revier" wohnte, nahmen wir die Gelegenheit wahr und sahen uns die Bärenjägerin und deren Beute — die fein aufgespannten Bärenhäute — an, als wir zurückfuhren. Die Schottin war ein kleines dürftiges Weibchen, die aber Haare auf den Zähnen und ihren Mann gut unter der Fuchtel hatte.

Gegen 9 Uhr morgens, als wir halbwegs Büchsenlicht hatten, gingen wir drei auf Nachsuche. Wir fanden den Verendeten — eine sehr starke alte schwarze Bärin, die nicht gebärt hatte — kaum 40 Schritte vom Teichrande im hohen Grase.

Zwei Kugeln, weidewund und Leberschuß, eine Kugel, jedenfalls die letzte, Lungenschuß, glatt durch. Dieses Vorkommnis veranlaßte uns, das im Lager hängende Wild und dessen einzelne Teile besser gegen fraßgieriges Raubzeug zu sichern; zumal dann, wenn wir auf Jagd waren und das Lager ohne jeden Schutz lassen mußten. Die Dreistigkeit der Bären ist sehr groß, und wenn einer am Wildbret anfängt zu „naschen", dann sind gewöhnlich die besten Teile heidi. Solange nicht starker Schneefall und stärkere Kälte eintritt, ist der Bär immer noch auf der Wanderung und sucht sich auf billige Weise für den Winterschlaf ein Bäuchlein anzumästen.

Da ich nun gerade beim Bär bin, will ich noch erwähnen, daß wir einige Tage nach dem geschilderten Leberraub einen „Miniatur-Bären" erbeuteten, und zwar ein Tier, das in Kanada nur vom Hörensagen bekannt und das erst wenige Jäger in der Wildnis — hier und da — angetroffen hatten. Die dortigen Zoologen wußten diesem Zwergbären keinen Namen zu geben, und den Pelzhändlern war er völlig unbekannt. Es war, wie schon bemerkt, einige Tage nach dem Leberraub, da ging ich mit einem meiner Jagdgäste gegen Abend am Flüßchen entlang, um in dem dichten Gebüsch einige Buschhühner von dem Geäst zu schießen. Mein Jagdgast führte den Remington-Repetierer Kal. 22, Randfeuer. Plötzlich schoß er zwischen das Gestrüpp hindurch, ohne mich erst aufmerksam auf das beschossene Tier zu machen. Er sprang nach dem Schuß in das Strauchgewirr und präsentierte mir einen „Zwergbären" von 60 bis 70 Zentimeter Länge. Ich war über das Tier höchst erstaunt, denn ich hatte noch kein derartiges Exemplar gesehen. In Bau und Form ganz genau wie ein Bär, mit dichtem, schokoladenbraunem Haar, das nach dem Bauch zu etwas heller war, hätte sich das Tier um nichts von einem Braunbären „en miniature" unterschieden, wenn die Haarspitzen nicht durchweg silbergrau gefärbt gewesen wären. Das Gebiß war jedoch dasjenige eines Pflanzenfressers und ähnelte sehr dem einer Bisamratte. Der im Pelz steckende Erdstaub ließ mich in dem Tiere einen Höhlenbewohner vermuten. Ich bedauerte, daß mein Gast dieses

mir völlig unbekannte Tier geschossen hatte, denn es wäre sicherlich leicht gewesen, es aus wissenschaftlichen Gründen lebendig zu fangen und es mit in die Zivilisation zu nehmen. Wir hofften, weil es ein weibliches Stück war, auch das Männchen in der Nähe zu finden und lebend zu fangen. Alles Suchen war aber vergebens. Deshalb balgten wir diese Seltenheit mit aller Sorgfalt ab und schützten das prächtig in Silbergrau und Braun schimmernde Pelzchen durch Einsalzen vor dem Verderben. Nach der Rückkehr von der Jagdreise versuchte ich in der Hauptstadt Edmonton bei allen zoologischen Größen und bei Pelzfirmen den Namen dieses Zwergbären zu erfahren, aber niemand kannte das Tier. Jahrelang ist mir bei meinen Streifzügen durch die Wildnis kein solches Tier mehr zu Gesicht gekommen, und erst in den letzten Kriegsjahren — wenn ich mich recht entsinne 1918/19 — stieß ich im wilden Busch auf einen solchen Zwergbären, der vor einer tiefen Röhre im Erdreich — an einem sandigen Hange — lag und schlief. Mein vorsichtiger Versuch, ihn lebend zu fangen, mißlang, denn er verschwand wie der Blitz in der tiefen Röhre, die aufzugraben mir leider das Handwerkszeug fehlte. Meines Erachtens nach besitzt dieses Tier auch die Gewohnheit des Bären, im Winter zu schlafen, denn niemals habe ich bei Schnee eine Fährte gefunden, wie solche der „Zwergbär" hinterläßt. Vor der sandigen Röhre konnte ich die regelrechte Fährte dieses seltenen Tieres genau studieren.

Seit ich mich wieder in der Heimat befinde, habe ich vergebens nach einem derartigen Exemplar in unsern Museen gesucht; auch in Berlin fand ich es nicht, nicht einmal in dem riesigen Museum in New York, das ich auf meiner Rückreise über die Vereinigten Staaten besuchte.

Die Wildnis birgt noch viele unbekannte Dinge.



Elftes Kapitel.

Ein geheimnisvolles Raubtier.

Seit einigen Wochen befanden sich die Farmer der meinem Jägerheim in den „Hills" (hügeliges Gelände) nächstgelegenen „Settlements" (Ansiedlungen) in ungeheurer Aufregung. Unter ihren Schafherden und dem Weidevieh trieb ein geheimnisvoller Räuber sein Unwesen, riß viele Schafe und vornehmlich Jungvieh, einiges davon anschneidend und sich sattfressend —, das meiste davon blieb jedoch unberührt am Platze des Überfalles liegen. Irgendwelche Anhaltspunkte über die Art des Raubtieres waren bisher nicht zu erlangen gewesen.

Es war Mitte Oktober 1916. Kein Fleckchen Spürschnee, obwohl schon seit Anfang des Monats der Himmel voll hing vom weißen Leithund, und empfindliches Frostwetter herrschte. Ich war von den Räubereien schon längst benachrichtigt worden, aber obwohl mich die Sache stark interessierte, hatte ich mich bisher nicht ernstlich darum bekümmert. Erstens hielt ich bei der bekannten Übertreibungssucht der Ansiedler auch die Raubtiergeschichte für stark übertrieben, und zweitens ließ mein körperlicher Zustand zu der genannten Zeit durchaus kein anstrengendes tagelanges „Sich-durch-die-Wildnis-wühlen" zu Fuß zu. Zwei volle Jahre hatten, ohne geeignete Hilfsmittel, eben nicht genügt, einen schweren Unterschenkelschuß völlig zu

heilen. Das „Lorbeerblatt mit schwarz-weiß-roter Schleife", das die fürchterliche Wunde „deckte", war zum grausamen Schmerzensblatt geworden. Lag doch gerade zu der Zeit der Raubtiergeschichte noch an mehreren Stellen die Unterschenkelröhre frei, und ein ganzer Fleischklumpen in der Wade fehlte — so furchtbar war die Zerstörung durch Eiterung —, Folgen hinzugetretener Erkältung der Wunde und des Mangels genügender chirurgischer Hilfsmittel. Und trotzdem jagte ich schon wieder seit längerer Zeit, jedoch nur in der Nähe meines Baues in den Hills — auch nicht zu Fuß, sondern auf dem Rücken meines gut „eingearbeiteten" Jagd- und Trapperpferdes „Jimmy", eines semmelblonden (buckskinfarbigen), weißbemähnten indianischen Halunken, den die Leser meines ersten Bandes „In kanadischer Wildnis" kennengelernt haben. Ja — ich konnte schon wieder reiten, wenn es sein m u ß t e , auch auf Teufel komm' raus und die Hindernisse nehmen, ohne daß ich vor Schmerzen aus dem Sattel geflogen wäre. Dem verwundeten Ständer war von außen nicht einmal anzusehen, welch dicker Verband von der engschließenden Rundfedergamasche verdeckt wurde. Die Schmerzen, die ich von 1914—15 ausstehen mußte, hatten mich für die folgende Zeit sozusagen immun gemacht und abgestumpft. Aber mitunter stellten sich doch tage- und wochenlange Nachwehen ein, die mir passioniertem Wildniskriecher ein „Du bleibst mal in deiner Bude!" zuriefen. — In solch angenehmem Zustande war ich gerade, als der Rummel mit dem geheimnisvollen Räuber losging. Je mehr ich durch meine Freunde, die mich öfters in meinem einsamen Bau aufstöberten, von dem Schaden erfuhr, den das Raubtier anrichtete, desto mehr kam ich zu der Überzeugung, daß die Ansiedler diesmal nicht übertrieben. Meine „Raubtierpassion" reizte mich zum Eingreifen. Aber soll der „vierbeinige Teufel" euch das letzte Stück auf der Weide oder im Stall würgen! Ich rühre für euch keinen Finger! — Ich soll Mitleid mit eurem Viehzeug haben und „das Luder" wegfangen! So habt ihr mir sagen lassen durch meine w i r k l i c h e n Freunde. — Habt ihr, ihr e h e m a l i g e n Stammesgenossen, heute die

„loyalsten" deutsch-kanadischen Bürger, Anno 1914 Mitleid mit mir gehabt (oder wenigstens noch den kleinsten Schimmer von Ehrgefühl), als ihr mich — der ich der einzige Reichsdeutsche in eurer Nähe war — der in euch noch ein bißchen alte Vaterlandsliebe vermutete —, in eurer Eigenschaft als „loyale, bauchrutschende deutsch-kanadische Bürger" bei den kanadischen Militärbehörden als „deutschen Spion und Rebell" denunziertet? — Hattet ihr Mitleid mit meiner Frau, als ich auf eure schmähliche Tat hin kurz vor dem Weihnachtsfeste, gepackt vom heftigsten Wundfieber, als Kriegsgefangener verhaftet wurde und die arme Frau allein in der rauhen Wildnis zurückblieb? Hätten die kanadischen Behörden eure schmutzige Denunziation nicht selbst als einen ganz gemeinen Akt — Landsmann dem Landsmann gegenüber — gewürdigt und mich schon des andern Tages wieder auf Ehrenwort e n t - und der Heimpflege b e - lassen, was wäre in der Wildnis aus meiner armen Frau geworden, die nichts zu tun hatte mit „Spionage und Rebellion"? — Nee, ihr „braven Kanuks", fangt euch euer „Luder" selbst!

Der plötzlich wiedererwachte Grimm ließ mich den letzteren Entschluß fassen. Hände weg! — Es sollte aber anders kommen. Mein Ruf als „der beste Raubzeugfänger weit und breit" (so hieß es damals schon) wurde in Mitleidenschaft gezogen und auf die Probe gestellt. Die Schandtaten des Räubers häuften sich von Tag zu Tag in einer für die Schaf- und Viehzüchter erschreckenden Weise. Alles Viehzeug mußte von der Weide genommen und in Korrals (Gehege) nahe beim Gehöft getrieben und dort die Nacht über von Hunden und Bewaffneten bewacht werden. Diese Vorsichtsmaßregeln taten dem mordlustigen Räuber aber keinen Abbruch an seinem Vergnügen. Trotz 5 Fuß hohem Drahtgeflecht, trotz hoher Stangenzäunung, trotz Wachen, Schreckschüssen, Hunden — das Raubtier würgte auch im Korral. Ehe Wächter und Hunde wußten, was geschehen, war das Biest mitten unter der Herde, würgte mit Blitzesschnelle und war darauf nach irgendeiner Richtung verschwunden, ohne den Wächtern Gelegenheit zum tödlichen Schuß zu geben.

Ich wurde von meinen wirklichen Freunden, Jägern, unter denen sich auch zwei sehr verständige Nichtdeutsche befanden, die sich frei von allem Nationalhaß fühlten, über alles haarklein unterrichtet. Wenn ich mir im Grimme auch vorgenommen hatte, meinen „lieben Freunden" die Fanghilfe zu versagen, hätte ich kein passionierter Raubzeugjäger sein müssen, wenn ich der Geschichte nicht die vollste Aufmerksamkeit geschenkt und meine Schlüsse daraus gezogen hätte. So gab mir vor allem e i n Punkt zu denken: Das Settlement, damals noch im Anfangsstadium, liegt auf einer nach Westen sich meilenweit hinziehenden nackten und übersichtlichen Stelle mit nur einigen, kaum als Versteck in Betracht kommenden, sehr kleinen und durchsichtigen Gehölzen. Irgendwelche zum Versteck für ein solch starkes Raubtier geeigneten Plätze oder Höhlungen gab es dort nicht. Ich kannte dort jeden Fetzen Boden, deshalb war ich in diesem Punkte sicher. Günstiger waren schon die nördliche und südliche Seite des Settlements, das Gelände war rolliger und mehr bewaldet. Infolge des Umstandes aber, daß bei den dort vereinzelt wohnenden Ansiedlern keine Viehverluste vorkamen, trotzdem alles Viehzeug Tag und Nacht unbewacht herumlief, ließ mich darauf schließen, daß das Raubtier auf der Ostseite der Ansiedlung zu suchen sei, und zwar in meinen Hills. Letztere waren ja auch der Schlupfwinkel von allerhand Getier, besonders Raubzeug. Die wildzerrissenen Schluchten, Einschnitte, dichter, meist undurchdringlicher Wald mit zahlreichen Windbrüchen, kleineren und größeren Seen und Wassertümpeln boten — und bieten noch heute — jedem Getier einen idealen Ort. Von der Grenze (östlich) des Settlements zog sich ein mehrere englische Meilen langer und mitunter bis zu einer halben Meile breiter Hochlandstreifen hin, der sozusagen das Tor zu den Hills bildet und schon damals teilweise unter Kultur als Getreideland gebracht war. Der Räuber konnte nach meiner Berechnung nur aus den Hills kommen, mußte also über das Hochland wechseln. Was mir noch auffiel, war die kaum glaubliche Frechheit, die das Raubtier während der Überfälle zeigte. Ich ging im Geiste alle kanadischen Raub-

tierarten durch und hielt Heerschau betreffs ihrer Eigenschaften, die beim Raube besonders scharf hervortraten. Da war zunächst der Luchs, der die frechsten Räuberstückchen vollführte. Daran schlossen sich Bär und Wolf. Keiner reichte mit seiner Frechheit und Mordlust an den geheimnisvollen Viehräuber heran. Dessen Gattung war mir vorläufig noch ein Rätsel. — Eines Morgens im grauesten Dämmerlicht — ich lag noch in der „Suhle" — meldeten meine Hunde das Kommen eines Fremden. Es war einer meiner Freunde, der im scharfen Ritt auf meinen Bau zugerast kam. Wenige Minuten später saß er neben meiner „Suhle", und während ich mich bemühte, den recht dicken Nachtverband und meinen Schenkel in die Unaussprechlichen zu zwängen, erklärte er mir sein hastiges und frühzeitiges Erscheinen.

„Du, die Geschichte mit dem Raubtier wird immer brenzlicher. Vorgestern nacht hat es bei dem Farmer . . . . . . fünf Schafe und zwei Kälber abgewürgt, und in der gleichen Nacht bei dem Farmer . . . . zwei Mutterschafe und den Hund. Ich habe mir die toten Tiere angesehen. Es ist sonst nichts an ihnen zu sehen als der Gurgelbiß, aber die Kehle ist total aufgerissen. Muß das Luder aber Zähne haben —"

Ich fragte: „Hat denn niemand eine Ahnung, zu welcher Kategorie das Raubtier gehört?"

„Ach — weiß der Teufel — einmal soll es ein ganz alter Wolf sein, der noch dazu tollwütig ist, dann faseln die Leute vom Luchs und vom Wolverin (Vielfraß) — da wird kein Schwein daraus klug, was für ein Biest es ist. Was ist deine Ansicht darüber?" — Ich zuckte die Schultern: „Ich kann gar kein Urteil darüber abgeben. Das, was ich über das Tier gehört habe, hat für mich keinen Wert. Da müßte man schon die gerissenen Schafe und Kälber selbst in Augenschein nehmen."

„Das sollst du auch, und deshalb bin ich schnell hergeritten. Ich hörte gestern von den Farmern, daß du der einzige Jäger seist, dem es möglich wäre, das Biest aus der Welt zu schaffen, wenn du dich mal im Settlement wolltest sehen lassen. Ich hörte auch, daß die Farmer hundert Dollar Prämie zahlen wollen.

Also — fahre heute mal zwischen die Bande und sieh dir die Schandtaten an."

„Fällt mir gar nicht ein, meine »guten Freunde« aufzusuchen, aber — die Prämie lasse ich trotzdem nicht fahren. Die Kerls müssen aber selbst in meinen Bau kommen — und die kommen auch bald!" — Unsere Unterhaltung wurde plötzlich durch erneutes Hundegebell unterbrochen. Ehe ich durch das Fenster blicken konnte, rief meine Frau zur Kammertüre hinein: „Mr. N . . . kommt und sein Sohn!"

Das war derselbe Farmer, der in vorletzter Nacht fünf Schafe und zwei Kälber eingebüßt hatte. Und das waren nicht seine einzigen Verluste durch das Raubtier. Mein Freund mußte in der Kammer Versteck spielen, denn ich wünschte nicht, jemanden von den Farmern wissen zu lassen, wer meine „Spitzel" zwischen ihnen waren. Ich humpelte also in die Stube, wohin meine Frau die zwei Besucher gerufen hatte. Beide waren sehr aufgeregt, und der Alte hatte kaum gegrüßt, als er schon hervorsprudelte: „Mr. O., Sie müssen mit ins Settlement kommen und den Cougar*) fangen. Letzte Nacht war er schon wieder hier und hat mir zwei Schafe abgemurkst, und dem Nachbar . . . . hat er einer Milchkuh das Euter abgerissen, und ihr Kalb ist auch zum Teufel —"

Ich unterbrach den Redeschwall. „Hören Sie, Mister . . . ., Sie sagten, ich m ü ß t e mit ins Settlement kommen und das Biest fangen. Von »müssen« gibt's bei mir nichts, verstanden? Wenn die Farmer im Settlement meine Hilfe w ü n s c h e n, und ich w i l l kommen, dann — Zeit ist auch bei mir Geld. Keinen Schritt tue ich, bevor ich nicht weiß, wer mich bezahlt!"

Der Alte: „Well, Mister . . . ., wir Farmer im Settlement haben uns besprochen. Wir zahlen Ihnen eine Hundertdollarprämie, wenn Sie uns binnen acht Tagen den Cougar wegschaffen. Sind Sie damit zufrieden? Wenn Sie jetzt gleich mitkommen wollten — bitte —, dann deponieren wir sofort das Geld beim Pastor." — Einer direkten Zusage ausweichend,

*) „Cougar" (spricht Kaugar). Mit diesem Raubtier ist der Berglöwe mountai n lion) gemeint, der kurzweg als kanadischer Panther bezeichnet wird.

fragte ich: „Woher wissen Sie, daß der Räuber ein Cougar ist, haben Sie oder andere Personen ihn deutlich gesehen?" — Auf meine Frage erzählte nun der Farmer ungefähr folgendes: „Als in letzter Nacht der Überfall auf meine Schafherde erfolgte, war es fast 12 Uhr. Das Nordlicht leuchtete so hell, daß wir die einzelnen Schafe genau unterscheiden konnten. Plötzlich rannte das Viehzeug (‚Geziefer' nannte es der ‚Auch'-Deutsche) wild durcheinander, und wir sahen deutlich ein großes dunkles Tier dazwischen auftauchen. Schießen konnten wir nicht, weil das Raubtier nur augenblicksweise sichtbar war, und wenige Minuten nach dem Überfall sahen wir es wieder den hohen Drahtzaun überspringen und verschwinden. Das Tier ist sehr lang und schlank gebaut, seine Höhe beträgt viel mehr als die eines Schafes. Ich habe schon einige ‚Panther' gesehen, und der Räuber sieht in Figur genau so aus."

Hm! Der Beschreibung nach, die mir der Mann von dem Raubtier gab, konnte es immerhin ein „Panther" sein. War doch erst im Sommer 1913 von einem Ansiedler wenige Meilen vom Settlement entfernt ein derartiger „Streifzügler" am hellen Tage erlegt worden. (Ich betone absichtlich „Streifzügler", weil der „Panther" als ständiges Raubwild nur im Gebirge vorkommt. Er macht aber sehr weite Reisen und verläuft sich aus den nicht fernen Bergen oft in die tieferen Gegenden.)

Obwohl es dem geübten Fänger eine Leichtigkeit ist, diese große Katze im gebirgigen Gelände, also dem Standplatz zu fangen, so ist der Fang eines Cougar-Streifzüglers eine Sache, die auch dem besten Fänger zumeist fehlschlägt. Aber — sagte ich mir — frisch gewagt ist halb gewonnen, der „Hunderter" war auch kein Pappenstiel. Ohne weitere Worte zu machen, schickte ich Vater und Sohn nach Hause mit dem Auftrag, die geschädigten Farmer zusammenzurufen. Ich selbst wollte in zwei Stunden mich auf den Weg ins Settlement machen.

Kaum waren die beiden zum Hofe hinaus, holte ich meinen Freund aus seinem Versteck. Er mußte die Pferde füttern und aufschirren, währenddessen ich über meinen Schenkelverband

noch die dicke, schützende Gummibinde legte. Sofort nach dem Frühstück fuhren wir los, das Reitpferd meines Freundes ins Schlepptau nehmend. Er wünschte mit dabei zu sein, wenn ich meine Untersuchung an den Raubtieropfern anstellte. Um mit meiner halblahmen „Pfote" nicht mühsam über die Farmerfelder humpeln zu müssen, nahm ich mir das Sattelzeug mit auf den Wagen. Wir fuhren zuerst zu dem Farmer, der am Morgen bei mir gewesen war. Dort trafen wir denn auch die inzwischen alarmierte ganze „bucklige Farmersippschaft" des Settlements an. Ich hinkte zuerst zu dem Korral, wo die in letzter Nacht gerissenen Schafe noch am Platze lagen. Trotz staubigen Erdbodens waren irgendwelche Eingriffe des Raubtieres nicht zu finden, denn alles war von der Schafherde wieder zertreten worden. Beiden Schafen war die Gurgel durchgebissen und zerrissen, also sozusagen „Kehlgriff". Bei dieser Wahrnehmung stieß ich einen Pfiff der — Enttäuschung hervor, sagte aber nichts, sondern humpelte zu meinem Wagen, spannte meinen indianischen Halunken „Jimmy" aus und sattelte. Mit Hilfe eines Holzhaufens, der mir als Leiter diente, brachte ich den durch die dicke Schutzpackung ganz ungelenkig sich gebärdenden Schenkel samt dem darauf sitzenden Kerl in den Sattel. Nun ging es auf den anschließenden Stoppel, der eine ebene Fläche von 100 Acker umfaßte und auf dem die Mordtat der vorletzten Nacht geschehen war. Dort lagen noch die alten Opfer. Auch an diesen — Stück für Stück — war die Gurgel mit sicherem Griff durchgebissen, teils aufgerissen. An einem Schafe fand ich am linken Blatt tiefe Rißwunden, die im ersten Augenblick als von einer scharfkralligen Pranke herrührend angesprochen werden konnten. Bei genauer Untersuchung stellte ich aber fest, daß die Risse von einem abgeglittenen Biß des Raubtieres herrührten. Und dieses hatte ein Gebiß wie — nun wie ich es eben bei k e i n e m Raubtier, das meiner Fangkunst oder Kugel zum Opfer gefallen war, gesehen hatte. Der Fang mußte sehr lang sein, die Fangzähne ebenfalls, stark und sehr spitz, das ganze Gebiß sozusagen zierlich eng gestellt.

Schon als ich die ersten zwei Schafe besichtigte und den Kehlgriff fand, war ich — ohne es den Farmern zu verraten — stark im Zweifel, daß ein „Panther" in Frage käme, weil dieser nur im Notfalle mit Kehlgriff reißt, sondern seine Opfer meistens anspringt und durch Zermalmung der Wirbelsäule tötet. Selbst wenn mich das enggestellte Gebiß nicht vom Panther abgebracht hätte, wären die bei den anderen Opfern vorgefundenen Kehlgriffe — ohne Ausnahme — für mich maßgebend gewesen, die Frage „Panther" zu verneinen. Eingedenk des Sprichwortes Schweigen ist Gold wies ich alle diesbezüglichen Fragen mit stummem Achselzucken ab. — Während ich nach beendigter Besichtigung zum Gehöft zurückritt und die Farmer mir langsam und mit aufgeregten Mutmaßungsäußerungen folgten, ließ ich alle gebleichten Raubtierschädel meines Hausmuseums im Geiste an mir vorüberziehen. Der breite Katzenkopf wie beim Luchs und Panther kam gar nicht in Frage. Die Fangzeichen ähnelten mehr dem Wolf, aber sie ähnelten eben nur, und doch wurde es mir zur Gewißheit, daß der schädliche Räuber nur dem Hundegeschlecht angehören könnte. Sogar ein Riesenwolf kam nicht in Betracht. Also — auf gut Glück los!

„Heh, ihr Farmer — ich bin bereit, euch das Biest innerhalb acht Tagen wegzuschaffen, aber — wer von euch steuert zu der Prämie bei?"

Geschädigte und Nichtgeschädigte meldeten sich. „Wieviel bezahlen Sie — Sie — Sie —?"

„Ich — 25 Dollars — ich auch — ich 10 —". So ging es der Reihe nach durch. Mein Tintenstift kritzelte eifrig im Notizbuch und heckte einen Kontrakt aus, dessen einzelne Summen die „freundlichen Geber" durch Unterschrift bestätigen mußten. Manch einer kraute sich vor dem Unterschreiben hinter den Ohren, aber — was half das? Ja — ich war zwar nur ein „dummer Deutscher" und kein superkluger „Kanuck", aber meine Pappenheimer kannte ich zu genau, um zu wissen, daß versprechen und bezahlen bei ihnen nicht immer stimmte. Ich nagelte die Brüder einfach fest, und als ich mir die gezeich-

neten Summen zusammenzählte, war das Ergebnis nicht 100, sondern 125 Dollar.

Pfitschdich! — Um meine lachende Grimasse zu verdecken, mußte der „Schwarze" über die Zähne hinaus, an dessen Stelle sofort die kurze Stummelpfeife trat, auf deren dicker Hartgummispitze ich vor Vergnügen wie ein Nilpferd herumbiß. Ich war sicher, daß ich binnen acht Tagen meinen Kontrakt erfüllte, und die 125 Dollars kamen dem in der Höhle des Löwen festgehaltenen „alien enemy" (feindlichen Ausländer) als Verwundetenzulage ganz gut zu statten. Mein anwesender Freund, der Spitzel, flüsterte mir zu: „Bist du sicher, daß du das Luder erwischen kannst?" — „Ja!" — „Na — dann gut Glück! Da kannst du dir in deiner Lage mal leicht eine fette Schnitte schmieren!"

Ich blinzelte recht verschmitzt und dann — „Heh, ihr Farmer, jetzt macht euch mal nach Hause und kriecht mir nicht auf den Feldern herum, wenn es nicht sein muß. Eure Hunde legt hübsch an die Kette, wenn sie mir nicht in die Eisen geraten und den Raubtierfang stören sollen."

Zustimmendes Gemurmel und allseitige Heimkehr. Nur ich blieb, auf dem Gaule sitzend, und wartete, bis sich die Bande entfernt hatte. Dann ritt ich über die Felder und der Hills-Grenze, dem vorgenannten „Tor" zu, um die Fährten des geheimnisvollen Räubers aufzuspüren. Denn nur vom „Tor" her konnte er kommen.

Im ganz langsamen Schritt ritt ich die Felder und den Rand der Hills ab und betrachtete vom Sattel aus jeden im vom Frost zerkrümelten, staubigen Ackerboden sichtbaren Eingriff und besonders jeden Wechsel, der vom Felde in des Waldes tiefste Gründe führte. Nichts Auffälliges — nur Wolfsfährten und dazwischen hin und wieder die zarten Füßchen vom Fuchs. Längst war ich am meilenlangen Tor vorbei, die Felder lagen weit hinter mir, und nun ritt ich in nordöstlicher Richtung zwischen die schon stark bewaldeten Ausläufer der Hills hinein. Dort stieß ich auf ein Stück frisch umgebrochenes Land, das glatt eingeeggt war zur Aufnahme der Frühjahrssaat.

Das Ackerstück gehörte zu einer Heimstätte, auf der sich vor einigen Monaten ein aus den nördlicher gelegenen Regionen hier zugewanderter Halb-Eskimo angesiedelt hatte. Ich kannte den Mann noch nicht persönlich. Vom Hörensagen wußte ich nur, daß er ein noch ziemlich junger Mensch, unverheiratet und die meiste Zeit niemals in seiner Hütte anzutreffen gewesen war.

Das frisch geeggte Ackerstück zog mich magnetisch an — ein Stück Leithund, wenn er auch mohrenschwarz war. Ich ritt jeden Furchenstreifen ab und da — Donnerwetter! — Aus dem verwilderten Busch heraus führte über eine größere Ecke des Ackers ein schnurgerader Pfad, der aus geringer Entfernung sich wie ein Hasenwechsel abzeichnete. Gleich der erste Blick in die Fährtenrinne genügte mir — hier war der ständige Paß eines Tieres, das nach genauer Beobachtung der Zeheneindrücke dem Hundegeschlecht angehörte, kein Wolf, aber auch kein gewöhnlicher Hund war. Der Paß mußte von dem Tiere sehr stark benutzt werden, und zwar aus beiden Richtungen, deren eine dem Settlement, die andere den Hills zu zeigte. Wenige Minuten reiflicher Überlegung genügten, mich zu überzeugen, daß ich den Paß des geheimnisvollen Schaf- und Viehräubers gefunden hatte. Zu welcher Sippe dieser gehörte, war mir jetzt noch nebensächlich, die nächsten Tage würden mir sichere Aufklärung bringen. — Ich wandte mein Pferd vom Ackerstück und ritt in der Richtung auf das „Tor" zurück. Und wieder fiel mir im Nachdenken ein Umstand in dem räuberischen Verhalten des Tieres auf, nämlich — das Raubtier hatte seinen Schlupfwinkel in den Hills, wo Elch, Wapiti, Hirsch und allerhand anderes Wild „haufenweise" stand, an dem er seine Mordlust kühlen und den Hunger stillen konnte — warum machte es seine allnächtlichen Raubzüge ins Settlement, um mit Vorliebe Haustiere zu reißen? Eine noch etwas verschwommene, aber mit jeder Minute scharfen Denkens immer gewisser und klarer werdende Ahnung dämmerte in mir auf. „Sollte es ein — aber, Donnerwetter — wie käme —."



Bild 37. „The Great Divide", die große Wasserscheide unweit Field an der Canadian-Pacific-Bahn. Dort teilen sich die Ströme nach der pacifischen und atlantischen Küste.

Zu Kapitel 4.



Bild 38. Die Station Glacier mit dem Hotel „Glacierhouse" an der Canadian-Pacific-Bahn (Felsengebirge).

Zu Kapitel 4.



Mit einem Ruck hielt ich das Pferd an, blitzschnell rechneten meine Gedanken die Entfernung aus, die mich einerseits von meinem eigenen Bau, anderseits von den Farmern trennten, wo ich meinen Wagen gelassen hatte. Bis zu mir waren es in Luftlinie annähernd 7 englische Meilen, bis zu den Farmern vier. Ehe ich zu letzteren kam und dann erst heimwärts fuhr, war ich von hier aus längst zu Hause und wieder fort. Allerdings — der für meinen defekten Schenkel immerhin weite Ritt durch die urbildliche Wildnis, in der es nur selten eine hohle Gasse gibt, würde mich zu mancher schmerzverzerrten Grimasse zwingen, aber — hol's der Deibel — „Giddap, Jimmy!"

Mein „Indianer" schien zu riechen, daß sein Herr wieder einmal was ganz Besonderes im Schilde führte, wovon das meiste doch nur auf Jimmys Gewandtheit in der Wildniskriecherei ankam. Er streckte nach seiner Gewohnheit den Hals, die Nüstern wie ein Fährtenhund weit voraus und flitzte im schlanken Galopp über das noch hindernisfreie Gelände dahin. Den langgezogenen Hügelrücken, das Tor, nahm er der vielen Stumpfen, Löcher und sonstigen Hindernischen wegen im kurzen Nudelgalopp — bis wir ins Dickicht und Fallholz kamen. Aber er hatte eben die Kriecherei weg aus dem ff! Freilich — hin und wieder, aber nicht zu selten — entfuhr mir ein frommes Stoßgebet, wenn mir so ein hübscher Schmetterling in Gestalt eines prellenden Astes meinen Schenkel streichelte, recht angenehme Gefühle und ein dankbares Lächeln bei mir hervorrufend. Immer lustig weiter — Giddap, Jimmy!

Mein Bau war erreicht. „Mutter" wurde mit wenigen Worten von dem sicheren fetten Bissen unterrichtet, dann schnell zwei Eisen 11, I. Größe*), an den Sattel, den im Gummi-

*) Grells Universal-Tellereisen mit viereckigen Bügeln Nr. 11, I. Größe, Bügelspannung 28 : 22 cm, Gewicht $2^3/_4$ kg ohne Ankerkette. Gebaut speziell für Wolf, Luchs, Otter, Dachs usw. Die Eisennummer (Größe) hat sich nach meiner reichen Erfahrung für den Wolf als zu stark gezeigt, und für den L u c h s — (letzterer sehr empfindlich an den Branten) — als v i e l z u s t a r k. Eisen Nr. 11, II. Größe, für Wolf mehr als genügend. Die besten Erfolge — ohne Laufbruch — im Wolfsfang hatte ich mit 11 B, III. Größe (bekanntes Fuchseisen). Es hielt den s t ä r k s t e n Wolf unbedingt fest und war für Luchsfang ausgezeichnet.

beutel steckenden „Stinktopf" an die andre Seite und — heidi! — Deibel noch mal — wie die Raubtierpassion meinen Hinterlauf wieder reit- und galoppfähig gemacht hatte. Ich spürte ihn überhaupt nicht mehr, sondern mir kam es vor, als klebte ich nur mit einem Bein am Pferde. Aber es wurde geschafft. Ein Eisen bettete ich auf dem Paß, der über den Acker führte, das zweite Eisen legte ich einige Schritte neben den „Auslauf", Richtung Settlement — im dichten Busch und umlegte es mit einigen Brocken aus dem Stinktopf. Dann ritt ich — diesmal hübsch langsam und bedächtig — zu dem Farmer, um meinen Wagen abzuholen. Dort gab ich über nichts Auskunft, sondern sagte nur, daß ich „einige Anhaltspunkte" ausgeklügelt hätte. In den nächsten Tagen würde ich wieder in dem Settlement sein.

In der darauffolgenden Nacht gab es bei mir und Muttern keinen Schlaf. Meine Wunden hatten sich infolge des wilden Rittes über ihren verrückten Besitzer derartig aufgeregt, daß halbstündige kühle Kompressen immer in glühendem Zustande abgenommen wurden. Trotzdem mußte ich am nächsten Morgen den 14 Meilen weiten Hin- und Herritt zum Fangplatz riskieren, um nachzusehen. Das Aufsitzen ging heute unter allen Hunden. Mutter mußte den Stuhl neben das Pferd stellen, und während ich mit zusammengebissenen Zähnen in den Sattel krabbelte, suggerierte meine Frau dem Pferde die Ermahnung ein: „Heute gehst du aber hübsch langsam, Jimmy, sonst kann morgen ‚der Alte' überhaupt nicht aus dem Bau! — Jawohl Jimmy — immer langsam voran, daß der alte Krüppel mitkommen kann."

Trotz aller Besorgnis mußte meine Frau doch über mein koddriges Mundwerk feixen. Aber, erst wieder auf dem „Trip", ging das Reiten doch besser, als ich gedacht hatte. Ich ritt geradeswegs durch die Wildnis auf das Ackerstück zu. Vom Gehölzrande aus ließ mich ein einziger Blick zu dem Wechsel hinüber erkennen, daß das dort eingebettete Eisen aus seinem Lager gerissen war. Ich ließ mich aus dem Sattel gleiten, ließ Jimmy unangebunden im Gebüsch — (er entfernte sich nie-

mals, war gewöhnt, stundenlang auf einem Platze zu stehen, vertrieb sich die Zeit mit „Knabbern", und dauerte ihm die Geschichte zu lange, legte er sich und riskierte ein Schläfchen) — stehen und humpelte zum offenen Eisenlager hinüber. Wirklich — der Fang war geglückt. Die beim Eisenlegen von mir als „Spurschnee" vor und hinter dem Eisen auf den Wechsel gestreute Stauberde zeigte mir eine solch abnorm starke Hundegeschlechtsfährte, daß ich fast sicher war, mit meiner am vorigen Tage aufgedämmerten Ahnung, mich nicht geirrt zu haben.

Die Ankerspur zeigte quer über das Feld in hohes, mit dichtem Gesträuch verfilztes Holz. Als ich an dessen Rande anlangte, fing es wenige Schritte drinnen fürchterlich an zu toben, dazwischen hinein drohendes Knurren. Um eine der zur Zeit unersetzlichen Mauserkugeln zu sparen, nahm ich die Browningpistole zur Hand und arbeitete mich vorsichtig durch den Filz von Weiden und Jungwuchs. Ja — dort hing er! Dieselbe „Raubtierart", auf die mein Animus mich bereits gelenkt hatte. Derselbe Bursche, dessen Brüder und Schwestern ich bereits auf einer Jagdreise im hohen Norden kennen und „lieben" gelernt hatte. Ein langgestreckter Körper, länger als der Wolf, mit an den Seiten grauem halblangem Haar, der Rücken und die oberen Seiten ein mehr rötliches Schwarzbraun, tiefschwarze Rückenlinie, kurze Stehohren, sehr breiter Schädel mit sehr langem und fast spitz zulaufendem Fang, mit dem scharfen Gebiß; die kleinen, tiefliegenden tückischen Augen; die hohen, schlanken Läufe mit den zur Schlankheit im Widerspruch stehenden, abnorm starken Zehen und Ballen; die halblange, scharfgebogene Säbelrute mit langem, schwarz-rötlich-grau gesplittertem groben Haar. Der reinste Tpyus des Eskimohundes*) — und ganz sicher der Schaf- und Viehmörder.

Ich ging bis auf einige Schritte heran. Das Tier stand mir jetzt völlig frei, denn jeder Strauch, jedes schwache Pappel-

*) Siehe Kapitel I.: Die geheimnisvollen Wölfe am Klarwasserfluß. (Der Verfasser.)

stämmchen war radikal abgebissen. Das Eisen saß fest am rechten Vorderlauf. Jetzt ein ohrenzerreißender Heuler, genau wie bei einem im Eisen hängenden Wolf, dann plötzlich ein Ruck nach rückwärts, ein kurzes, zorniges Knurren, ein Blitz in den grünfeurig schillernden Sehern, dann ein blitzschneller Sprung nach mir. Er konnte mich nicht erreichen, der Anker hakte fest, und die Gewalt des Sprunges warf ihn dermaßen hin, daß er sich Hals über Kopf überschlug. Ich ließ ihn nicht länger toben, eine Browningkugel in den Schädel beförderte ihn in die ewigen Jagdgründe.

Die sofort vorgenommene Untersuchung des Magen- und Darminhalts brachte einen Riesenfraß zutage. Er war förmlich vollgesackt mit frischem Schaffleisch, und auch eine ganze Wulst halbverdautes „Rindfleisch mit Kälberhaaren" wurde den Därmen entnommen. Diesem Befunde nach mußte er in letzter Nacht einige neue Räubereien im Settlement verübt haben. Auf dem Rückwege hatte er sich alsdann gefangen.

Der Hund gehörte auf alle Fälle dem Eskimo-Ansiedler. Was nun machen? Den armen Teufel den Entschädigungsforderungen und gerichtlicher Schererei aussetzen? Nach dem Gesetz war er für alles haftbar. Wenn er auch vielleicht jetzt nicht bezahlen konnte, so brauchten die geschädigten Farmer seine Heimstätte nur mit der Entschädigungssumme belegen zu lassen, dann m u ß t e er bezahlen, wenn er das Eigentumsrecht an seiner Farm erlangen wollte.

Na — ich zerbrach mir durchaus nicht lange den Kopf, sondern stopfte die gesegneten Mahlzeiten wieder in den Bauch, schnürte diesen mit einer Schnur zusammen und zog das Luder bis an den Gehölzrand. Dann holte ich mir das andere Eisen sowie das Pferd und packte dem an dergleichen Dinge gewöhnten Indianer alles auf den Sattel — selbstverständlich mich mit.

Nun ritt ich ungefähr zwei Meilen am Rande der Hills in der Richtung Settlement zurück, bis eine wildverwachsene Gehölzstelle mich zum Einbiegen in die eigentliche Wildnis veranlaßte. Zwischen faulenden Riesenstämmen, sperrästigem

Fallholz und filzigem „Brush" (Gestrüpp) markierte ich einen Fangplatz, warf den Hund darauf, klemmte den Vorderlauf wieder zwischen die Bügel und hakte den Anker fest. Nachdem ich mich überzeugt, daß alles ganz natürlich aussah, ritt ich zu dem Farmer, bei dem ich tags zuvor gewesen war. Er kam mir mit der Frage entgegen, ob ich schon von der neuen Mordtat des Raubtieres in letzter Nacht gehört hätte — zwei bisher noch nicht geschädigte Schafzüchter waren gebrandschatzt worden. Ich antwortete mit Ja! — „Wer sagte es Ihnen?" — „Ich habe heute früh das Raubtier gefangen und seinen Magen untersucht. Er war vollgestopft mit Schaffleisch und Teilen vom Rind."

Der Farmer starrte mich ungläubig an, ich gab ihm jedoch sofort kurzen Aufschluß, nur nicht über die Gattung, zu welcher der Räuber gehörte. Die beiden Söhne des Farmers mußten sich sofort auf die Pferde werfen und das Settlement von dem glücklichen Fang in Kenntnis setzen. Wer das Biest sehen wollte, mußte zu einer bestimmten Zeit an einem gewissen Feldstück in der Nähe des markierten Fangplatzes sein. Die als Prämie gezeichneten Dollärchen waren mitzubringen!

Während die Jungens den Auftrag ausführten, lud mich der Farmer zum Mittagsmahl ein. Die ganze Familie konnte sich nicht genug wundern, wie es mir möglich gewesen sei, den Räuber im Handumdrehen zu fangen. Auf Einzelerklärungen ließ ich mich selbstredend nicht ein, meine einzigen Antworten darauf waren ein überlegenes Lächeln und die wenigen Worte: „Jägers Kunst und Jägers Stolz". Als Nachspeise legte mir der Farmer die gezeichneten 25 Dollars auf den Tisch.

Sofort nach dem Essen gingen wir — d. h. ich ritt und der Farmer samt seiner aus drei Köpfen bestehenden „Dämlichkeit" galoppierte neben mir auf Schusters Rappen — zum benannten Sammelplatz. Bis zur festgesetzten Zeit fehlte fast noch eine Stunde, als wir dort ankamen, und doch war die ganze Bande, Männlein und Weiblein, und eine erschreckende Zahl von Kindern bereits anwesend. Über eine solche Pünktlichkeit mußte ich heimlich lachen. Warum? Der Gemeinde-

pfarrer würde seine hellste Freude gehabt haben, wenn nur eines seiner frommen Schäfchen sich bei den Kirchenbesuchen so pünktlich eingefunden hätte wie heute, wo es zum Richtplatz ihres „Geziefermörders" ging. Das meinem Erscheinen am Sammelplatz Folgende war schnell erledigt. Alle Fragen wurden meinerseits nur mit e i n e r Antwort abgetan: „Erst das Geld, dann die Ware!" Die Hundertfünfundzwanzig kamen richtig ein, das Notenpäckchen rutschte in die Innentasche meines Lederwamses und dann: „Come on, Ladies and Gentlemen!"

Als wir am markierten Fangplatz angelangt waren, hingen aller Augen mit Scheu und Staunen an dem geheimnisvollen Räuber, der zwar allseitig als „Hundeluder" beschimpft, dessen wirkliche Abstammung aber von niemandem erraten wurde. Dieses Rätsel vielleicht doch noch bei längerer Besichtigung zu lösen, ließ ich im Interesse des Eskimos keine Zeit, denn kaum hatte ich den Hund ausgeworfen und den Leuten den Magen- und Darminhalt gezeigt, packte ich das ganze Krämchen — Eisen und Hund — zum zweiten Male auf den Sattel, ließ mir von einigen Umstehenden mein eigenes Ich auf den Pferderücken helfen und dann: „Good bye, — wenn ihr mich wieder mal zu „sowas" brauchen solltet." Ein Schlesier brummte zur Antwort: „Das Ludar hot uns genug gefrassa. S'wird wull ne gleich a zweeter kumma."

„Sah'n se, dos is a Geschäft, dos bringt noch was ein." Im Abreiten pfiff ich laut das schöne Lied'l, ich kam aber nicht weiter in der Melodie, denn plötzlich hörte ich den Schlesier laut sagen — fast schreien —: „Dar Mensch wird uns wull nich ogesch . . . . ham, daß dos Hundeluder gor niche der Räuber is?"

Mit einem Ruck warf ich das Pferd herum und ritt zu der Gruppe zurück. Mit scharfer Stimme fuhr ich den Sprecher an: „Heh, Bruder Usinger, wie meinen Sie Ihre letzten Worte?" „Na — war'n Se ock ne glei biese (böse). Ich ducht ock su — amende hätten Se uns gefuhlt (genarrt, — Vermischung von englisch und deutsch — fool — sprich fuhl = Narr) und Sie

hätten dahn Hundeluder s'Schöpsenfleesch und de Rindsloden salber a senn Bitch gestuppt. Na — nahm's ok dan Spoß niche glei üb'l."

Meine Antwort war sehr kurz — Schafskopf! Dann brachte ich so schnell wie möglich meine Beute — „fetten Bissen" und „Hundeluder" — heim, wo ich das Biest schnell abbalgte, den Kadaver verbrannte und den Balg aus dem Gesichtskreis etwaiger Neugieriger verbannte. Damit war das „ominöse Raubtier" erledigt, Schafherden und Jungvieh haben Ruhe gehabt — mit Ausnahme von einzelnen Räubereien durch Wolf, Luchs und Vielfraß, mitunter vom Bär, und die Farmer wissen bis heute noch nicht, welcher Art der Räuber gewesen, ebenso weiß der Eskimo, der später öfter Besucher bei mir war, nicht, wo damals sein „verry good dog" hingekommen ist. —

Im Anschluß an obiges möchte ich dem Leser noch einigen Aufschluß über den Eskimohund geben. Dieser gelangt nur in seltenen Fällen durch Eskimo-Mischlinge oder Nordlandjäger nach den südlicher gelegenen Gegenden. Hier ist seine Lebensdauer sehr kurz. Infolge seiner großen Gefährlichkeit für Mensch und Tier wird er bald erschossen oder vergiftet. Diese eigenartige, in die Klasse der gefährlichsten Raubtiere „eingetragene" Hunderasse, deren Gefährlichkeit diejenige des „Timber(Wald-)wolfes" weit übertrifft, soll von letzterem abstammen. Wohl lassen gewisse Merkmale auf letzten Punkt schließen, aber nicht nur ich, sondern auch viele, mit guter Beobachtungs- und Tierforschergabe ausgerüstete Nordlandjäger sind der Ansicht, daß der Eskimohund eine eigene Kategorie darstellt. Die in ihm steckende Wildheit und Mordlust ist nicht zu verwundern, denn um die massenhaften Würfe der Eskimohundefamilien kümmert sich niemand. Sie wandern in die Wildnis hinaus, verwildern vollständig und bilden sehr starke und sehr gefährliche Rudel, die sogar das stärkste Rudel Waldwölfe angreifen. Der Nordlandjäger fürchtet ein schwaches Rudel Eskimohunde weit mehr als die doppelte und dreifache Zahl Wölfe. Wenn der Schnee die Gefilde so hoch deckt, daß

es sogar dem hochläufigen Isegrim nicht mehr möglich ist, sich ein Stück Wild zur Stillung des wütendsten Hungers zu ergattern, dann geht der Wolf in ganzen Rudeln zum Angriff auf jedes Lebewesen über, das nicht flüchtiger durch oder über die Schneemassen kommt als er. Kein Schnellfeuer hindert das Rudel an der Ausführung des Angriffes — blindwütig stürmt der Wolf in das Gewehrfeuer, stutzt wohl mitunter, geht aber trotzdem darauf. Er kehrte — bzw. das ganze Rudel — wohl auch mitunter im Angriff dem Kugelregen den Rücken, ist aber in der nächsten Minute wieder im vollen Ansturm und läßt erst dann ab, wenn die meisten seiner Sippe gefallen und der von der Kugel verschonte so weit ermattet ist, daß er sich zur Flucht wenden muß. In gewisser Beziehung ist der Wolf also noch feige zu nennen.

Anders der Eskimohund. Ein Umkehren, eine Flucht gibt es bei ihm nicht. Er setzt seinen Angriff so lange fort, bis er entweder vernichtet wird oder Erfolg hat. Auch in Mordlust übertrifft er den Wolf. Letzterer mordet, um den Hunger zu stillen. Der Eskimohund dagegen ist wie der Marder im Taubenschlag. Junge Exemplare, wenn sie in verständige Hände kommen und keine r o h e n Abfälle von Haustieren erhalten — ganz besonders vom Schaf und Rind —, lassen sich indessen zu den treuesten, folgsamsten und anhänglichsten Schutz- und Begleithunden abrichten, denen jedes Hausgetier wurscht und schnuppe ist. In heutiger Zeit kommen durch Pelzhändler und Jäger hin und wieder Welpen vom Eskimohunde nach südlicher gelegenen Distrikten, um speziell als Jagdhunde auf Wölfe abgerichtet zu werden. Durch Kreuzung mit den bisher für die Wolfsjagd verwendeten „hounds", die sehr angenehme Begleit- und Herdenhunde sind, wird aus dem wilden, räuberischen Eskimohund nicht nur ein brauchbarer Schweiß- und Jagdhund, sondern vor allem ein passionierter Raubzeugwürger, der den stärksten Wolf und Luchs im Handumdrehen glatt erledigt. Besonders zur Bärenjagd sind diese Eskimohundkreuzungen ausgezeichnet.

Von der großen Gefährlichkeit der wilden Eskimohunde

den Menschen gegenüber will ich ein Beispiel anführen. Die nachstehend geschilderte Tragödie ereignete sich während der Pestzeit im Vorwinter 1918. Ein schottischer Ansiedler lebte mit seiner Frau und mehreren Kindern, von denen das älteste, ein Mädchen, 11 Jahre alt war, auf einer Heimstätte im wilden Busch. Ungefähr eine und eine halbe englische Meile davon wohnte sein nächster Nachbar, ein Halbblutindianer. Mit letzterem war der Schotte gut Freund, den er mehr als öfter besuchte, um bis zum Morgen Karten zu spielen und — selbstgebrannten Whisky in Menge zu vertilgen. Denn trotz strengster Prohibition (Alkoholverbot) im Lande brannte sich jeder heimlich seinen „Suff" selbst. — (Ich auch. D. V.)

Eines Morgens, kurz nach dem Frühstück, zur Zeit des Höhepunktes der menschenwürgenden Pestepidemie, ging der Schotte von seiner noch völlig gesunden Familie fort und zu dem Halbblut, wo heimlich die Spiritusbrennerei in Betrieb gesetzt und frischer „Suff" gebrannt wurde. Kurz nach Mittag kommt das elfjährige Mädchen in atemlosem Zustande bei dem Halbblut an, um ihren Vater, den Schotten, nach Hause zu holen, weil die Mutter ganz plötzlich erkrankt war und im Bett liege. Der Schotte schickt das Kind wieder nach Hause; er käme bald nach. Der denkt aber nicht daran, denn der seit einigen Tagen entbehrte und jetzt wieder in Menge hergestellte Schnaps hält ihn an der Quelle fest. Als es schon stark dämmert, kommt das Mädchen abermals zum Vater und bittet ihn weinend, doch nach Hause zu kommen, da die Mutter im Bett liege, fortwährend das und jenes erzähle und doch nicht auf die Kinder höre. (Fieberdelirien! D. V.)

Und was tat der total betrunkene Schotte, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, während das Halbblut ebenfalls schon mehr als genug getrunken hatte? Er schnauzt das Kind an und schickt es fort. Einige Minuten später kommt das Mädchen schreiend zurück und zieht den Vater an den Kleidern; er möchte doch mitgehen, denn unweit von der Hütte habe sie zwei große Wölfe gesehen, die sich ihr in den Weg stellten und nicht fortgelaufen seien. Der Schotte wäre wohl mitgegangen,

wenn ihm seine Beine nicht den Dienst versagt hätten und er, sinnlos betrunken, auf den Fußboden gestürzt und liegen geblieben wäre. Jedenfalls hat die Sorge um die kranke Mutter die Furcht des Mädchens vor den beiden Wölfen niedergedrückt. Sie hat den sinnlos betrunkenen Vater liegen gelassen und ist zur Mutter geeilt. Und während beide Süffel, der Schotte und das Halbblut, ihren Rausch ausschliefen, spielte sich unweit davon ein schauderhaftes Drama ab.

Als am andern Morgen, noch im Halbdunkel, der Schotte schwankend, mit wüstem Kopf und stierem Blick sich auf den Heimweg machte, fielen ihm unweit der Hütte des Halbbluts zwei große Tiere auf, die auf dem schmalen Pfad umherlungerten und sich durch die Ankunft des Mannes nicht stören ließen. Im ersten Augenblick sprach er diese als Wölfe an. Aber als er noch etwas näher ging, erkannte er in den Tieren die beiden Eskimohunde des Halbblut, die dieser seit einiger Zeit aus dem Norden mitgebracht und die er ständig an einer Doppelkette in einem Verschlag hielt, in der Absicht, sie zu zähmen und zur Wolfsjagd abzurichten. Da sah der Schotte, daß einer der Hunde an irgend etwas kaute, und zugleich fiel dem Manne ein heller Kleiderfetzen auf, der neben dem Pfad lag. Wie der Blitz tauchte in seinem umnebelten Hirn der Gedanke an die Vorgänge vom vorigen Nachmittag auf — an sein Kind, an die beiden „Wölfe", vor denen sie geflüchtet. Und da springt der plötzlich ernüchterte Mann auf die Hunde zu und sieht, was der Branntwein, von dem er sich gestern nicht trennen konnte, angerichtet hat — von seinem Kinde war nichts weiter übrig als einige kleine Reste und Kleiderfetzen.

Verzweifelt stürmt der Mann nach seinem Hause, hört schon von draußen die Kinder schreien und weinen, und als er die Stube betritt, findet er im Bett die Leiche seiner inzwischen an der Pest gestorbenen Frau. Und alles Unglück nur des Branntweins wegen, von dem er nicht genug saufen und von dem er sich nicht trennen konnte! Nach diesem Menschenraub waren die Hunde wieder zur Hütte des Halbblut zurückgekehrt, wo sie sofort erschossen worden sind.

Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß der Halbblutindianer an dem betreffenden Tage die Bestien deshalb von der Kette freigemacht hatte, damit sie keinen Menschen an die Hütte kommen ließen, um ungestört Schnaps brennen zu können. Beide Männer wurden wegen fahrlässiger Tötung schwer bestraft. Wenn ich mich der Strafe bzw. der Zeitungsmeldung noch recht erinnere, erhielt der Vater des zerrissenen Kindes drei Jahre bei schwerer Arbeit, weil er den Bitten des Kindes, das ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, nicht nachgegeben hatte. Die andern Kinder wurden ihm entzogen und in Pflege getan.



Zwölftes Kapitel.

Bären und Beeren.

Bären und Beeren — zwei schier unzertrennliche Dinge. Wo immer in den kanadischen Urwäldern die Wildbeere wächst, wird man in der Reifezeit den klobigen Gesellen antreffen; oft ganz unerwartet. Man mag in der beerenlosen Zeit hundertmal ein Urwaldstück durchstreifen, ohne dabei auch nur die Fährte eines Bären zu finden, so daß die Hoffnung des Jägers, in dem üppig wuchernden Gestrüpp auf Meister Petz zu stoßen, in ein Nichts zerfließt. Ein Kenner und Beobachter der Urwaldtiere weiß aber, daß die brummigen Gesellen in der beerenlosen Zeit sich zumeist an den Ufern mit Fischen besetzter Bäche, Flüsse und Seen am liebsten aufhalten, wo der Bär dem Fischfang huldigt, und wo er demnach auch immer vor die Büchse oder wenigstens vor das Auge des Jägers kommt.

Inzwischen zieht der Juli ins Land. Auf den Ackerstücken der Ansiedler, die sich durch die langsam fortschreitende Besiedelung hier und dort in der Wildnis, im Urwald eingenistet haben, kommt der ausgesäte Hafer in die „Milch", und die vielartigen Beeren reifen mit staunenswerter Schnelligkeit. Darauf hat der Bär mit Sehnsucht gewartet, denn von der bisherigen

Frühjahrskost — tagtäglich Fleischnahrung, Fische, Frösche, Käfer, hin und wieder ein Gelege Enten- und Wildhühnereier, oder sonstigem Fraß, der seine langen Seiten füllen kann, — ist ihm übel um den Magen geworden. Das bißchen vegetabilische Kost und der hin und wieder aus der Erde oder einem verfaulten Wurzelstock herausgeschleckerte Honig vermag seine Übelkeit auch nicht zu beheben, und deshalb sucht er den in der Milch stehenden Hafer und diejenigen Stellen auf, wo viele Beerensträucher wachsen, um das schon lange gewünschte Kompott und durch dieses die so nötige Abführkur zu finden. Ob bei Tag oder bei Nacht — dreist sucht er das Haferfeld auf, streift mit dem Fang die Rispen ab und führt sich unter vergnügtem Brummen und Schmatzen die milchigen und süßen Körner zu Gemüte. Beträchtlichen Schaden richtet er auf diese Weise dem Ansiedler an, denn „Mister" braucht viel „Süßstoff", und wenn er genug davon hat, tut er sich einfach im Hafer nieder und hält den Verdauungsschlaf. Dann erhebt er sich, läßt die kleinen, noch schlaftrunkenen „Seher" im Kreise über das Haferfeld schweifen, als stelle er Berechnungen darüber an, wieviel Schmause das Feld für ihn noch liefere, und dann steht er plötzlich, wie sinnend, einige Zeit regungslos. Wo war es nur, wo er letztes Jahr den mächtigen Beerenschlag gefunden? Wo er seiner Naschsucht an den prächtigen und zuckersüßen „Saskatoon-"*) und Himbeeren so stark gefrönt, daß aus der einfachen Abführkur gefährlicher

---

*) Die Saskatoonbeere wächst auf Sträuchern von sehr fester Holzart und in kleinen Trauben, ähnlich der Johannisbeere. Gleicht an Größe überhaupt der großen schwarzen Johannisbeere, hat jedoch mehr Festigkeit im Fleisch. Farbe dunkelkarmesinrot mit heidelbeerblauem Anflug. Geschmack im rohen Zustande vorzüglich; aber wenn zu viel auf einmal genossen werden, gibt es Bauchkneifen und Durchfall. Wein von dieser Beere übertrifft jeden andern Beerenwein. Im eingekochten Zustande die feinste Delikatesse. Ist vor dem Weltkriege auch versuchsweise nach Deutschland eingeführt worden unter dem Namen „Amerikanische Wunderbeere". Es ist möglich, daß sich in den Großgärtnereien noch Exemplare befinden, jedoch konnte ich bis jetzt nichts Näheres darüber erfahren; ebenso nicht, ob sich die Pflanze für unsere klimatischen Verhältnisse eignet. Der Verfasser.

Durchfall wurde? Tagelang war er gezwungen gewesen, alle paar Minuten „Hundestellung" einzunehmen, und im Magen hatte es gebrannt und gegoren, als ob eine Spritfabrik in ihm im vollsten Betriebe wäre. Ganz zum Brechen war's ihm gewesen; kein Appetit auf irgend etwas, und dabei hatten die leuchtenden Beeren ihm höhnisch zugenickt: „Magst mi net?" Brrr! Geschüttelt hatte es ihn vor Ekel. Und ganz schwach auf den klobigen Branten war er geworden; und wenn er sich zum Schlafen hinstreckte — auwaigeschrien! Er konnte nicht liegen; fortwährend drückte es ihn dahinten, so daß er seine Ruhe zumeist in „Hundestellung" verbringen mußte. Erst als sein Instinkt ihn zu den wilden Melissen führte und er mit Ekel die stinkenden Blättchen abgeäst — dann war's in einigen Tagen besser geworden. Dieses Jahr würde er vorsichtiger sein, mehr Maß beim Genuß der Beeren halten. Aber wo war nur der große Beerenschlag? Unweit von hier war es gewesen. Ein ganzes Jahr lang war er eben nicht mehr hierher gekommen und hatte die Stelle aus dem Gedächtnis verloren. Aha — jetzt weiß er es! Da drüben in den „Hills", gleich hinter dem ersten Hügel sind die Steingruppen, die mit Beerensträuchern überwuchert sind. Langsam und bedächtig steuert der lüsterne Bursche der Richtung zu. —

Eines Tages im Juli hatte Petz wieder einmal meinem Haferfeld einen recht bemerkbaren Besuch abgestattet. Ich verfolgte ihn tagelang, kam an den Burschen mehrmals sehr nahe heran, aber nicht zum Schuß. Es war ein kolossal starker Braunbär und, wie ich bald feststellte, ein sehr gerissener Bursche, der mir ständig auswich und mir den Wind abzugewinnen suchte. Meine Hunde hatte ich zu der Suche absichtlich nicht mitgenommen, sonst hätten sie mir schon am ersten Tage den Bären gestellt; einesteils der unerträglichen Hitze wegen ließ ich sie zu Hause, anderenteils aber wegen der Gefahr, in die sie geraten konnten, wenn sie zufällig in dem geradezu wie Vollsaat stehenden Jungwuchs auf den braunen Burschen stießen, der ja weit gewandter und angriffslustiger ist als der etwas stärkere Schwarzbär. Eines Tages nahm ich sie aber

doch mit, als ich beim Besichtigen meines Getreides wiederum die Schandtaten des Bären in meinem Hafer feststellte, dem er in der Nacht einen neuen Besuch abgestattet hatte. Seine Fährte zeigte diesmal nach lichter stehendem Holze und fast kahlen Hügelgruppen. Nach mehrstündiger Suche, diesmal mit „Bobby" und „Raudy", machten letztere den Braunen am hügeligen, völlig baumlosen Ufer eines langgestreckten, aber schmalen Sees hoch, als ich selbst noch zu weit entfernt war, um schießen zu können. Der Bär nahm sofort nach dem Hochwerden den See an und watete, bis zum Rücken im Wasser pantschend, quer durch den See dem andern Ufer zu, wo er bald meinem Blick entschwand.

Einige Tage schien es, als ob der Braune die Verfolgung und die Hundehatz übelgenommen und sich verdrückt hätte. Eines Morgens stellte ich seinen Besuch im Hafer wieder fest. Infolge Zeitmangels war es mir nicht möglich, ihn sofort am Morgen zu verfolgen. Erst in den Vormittagsstunden machte ich auf meinem Lande eine kurze Streife, die erfolglos verlief. Einige hundert Schritt von meinem Hause entfernt befanden sich neben andern hohen Hügeln auch ein sehr hoher, zumeist aus Steinflözen und Steingruppen bestehend, die mit üppig wachsenden „Saskatoon-" und Himbeersträuchern dicht bestockt waren und ein richtiges Beeren- und Bärengehege bildeten. Die Sträucher hingen zum Brechen voll von reifen Beeren, und besonders die „Saskatoons" konnte man eimerweise von einem einzigen Strauch abstreifen. Es war nicht nur möglich, sondern sogar ganz wahrscheinlich, daß der Bär das Gehege besuchte oder drinnen steckte. Deshalb spürte ich vorsichtig den Hügel ab, ohne vorerst in das Dickicht einzudringen. Ich fand auch bald mehrere ältere und einige frische Losungshaufen, die aus nichts anderm bestanden, als aus Beerenkernen und unverdauten Haferschalen. Dann durchstöberte ich das Gesträuch und Beerengehege, ohne den Burschen hochzumachen. Er war also nur hier gewesen, ohne sich einzuschieben.

Die massenhaften Beeren sollten aber keinesfalls am Strauch verfaulen oder nur den Appetit des Bären stillen; auch

wir selbst wollten unsern Teil zu Wein und zum Einkochen einheimsen. Nach dem Mittagessen ging ich mit meiner Frau — die Hunde mußten das Haus hüten — mit Eimern zu den Beeren, um zu ernten. Während meine Frau an den lichteren Stellen pflückte, zwängte ich mich, den Mauser auf dem Rücken, den Eimer in der Hand, mitten in das dichteste Gehege. Allmählich hatte sich meine Frau, trotz meiner Warnung, ungefähr 50 bis 60 Schritt von mir entfernt, und ich rief sie deshalb näher zu mir heran. Zwar hatte ich vormittags das Gehege gründlich nach dem Bären abgesucht, und war für sie Gefahr scheinbar nicht vorhanden, aber Vorsicht schien trotzdem geboten. Kaum hatte ich gerufen und meine Frau, die am Fuße des Hügels gepflückt hatte, mir Antwort gegeben, als ich plötzlich ihren lauten Schreckensschrei hörte. Den Mauser vom Rücken reißend und ihn unter ungestümem Durchbrechen des mich einhüllenden Dickichts entsichernd, gelangte ich mit wenigen Schritten auf eine übersichtliche Stelle. Wie ein kalter Stahl drang mir das Bild, das sich mir bot, bis ans Herz hinan. Aber — um Gottes willen — die Ruhe bewahren und die Geistesgegenwart! Da unten am Hügel stand meine Frau und schien vom Schreck gelähmt zu sein, während 5 bis 6 Schritt vor ihr sich der mächtige Körper des Braunbären in demselben Moment aufrichtete, als ich die lichte Stelle betrat. Der Bär befand sich zwischen mir und meiner Frau, ein Schuß auf ihn mußte gleichzeitig meine Frau treffen. Nach der Seite zu springen, um eine günstige Schußrichtung zu erhalten, war unmöglich. „Nieder!" Mein gellender Ruf riß meine Frau aus ihrer gefährlichen Erstarrung. Sie knickte blitzschnell zusammen, und ehe der Bär einen Schritt tun konnte, fuhr ihm die Kugel von hinten in das Genick. Er brach im Knall zusammen und wäre unmittelbar auf meine Frau gekugelt, wenn diese nicht inzwischen die Geistesgegenwart wiedergefunden und sich nach dem Schusse sofort zur Seite geschnellt hätte. Eines Fangschusses bedurfte es nicht; das Geschoß war vom Genick aus glatt durch den Schädel gegangen und hatte diesen total zerschmettert.

Erst jetzt, nachdem mein Fuß auf dem toten Körper des Bären ruhte und meine Frau mir mit schreckensbleichem Gesicht gegenüberstand, überlief mich ein leichtes Zittern, und es bedurfte mehrerer tiefer Atemzüge, um der nachträglich sich einstellenden Erregung Herr zu werden. Es ist eben auch für den kaltblütigsten Menschen keine Kleinigkeit, einen Mitmenschen in einer derartig gefährlichen Lage zu sehen, noch dazu, wenn dieser Mitmensch die eigene Lebensgefährtin ist. Ein einziger Brantenhieb, ein Biß — der Bär schafft gräßliche Arbeit! Der Bär hatte sicherlich erst nach meiner Vormittagsstreife die Beerenhecke aufgesucht, sich dann eingeschoben und war zufällig von meiner Frau „herausgetreten" worden. Bei größerer Entfernung zwischen meiner Frau und dem klobigen Burschen hätte er sich gedrückt; die unmittelbare Nähe eines Menschen macht einen Angriff fast jedesmal zur Gewißheit.





Dreizehntes Kapitel.

„Kiwatie."

Kiwatie — auf englisch sunshine oder auf gut deutsch Sonnenschein — sah ich zum erstenmal im Frühjahr 1914. Die Bekanntschaft erfolgte auf etwas eigentümliche Art und hätte meinem Pferde „Jimmy" beinahe das Leben gekostet. Ich hatte einen Ritt in die weitere Umgebung meines Jägerheims gemacht und lagerte in der Mittagszeit am Ufer eines Baches, der sich in hundertfachen Windungen durch den Urwald schlängelt. Einige Schritt neben dem Weidenstrauch, in dessen Schatten ich mich niedergetan hatte, um mein Mittagbrot zu verzehren, äste Jimmy vom frischen Grün des Ufers. Ich hatte noch nicht lange gelagert, da fiel mir Jimmys Benehmen auf, denn der alte gerissene „Indianer" äste plötzlich gar nicht ruhig und vertraut, sondern hastig und mit unruhigem Spiel der Ohren und der Augen. Ich kannte den Halunken zu genau, um aus seinem Benehmen zu ersehen, daß er irgend etwas witterte, das ihm nicht in den Streifen paßte, oder wenigstens seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ich ließ den Gaul nicht aus den Augen und zog meinen etwas abseits liegenden Mauser

griffbereit an mich heran; es war ja möglich, daß irgendein grobes Stück Raubwild in der Nähe bummelte, von dem Jimmy Witterung erhalten hatte. Plötzlich warf er hoch auf, denn unweit von uns knackte es mehrmals im Dürrholz, zwar leise nur, aber doch für mein und Jimmys scharfes Ohr deutlich zu hören. In einer Entfernung von höchstens 50 bis 60 Schritt schlich ein „Etwas", das aber infolge eines dichten Gesträuchs, das zwischen mir und jener Stelle stand, von mir nicht zu erblicken war.

Plötzlich krachte ein Büchsenschuß, und nur wenige Handbreit über Jimmys Widerrist riß die Kugel einen mächtigen Fetzen Holz vom Stamm. Mit einem Himmeldonnerwetter sprang ich auf die Läufe und brach, den Mauser in der Hand, zwischen dem deckenden Gebüsch hindurch und auf den unvorsichtigen Schießer zu. Nur eine grobe Unvorsichtigkeit konnte hier vorliegen. Und plötzlich antwortete meinem Donnerwetter ein lautes erschrecktes Ugh (Uff!). Wütend auf den Schießer, der mir um Handbreite meinen Jimmy zusammengeschossen hätte, hob ich den Mauser hoch, um dem Unvorsichtigen einen gehörigen Denkzettel durch einen Stoß mit dem Schaft zu versetzen, da — ließ ich die Waffe sinken, und auch die „Schmeichelnamen", die ich auf der Zunge hatte, blieben mir im Munde stecken. „Mädchen — warum schießt du auf mein Pferd?" Ich war verblüfft, ein Bengel hätte mich nicht aus der Fassung bringen können, aber angesichts dieses zu Tode erschrockenen Indianermädchens — fast ein Kind noch —, das mit „Hände hoch" vor mir stand, wußte ich im ersten Moment keine anderen Worte zu finden. Das 14 bis 15 Jahre alte Indianermädchen ließ die hocherhobenen Arme sinken, legte sie auf ihren Rücken und blickte beschämt zu Boden: „Karibu!" Dieses eine Wort, kaum hörbar geflüstert, sagte mir genug; sie hatte das H a a r meines Pferdes, dessen Bukskinfarbe im Sommer fast die gleiche wie beim Karibu (Renntier) war, für die Decke eines Stückes der genannten Wildart angesprochen, ohne sich aber zu überzeugen, ob in die graugelb gefärbte Decke wirklich ein Renn „eingewickelt" war.

„Kind, du mußt doch erst genau hinsehen, ehe du auf etwas schießt; bald hättest du mir meinen Buckskin erschossen. Wie heißt du?" —„Kiwatie!" — „Wer gab dir diesen Namen? Redmen (Rothäute) oder weiße Leute?" — „Beide." — „Zu welcher Reservation gehörst du?" — „Ich gehöre zu keiner Reservation; ich habe nicht Vater, nicht Mutter. Ich bin in der Missionsschule in Fort S. aufgewachsen; jetzt bin ich bei meinem Onkel, einem „Halfbreed" (Halbblut)." — Ich fragte sie nach dessen Namen. War es Zufall? Der Halbblutindianer, von dem ich meine übrigen Pferde „Golly" und „Nelly" gekauft hatte, war der Onkel des Mädchens und wohnte nur einen strammen Spazierritt von meinem Jägerheim entfernt.

„Kiwatie," sagte ich freundlich, „schau mir einmal in die Augen; ich möchte sehen, warum dich die Leute »Sonnenschein« getauft haben." Sie hob die Augen zu mir empor und lächelte leicht. Sonnenschein — ein anderer Name gehörte ihr nicht! Er blitzte ihr aus den tiefschwarzen Augen, lag über dem feinen, leichten Bronzeton ihres Gesichts, leuchtete aus den Grübchen ihrer Wangen, lag um ihren Mund; — Sonnenschein strahlte aus ihrem ganzen Wesen, als sie mir jetzt einen leichten Knicks machte, wie sie ihn in der Mission gelernt hatte. Ich plauderte eine Weile mit ihr und fragte sie nach diesem und jenem. Wegen ihres fast verhängnisvoll gewordenen Schusses hatte sie sich inzwischen beruhigt. Sie ging mit zu Jimmy, streichelte und liebkoste ihn und legte ihren Kopf an dessen Hals. Ein herziges Geschöpf! Dann reichte sie mir die Hand, ganz wie ein artiges Kind einer weißen Familie. Ihre Augen lachten dabei wie goldener Sonnenschein. „Good bye, ich muß nun zu meinem Pferd und zu Onkel." — „Du hast ein Pferd hier?" — „Ja, ein Stück weiter am Bach habe ich es angehängt."

Sonnenschein war verschwunden. Ein leises Knacken nur und Knistern im Dürrholz verriet die Richtung, die sie zu ihrem Pferd führte. Auch ich legte Jimmy den Sattel wieder auf und ritt weiter. — Monate vergingen; Sonnenschein hatte ich nicht mehr gesehen. Der Kriegsruf gellte durch das Land, und als der Winter kam, fand er mich auf dem Schmerzenslager.

An Sonnenschein hatte ich oft gedacht und oft mit meiner Frau von dem herzigen Kinde gesprochen. Auch sie hätte sich gern einmal am lachenden Sonnenschein erfreut.

Die sich überstürzenden Weltereignisse von 1914 und meine schweren Wunden ließen uns Sonnenschein vorübergehend vergessen. Das Frühjahr 1915 zog ein, und ich litt wahnsinnig machende Schmerzen an meinen Wunden. Wochenlang regnete es — die Regenzeit! — und kein freundlich-heiterer Sonnenstrahl drang als hoffnungsvoller Tröster durch die Fenster in meinen einsamen Bau. Da, eines Nachmittags, Hufegeklapper in meinem Gehöft! Wütendes Gebell meiner an der Kette liegenden Hunde meldet einen Fremden. Meine Frau tritt zum Fenster und gleichzeitig richte ich mich vom Lager auf. Ein Blick hinaus — Kiwatie! Wir freuen uns unendlich, daß Sonnenschein so unerwartet bei uns auftaucht. Meine Frau öffnet die Türe und ruft hinaus: „Kiwatie, come in!" Sonnenschein ist bis gegen Abend bei uns. Trotzdem sie sehr gut englisch spricht, plaudert ihr kindlicher Mund nicht viel. Meine Frau zeigt ihr dies und das aus Deutschland, — lauter Wunderdinge für Sonnenschein. Sie flicht ihr ein hellblaues Seidenband in das leicht zusammengebundene kohlschwarze Haar und ziert ihr auch den Hals mit einer feuerroten Schleife. Und Sonnenschein lacht und lacht und freut sich kindlich über den bunten Schmuck. Als der Tag sich zur Rüste neigt und Mutter Sonne bereits hinter den höchsten Hügelgruppen meiner Umgebung verschwindet, da huscht auch plötzlich Sonnenschein aus dem Hause, springt auf ihren kohlschwarzen Pony, winkt uns mit reizendem Lachen Lebewohl zu, und fort jagt sie in die dämmernde Natur. Um uns zwei Einsame im einsamen Bau wurde es nach Sonnenscheins Weggang dunkel und öde. Wir hatten das Indianerkind, den goldig-lachenden Sonnenschein, in unser Herz geschlossen.

Noch einigemal kehrte Kiwatie wieder bei uns ein; lange Monate lagen jedesmal dazwischen. Dann sahen und hörten wir nichts mehr von ihr. Die Ereignisse der Kriegsjahre, die für uns in der „Höhle des Löwen" Eingeschlossenen von ganz

besonders schwerer Bedeutung waren, lenkten unsere zeitweisen Gedanken an Sonnenschein auf andere Dinge über. Dann kam der Herbst und Vorwinter 1918, und die schwarze Pest (Lungenpest) hielt ihren Einzug in Kanada. Ich stellte mich in den Dienst der Menschlichkeit, trotz meiner noch ungeheilten Verwundungen, und ging als freiwilliger Helfer in die Pesthöhlen, um zu retten, was noch zu retten war, um zu trösten, wo es keine Hilfe mehr gab, und um den Sterbenden die letzten Augenblicke zu erleichtern.

Meine freiwillige Samariterpflicht bringt mich eines Tages ganz in die Nähe des Onkels von Sonnenschein, jenes Halbblutindianers, von dem ich meine Pferde kaufte. Ein unwiderstehlicher Drang lenkt nach getaner Pflicht meine flüchtige „Nelly" zu dessen Gehöft. Ich muß erfahren, ob Sonnenschein noch gesund ist. Eine alte Squaw (Indianerfrau) tritt mir vor dem Blockhaus des Halbbluts entgegen. Ich frage nur das eine Wort: „Kiwatie?" Die Alte murmelt einige indianische Laute, stößt die Tür auf und zeigt in den zweiteiligen Raum. Ich trete beunruhigt ein und stehe vor Kiwatie. Sie liegt auf dem ärmlichen Lager und ihre sonst sonnenglänzenden Augen sind starr auf mich gerichtet. Im ersten Moment halte ich sie für bereits tot, doch dann sehe ich, daß noch Leben in ihr ist und sie sich im Augenblick bei Besinnung befindet. Ob sie mich erkennt? — „Kiwatie!" — Der starre Ausdruck ihres Auges weicht. „Kiwatie, kennst du mich?" Sie versucht, mir die Hand zu reichen, doch ist sie vom Bluterguß aus Mund und Nase (den markanten Pestzeichen) zu stark geschwächt. Ich fühle ihren Puls. Spät, sehr spät kommt die Hilfe, aber noch ist Hoffnung. Hinter mir steht die Alte. Sie versteht kein Wort englisch, nur indianisch. Ich mache ihr durch Zeichen verständlich, was i c h will und was s i e tun soll. Sie versteht mich und geht mir bei meinem Samariterwerk an die Hand. Als die Sonne hinter den schneebehangenen Bäumen der Wildnis verschwindet, bin ich noch immer in der Hütte. Da schließt auch Sonnenschein ihre vom heißen Fieberschein befreiten Augen zu ruhigem Schlummer. Ich aber schleiche leise hinaus, um den Rettungs-

schlaf der Kranken nicht zu stören, steige auf meine „Nelly" und reite mit stiller Freude so schnell als möglich durch Wildnis und Schnee meinem eigenen Bau zu, um meiner Frau die frohe Botschaft zu bringen, daß Sonnenschein noch lebt und hoffentlich wieder gesunden wird, wenn — Gott es will! Am nächsten Morgen jage ich wieder zu ihr. Sonnenschein ist heute schon viel besser und lächelt mich dankbar an, als ich ihr einige Erfrischungen reiche. — Und Sonnenschein wurde wieder gesund, und gern denken ich und meine Frau heute noch an Kiwatie, das herzige Kind der roten Rasse.



Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b H., Berlin SW68, Kochstr 68—71.





